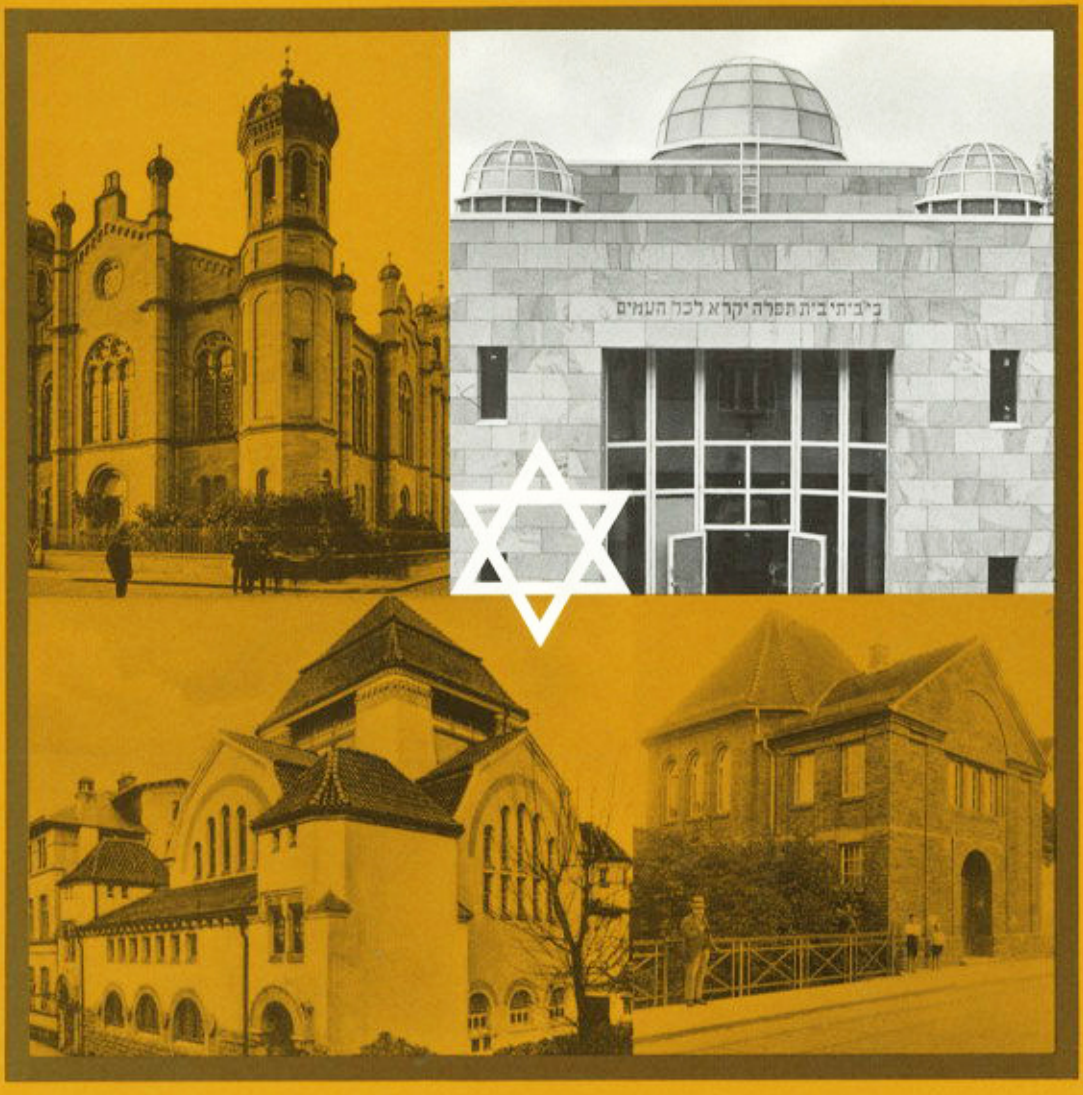
Eva Reinhold-Postina · Moritz Neumann (Hrsg.)



Das Darmstädter Synagogenbuch

Eduard Roether Verlag

Eva Reinhold-Postina · Moritz Neumann
(Herausgeber)

Das Darmstädter Synagogenbuch

Eine Dokumentation zur Synagogen-Einweihung
am 9. November 1988

Im Auftrag des Magistrats der Stadt Darmstadt
und der Jüdischen Gemeinde Darmstadt

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Eduard Roether Verlag

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

ISBN 3-7929-0165-X

© Eduard Roether Verlag, Darmstadt 1988
Herausgeber und Redaktion:
Eva Reinhold-Postina
Moritz Neumann
Umschlag: Claudius Posch, Darmstadt
Layout: Friedrich Kuhlmann
Herstellung: Roetherdruck, Darmstadt

Im Auftrag des Magistrats der Stadt Darmstadt
und der Jüdischen Gemeinde Darmstadt

Fotonachweis:

Kristina Breuer (Seiten 111, 113, 114, 115, 117, 118, 119, 120)

Roman Größer (14, 30, 102, 103)

Alfred Jacoby (16, 61, 62, 63)

Günter Jockel (128)

Jüdische Gemeinde Darmstadt (25, 29, 172, 174, 175)

Roland Koch (9, 15, 18, 57, 72, 75, 78, 83, 84, 85, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 134, 138, 140, 143, 146, 150, 153, 157, 164, 209, 211, 213, 214)

Mirko Krizanovic (17, 70, 77, 79, 86)

Privat (26, 27, 29, 33, 34, 178, 179)

Jürgen Schmidt (17, 47, 108)

Ernst Selinger (105)

Stadtarchiv (56, 167, 169, 170, 171, 177, 180, 181, 184, 185, 186, 188)

Staatsarchiv, Hess. (8, 192, 195, 203)

Claus Völker (32)

Das Darmstädter Synagogenbuch

Inhalt

Eva Reinhold-Postina, Moritz Neumann
Erinnerungen, Gefühle, Dokumente 10

Zeitplan, Fakten, Zahlen – Eine Chronologie 14

DIE ENTSCHEIDUNG

Günther Metzger
Die neue Synagoge – ein Zeichen an unsere jüdischen Bürger 20

Josef Fränkel, Moritz Neumann
Neues jüdisches Leben nach der Katastrophe 24

Landesrabbiner Dr. N. Peter Levinson
Möge sie unseren Weg erhellen für alle Zukunft 36

DER WETTSTREIT

Eva Reinhold-Postina, Moritz Neumann
Liberal in orthodoxer Haut 46

Max Eisler
Bau und Einrichtung der Synagoge 49

DER ENTWURF

Alfred Jacoby
Solitär und Mittelpunkt jüdischen Lebens 60

DIE GRUNDSTEINLEGUNG

Von der gesamten Bürgerschaft – mit glühendem Herzen
Aus der Rede von Oberbürgermeister Günther Metzger 71

Die Darmstädter Synagoge ist mehr als eine bloße Baumaßnahme
Ansprache des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Josef Fränkel 73

DIE BAUSTELLE

Dr. Wolfgang Rösch
Ein reizvolles Projekt für Planer, Bürger und Politiker 82

DIE BÜRGERAKTION

Rüdiger Breuer
Die Idee mit den Bausteinen 100

DIE FENSTER

Brian Clarke
The windows 109

Alfred Jacoby
Fenster nehmen die Geometrie der Synagoge auf 113

Dr. Suzanne Beeh
Farbe und Licht bestimmen seine Ideenwelt 121

Prof. Leo Leonhard
Das zerlegte Licht in seinen Spielarten 125

DER INNENRAUM

Rabbiner S. Ph. De Vries
Die Synagoge – mehr als ein Haus des Gebets 130

DIE BEDEUTUNG

Rabbiner Chaim Lipschitz
Nacht der Zerstörung – Tag des Aufbauens 152

Ritula Fränkel
„Mit angehaltenem Atem betrete ich den Neubau" 155

Klaus Staat
Wo fängt ein gutes Gewissen an? 159

DIE GESCHICHTE

Eva Reinhold-Postina
Darmstadts Synagogen: „Zur Besichtigung empfohlen" 166

Prof. Dr. Eckhart G. Franz
Jüdische Geschichte in Darmstadt 190

Moritz Neumann
Vertrauen lebt aus Taten 208

DIE ERINNERUNGEN

Arthur L. Dernburg
Herzzerreißend weinte das kleine Töchterchen 216

Josef Hirschkorn
Aus dem Leben einer jüdischen Glaubensgemeinde 220

Lou Kahn
Wenig Hoffnung für die Zukunft 226

Rachel Kosh
Auch Kommunisten trugen plötzlich die Uniform der Nazis 228

Kurt Mayer
Heute blüht neues Leben aus den Ruinen der Synagogen 240

Marion Mayer
Auch nach der Auswanderung blieb noch immer die Angst 244

Eliezer Netivi
„Eine menschliche Geste gab mir Frieden" 249

Sella Sprung
Die geistige Nahrung stand über Sport und Vergnügen 251

Lotte Swartz
Meine Freundinnen durften auf einmal nicht mehr mit mir sprechen 253

Prof. Dr. Kurt H. Wolff
Darmstadt war für mich die Welt 255

Gertrud Zipora Berthenthal
„Warum löscht denn niemand die Synagoge?" 258

DIE DOKUMENTATION 261



1938



1988

Eva Reinhold-Postina, Moritz Neumann

Erinnerungen, Gefühle, Dokumente

Vorwort der Herausgeber

9. November 1988: Die Stadt Darmstadt übergibt der Jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge. Sie ist ein Geschenk der Stadt an ihre jüdischen Bürger – 50 Jahre nach jener Nacht, in der in Darmstadt drei Synagogen angezündet und zerstört wurden.

Mit dieser Synagoge beginnt eine neue Phase der Existenz für die Jüdische Gemeinde in Darmstadt, ein neuer Abschnitt im Verhältnis der Jüdischen Gemeinde zu ihrer nichtjüdischen Umwelt.

Wie verhält es sich umgekehrt? Kann der Bau dieser Synagoge Normalität bringen? Kann dieses großzügige Geschenk die Erinnerung an die Vergangenheit wegwischen?

Nein. Es wäre zu einfach, wenn durch Bauwerke moralische Verpflichtungen abgelöst werden könnten. Träfe es zu, daß Bau und Übergabe der Synagoge an eine Jüdische Gemeinde alleine schon Zeichen wiedergekehrter Normalität wären, dann bedürfte es keiner weiteren Worte. Dann herrschte in der Tat Normalität.

Die Sorgfalt und die Akribie, mit denen sich die Stadt Darmstadt seit Monaten intensiv auf die Feierlichkeit zur Übergabe der Synagoge an die Jüdische Gemeinde Darmstadt vorbereitet, widersprechen freilich der Annahme, es herrsche Normalität. Sie widersprechen ihr durch Taten.

Einladungen an eine Vielzahl ehemaliger Darmstädter in aller Herren Länder, die Bitte an die einstmals Entrechteten, Verfolgten, Vertriebenen, nun in ihre Heimatstadt zurückzukehren, um dem großen Tag der Einweihung einer neuen Synagoge beizuwohnen, dies sind deutliche Zeichen einer eben nicht vorhandenen Normalität, Zeichen dafür, daß Normalität angestrebt wird, erwünscht ist und vielleicht dereinst sich einmal entwickeln wird – auf dem Boden einer funktionierenden und lebenden Jüdischen Gemeinde. Und zu deren Lebensfähigkeit gehört auf Dauer die Synagoge.

Bau und Finanzierung der Synagoge durch die Stadt Darmstadt haben in den zurückliegenden vier Jahren zu denkbar unterschiedlichen Reaktionen geführt. Natürlich waren auch sie wieder da, diese unverbesserlich Gestrigen mit ihren anonymen Schmähbriefen, mit ihren anonymen Telefondrohungen, die glaubten, es nicht verwinden zu können, daß „den Juden" jetzt auch noch eine Synagoge geschenkt werden solle.
Aber da waren – zum Glück – auch jene anderen, die ernsthaft und mit Überzeugung erklärten, der Bau einer Synagoge sei das mindeste, was die Stadt Darmstadt ihrer Jüdischen Gemeinde offerieren könne; immerhin seien in der Nacht zum 10. November 1938 drei jüdische Gotteshäuser in eben dieser Stadt in Brand gesteckt und vernichtet worden. Und so lautete denn auch die Inschrift auf Plakaten, die als unterstützende Goodwill-Aktion für das Projekt der Stadt werben sollten: 9. November 1938 – drei Synagogen werden zerstört; 9. November 1988 – die Stadt Darmstadt gibt der Jüdischen Gemeinde eine Synagoge zurück.
Nicht das politische Darmstadt war es, nicht der Magistrat und nicht die Stadtverordnetenversammlung, die auf solche Weise zusätzlich für das von ihnen ohnehin getragene Projekt warben. Es waren Bürger, unorganisiert und parteipolitisch höchst unterschiedlich orientiert, die sich nur zu dem einen Zweck zusammengefunden hatten, der Stadt Darmstadt moralisch den Rücken zu stärken, deutlich zu machen, daß in der Bürgerschaft Verständnis, Zustimmung, Freude über den Beschluß zum Bau einer Synagoge vorhanden seien! Und sie taten ein übriges, jene unter dem Namen „Initiative Synagoge '88" zusammengeschlossenen Bürger: Sie sammelten Geld, um ihren ganz speziellen Beitrag zum Synagogenbau zu leisten, nämlich die Finanzierung von zwölf künstlerisch gestalteten Glasfenstern. Dies gleichsam als Ausdruck einer besonderen moralischen Empfindung. Denn da es gerade die Fenster waren, die in jener berüchtigten Pogromnacht des November 1938 als erstes zu Bruch gingen, sollten es nun auch und gerade wieder Fenster sein, die durch Spenden der Bürgerschaft in die neue Synagoge der Jüdischen Gemeinde eingefügt werden sollten.
Das solcherart sichtbare Engagement der Bürgerschaft, mehr noch aber die uneingeschränkte Bereitschaft der Stadt Darmstadt, ihren Beschluß zum Synagogenbau mit Energie, Kraft und festem Willen in die Tat umzusetzen, wurde von den Medien in der Bundesrepublik und im Ausland aufmerksam zur

Kenntnis genommen und verbreitet. Zeitungen in den USA und in Israel, in Südamerika und in der Türkei berichteten ihren Lesern vom Vorhaben der Stadt Darmstadt, das sich lange Zeit vor Baubeginn auch auf die Jüdische Gemeinde auszuwirken begann. Denn der Synagogenbau war Auslöser für eine neue, veränderte Einstellung innerhalb der Jüdischen Gemeinde, bei ihren Mitgliedern aus allen Altersgruppen: das Gefühl, nun nicht länger den Gedanken an Auswanderung zu pflegen, sondern hier am Ort Wurzeln schlagen zu wollen, hier, in Darmstadt, wo nun die neue Synagoge steht.
Dieses Buch, das „Darmstädter Synagogenbuch", das als Gemeinschaftsprojekt der Stadt und der Jüdischen Gemeinde Darmstadt entstanden ist, soll Erinnerungen wachrufen, Gefühle aufzeigen und Fakten dokumentieren – rund um die neue Darmstädter Synagoge.
Über die politische Entscheidung zum Neubau der Synagoge informiert eine Abhandlung des Oberbürgermeisters der Stadt Darmstadt den Leser. Er findet ferner eine Bewertung des Synagogenbaus aus jüdischer Sicht und eine Abhandlung des Vorsitzenden der Rabbinerkonferenz in Deutschland über den tiefen Wert der Synagoge für die Jüdische Gemeinde. Die Bedeutung des Synagogenbaus für das nichtjüdische Darmstadt analysiert ein weiterer Beitrag, ein anderer beschreibt ausführlich den Wettbewerb und das Urteil der Jury, das schließlich dazu führte, den nun verwirklichten Architektenentwurf auszuwählen. Beiträge informieren über die Arbeit der Bürgeraktion „Synagoge '88" und über die Entwürfe des britischen Glaskünstlers, dessen Fenster die neue Synagoge zieren.
Der interessierte Leser findet auch eine Darstellung der jahrhundertealten Geschichte der Juden in Darmstadt und – fast schon ein Geschenk – die Erinnerungen ehemaliger Darmstädter, die einst ihre Heimat verlassen mußten, um das nackte Leben retten zu können, und die nun zurückkehren, um gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde, gemeinsam mit den Bürgern Darmstadts, die neue Synagoge ihrer Geburtsstadt einweihen zu können.
Diejenigen unter ihnen, die nicht zum erstenmal seit ihrer lebensrettenden Flucht vor vielleicht einem halben Jahrhundert in diese Stadt zurückkehren, die einmal ihre Heimat war, diejenigen werden eine deutlich und sichtbar veränderte Jüdische Gemeinde Darmstadt wiederfinden. Regelmäßige Gottesdienste, ein festgefügtes Gemeindeleben, Damen-Club und Religionsunterricht für zwei Gruppen von Kindern und Jugendlichen, ein Gemeindele-

ben, ausgestattet und geprägt von familiärem Zusammenhalt, sind die hervorstehenden Merkmale der Jüdischen Gemeinde Darmstadt in diesen Jahren.

Von noch größerer Bedeutung – und gleichzeitig Beweis dafür, wie richtig und wichtig die positive Entscheidung zum Synagogenbau war – ist jedoch der Umstand, daß im Jahr der Synagogen-Weihe auch erstmals seit 50 Jahren wieder ein eigener Gemeinderabbiner in Darmstadt amtieren wird. Hätte es noch eines Beweises bedurft, wie sehr angemessen der Bau eines Gotteshauses für die Jüdische Gemeinde Darmstadt ist, hiermit wäre er erbracht. Ein Haus für die Gemeinde, ein Rabbiner für die Menschen – die Jüdische Gemeinde Darmstadt lebt.

Es ist unsere Absicht und unsere Hoffnung, daß dieses Buch, das Erinnerungen wachhalten und die Brücke zu einer besseren Gegenwart schlagen soll, immer mal wieder aus dem Regal gezogen und durchblättert werden möge. Wir hoffen insbesondere auf das Interesse von Lehrern und Schülern, auf das Interesse der jungen Generation. Ihr soll mit diesem Buch ein Einblick vermittelt werden ins Leben jüdischer Bürger in Darmstadt – so wie es früher einmal war und so wie es heute ist.

Zeitplan, Fakten, Zahlen

Der Neubau der Darmstädter Synagoge – Eine Chronologie



Darmstadt baut eine neue Synagoge. Die Idee wird am 9. November 1984 geboren, bei der jährlichen Gedenkfeier an die Opfer der Pogromnacht. Im Bild das Mahnmal in den Städtischen Kliniken, dem einstigen Standort der liberalen Synagoge.

12. Dezember 1984: Die Stadtverordnetenversammlung stimmt dem Dringlichkeitsantrag der SPD zur „Errichtung eines Synagogengebäudes" zu, das am 9. November 1988, dem fünfzigsten Jahrestag der Pogromnacht, übergeben und eingeweiht werden soll.

Juli 1985: Die Jüdische Gemeinde Darmstadt legt ein Raumprogramm für die neue Synagoge vor. Zwei Standorte sind für die neue Synagoge im Gespräch: ein Synagogenneubau neben dem Jüdischen Friedhof Ecke Seekatz- und Martinstraße oder die Erweiterung des gemeindeeigenen Hauses in der Osannstraße. Beide Vorschläge erweisen sich als nicht praktikabel. Der

mögliche Bauplatz am Friedhof läßt sich nicht mit den religiösen Traditionen verbinden, das Grundstück in der Osannstraße ist für einen weiteren Anbau zu klein.

Oktober 1985: Die Jüdische Gemeinde schlägt das Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße 24–28 als Bauplatz für die neue Synagoge vor und macht den Vorschlag, einen Wettbewerb in Form eines Gutachterverfahrens mit jüdischen Architekten zu veranstalten. Die Stadt Darmstadt beschließt, als Auslober für das Gutachterverfahren aufzutreten und später als Bauherr für die neue Synagoge. Nach Fertigstellung soll die Synagoge der Jüdischen Gemeinde übereignet werden. Die Jüdische Gemeinde bringt als Eigenkapital ihr Anwesen in der Osannstraße ein, das in das Eigentum der Stadt Darmstadt übergeht.

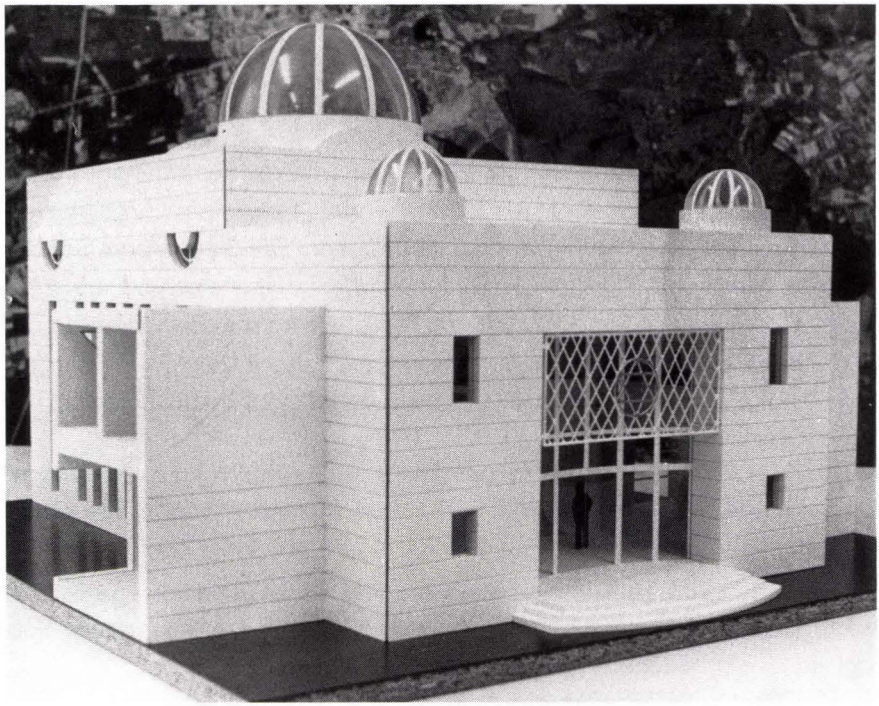
22. Januar 1986: Der Magistrat beschließt die Durchführung eines Gutachterverfahrens für den Standort in der Wilhelm-Glässing-Straße. Die Stadtverordnetenversammlung stimmt dem Beschluß am 13. Februar zu.

14. Februar 1986: Fünf von sechs von der Jüdischen Gemeinde vorgeschlagene Architekten werden beauftragt, Vorentwürfe für den Neubau der Synagoge zu erarbeiten.

5. Mai 1986: Die Arbeiten der Architekten liegen in Plänen und Modellen vor.



Das Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße liegt günstig: ruhig und doch zentral.



So soll sie einmal aussehen: Das Wettbewerbsmodell der neuen Synagoge zeigt den Eingangsbereich.

12. Mai 1986: Die Fachjury entscheidet sich für den Entwurf des Frankfurter Architekten Alfred Jacoby.
21. Mai 1986: Der Magistrat beschließt, Alfred Jacoby mit dem Überarbeiten der Wettbewerbspläne und der Kostenermittlung zu beauftragen.
30. Juli 1986: Der Magistrat beschließt den Bau der Synagoge. Sie soll 10,5 Millionen Mark kosten. Die Stadtverordneten stimmen dem Magistratsbeschluß am 28. August zu.
20. Oktober 1986: Der Bauantrag für die neue Synagoge wird eingereicht.
20. November 1986: Die Rohbauausschreibung beginnt. Am 19. Dezember 1986 ist Submissionstermin: Die Angebote der einzelnen Firmen liegen vor.
13. Februar 1987: Die Baugenehmigung für die neue Synagoge wird erteilt.
31. März 1987: Die Firma Holzmann bekommt den Zuschlag.
21. April 1987: Baubeginn für die neue Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße.
12. August 1987: Feierliche Grundsteinlegung im bereits erstellten Rohbau.
Ende Oktober 1987: Die Baustelle ist winterfest. Die Heizung läuft.



Symbolischer Spatenstich: Am 21. April 1987 beginnen die Bauarbeiten in der Wilhelm-Glässing-Straße.

25. März 1988: Die große Kuppel wird auf der Synagoge montiert.
April 1988: Die Synagoge wird mit gelbem Sandstein verkleidet.
September 1988: Der Innenausbau ist fast fertig.
Oktober 1988: Brian Clarke baut die Fenster und die Türen des Thoraschrankes ein. Die Bestuhlung wird aufgestellt, der Kronleuchter aufgehängt.
9. November 1988: Die neue Synagoge in Darmstadt wird feierlich eingeweiht.



Ein verregneter Tag im März 1988 markiert einen wichtigen Bauabschnitt: Die zwölfteilige Kuppel über der Synagoge wird montiert.



Grundsteinlegung am 12. August 1987. Eingemauert werden eine Urkunde, Zeitungen vom Tage und einige Münzen.

Architekt Alfred Jacoby (rechts) und Silberschmied Cornelis Hoogenboom versiegeln die Kassette.

Die Entscheidung

Günther Metzger
Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt

Die neue Synagoge – ein Zeichen an unsere jüdischen Bürger

9. November 1988: Ein historischer Tag und ein Tag der Zukunft

Anfang 1986 erhielt ich einen Brief der Jüdischen Gemeinde Darmstadt – der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung zum Bau einer neuen Synagoge war im Herbst 1984 gefaßt worden –, in dem die Frage des Zeitpunktes der Fertigstellung und Einweihung der Synagoge angesprochen wurde. Die Jüdische Gemeinde gab zu bedenken, daß sich alle Bestrebungen auf den 9. November 1988 als Datum der Einweihung konzentrieren sollten. Zu wichtig sei der Symbolgehalt jenes Datums, des 50. Jahrestages der organisierten Zerstörung und Entweihung der jüdischen Gotteshäuser, der wohl grundlegender Beweggrund aller Stadtverordneter gewesen sei, als sie den Bau der Synagoge einstimmig beschlossen.

Mit der lange vorbereiteten Pogromnacht des 9. November 1938, in der die Synagogen in Deutschland in Flammen aufgingen und jüdische Mitbürger unter den Schlägen enthemmter Nazis starben, begann der millionenfache Völkermord an den Juden Europas. Am 30. Januar 1939 verkündete Hitler – er hatte bereits im November 1937 von einem Krieg um Europa gesprochen – vor aller Öffentlichkeit im Reichstag die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa. Hitlers Ankündigung – in- und außerhalb Deutschlands kaum ernst genommen – erfüllte sich in der schrecklichsten Weise. Mit Kriegsausbruch am 1. September 1939 wurde die gnadenlose Verfolgung und Vernichtung der Juden systematisch fortgesetzt. Bereits am ersten Kriegstag verhängten die Nationalsozialisten besondere Ausgangssperren für die Juden. Drei Wochen später ordnete Heydrich die „Ghettoisierung" an. Im Februar 1940 wurden aus dem „Reichsgebiet" die ersten jüdischen Mitbürger deportiert: Männer, Frauen, Kinder und Greise.

Am 20. Januar 1942 trafen sich in Berlin Vertreter der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), der SS und höchste Regierungsbeamte zu der berüchtigten „Wannsee-Konferenz" und bereiteten die „Endlösung" der Judenfrage vor,

wie es in der verräterischen Sprache der Unmenschlichkeit hieß. Es war die industriell betriebene Massentötung, um auf „legale Weise den deutschen Lebensraum von Juden zu säubern". Diese Menschheitsverbrechen, wie es Karl Jaspers formulierte, wurden in den Wannsee-Protokollen niedergeschrieben. „Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden zum Straßenbau in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird." Und an anderer Stelle: „Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Ausbaues anzusprechen ist."

Der Atem und das Herz stocken, wenn man diese Sätze liest. Und man stellt sich immer wieder die Frage, ob solche Gedanken und Überlegungen menschlichen Ursprungs sein können. Wir wissen heute, daß sie in der Kontinuität einer Rassen- und Weltanschauungsideologie standen, die – wie es Professor Dr. Steinbach formulierte – „seit dem Beginn der Geschichte des Nationalsozialismus in einmaliger Weise auf die Verwirklichung eines Völkermordes gerichtet waren".

Ich gehöre zu der Generation, die die Zerstörung der Synagogen unmittelbar miterlebte, wenn ich auch nicht einmal sechs Jahre alt war. Mit meinem Großvater kam ich am Vormittag des 10. November 1938 an den beiden brennenden Synagogen in der Darmstädter Innenstadt vorbei. Es waren die ersten Häuser, die ich brennen sah. Mein Großvater erklärte mir, was die Synagogen waren, daß sie den Juden das gleiche bedeuten wie den Christen die Kirchen. Diese Bilder haben mich ebensowenig losgelassen wie die brennende Stadt am 12. September 1944 oder das Schreckenslager von Auschwitz, das ich vor drei Jahren in Begleitung eines ehemaligen jüdischen Hälftlings besuchte. Der Weg der Zerstörung, des Leides, der Menschenvernichtung nahm am 9. November 1938 seinen Anfang. Es gab keinen Frieden, keine Gerechtigkeit, keine Menschlichkeit mehr.

Der Neubau und die Einweihung einer Synagoge in Darmstadt – 50 Jahre nach Beginn dieses verhängnisvollen Weges – ist weit mehr als ein Stück

Wiedergutmachung am jüdischen Volk, so notwendig sie war und ist. Das Unrecht, das am jüdischen Volk in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begangen wurde, kann nicht ungeschehen gemacht, es kann auch nicht „abgelegt" oder mit einem Schlußstrich versehen werden. Geschichte läßt sich nicht auslöschen. In seiner denkwürdigen Rede am 8. Mai 1985 mahnte Bundespräsident von Weizsäcker im Deutschen Bundestag, wir müssen der Geschichte ins Gesicht sehen und sie annehmen, die Geschichte aller Epochen, der bösen und der guten; sie ist ein gemeinsames Erbe.
Dieser Abschnitt unserer jüngsten Geschichte wird uns nicht mehr loslassen. Er hat die Welt auf dramatische und zerstörerische Weise verändert und das jüdische Volk in den Abgrund der Vernichtung gestoßen. Der Präsident des Staates Israel, Chaim Herzog, sagte bei seinem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland am 6. April 1987: „Der europäische Holocaust löschte auf grenzenlos tragische Weise eine der ruhmreichsten Epochen jüdischer Geschichte aus.Er besiegelte eine Epoche des Judentums. Die Seele des jüdischen Volkes wurde zerstört, seine geistige Fortdauer wurde bedroht, und das Leben selbst hing an einem seidenen Faden. Die Bitterkeit unserer Tragödie ist in den Annalen der Menschheit ohne Beispiel."
Der Neubau der Synagoge und ihre Einweihung am 50. Jahrestag der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser ist deshalb eine fortwährende Mahnung an die Verbrechen, die von Deutschen und im Namen Deutschlands an Juden begangen wurden. Nur auf diese Weise ist für die Zukunft eine aufrechte Begegnung zwischen Juden und Deutschen möglich. Die Jüdischen Gemeinden haben, wie es Bundespräsident von Weizsäcker sagte, eine Brücke des Zusammenlebens gebaut, die wieder trägt, wenn wir sie nicht für selbstverständlich halten, sondern sie achten und hüten.
Das neue Gotteshaus für die Jüdische Gemeinde ist ein Mittelpunkt für ihre Mitglieder, ein Versammlungsort zur Unterweisung in der Thora und ein Beitrag für die Vielfalt und Lebendigkeit der Gemeinde in unserer Stadt.
Und der Neubau der Synagoge ist schließlich ein Zeichen an die jüdischen Mitbürger, die der Vernichtung entrinnen konnten, oft als einzige Überlebende ganzer Familien, daß sie uns immer willkommen sind; eine Erinnerung für uns, was Juden im Laufe der Jahrhunderte Bedeutendes für unsere Kultur und Zivilisation geleistet haben, in der Literatur, der Philosophie, der Musik, der bildenden Kunst, dem Theater, der Wissenschaft und Forschung, auf vielen

anderen Gebieten; eine Mahnung, daß wir uns der Notwendigkeit und der Verantwortung um eine friedliche und beständige Zukunft des Staates Israel bewußt sind.

Der 9. November 1988 ist sicher ein historischer Tag – für die Stadt Darmstadt ebenso wie für die Jüdische Gemeinde und ihre Mitglieder. Dabei darf es aber nicht bleiben. Es ist auch ein Tag der Zukunft: Kämpfen wir dafür – und hier ist der Kampf angebracht und notwendig –, daß für alle Zeiten Frieden, Toleranz und Menschenwürde die Menschen verbindet.

Josef Fränkel, Moritz Neumann

Neues jüdisches Leben nach der Katastrophe

Zwischen Skepsis und Hoffnung, daß aus dem Zuhause eines Tages wieder eine Heimat wird

Nichts ist selbstverständlich: Nicht die Tatsache, daß die Stadt Darmstadt ihrer Jüdischen Gemeinde am 50. Jahrestag der Pogromnacht des 9. November eine Synagoge zum Geschenk macht, nicht die Bereitschaft der Jüdischen Gemeinde, das in hohem Maße Verpflichtung bedeutende Geschenk zu akzeptieren – und schon gar nicht der Umstand, daß überhaupt Juden in Darmstadt leben, noch und wieder.

Vor 50 Jahren jedenfalls, als in Deutschland die Synagogen in Brand gesteckt, die Wohnungen jüdischer Menschen demoliert und ausgeraubt, die Menschen selbst verschleppt wurden, in diesen Tagen vor fünf Jahrzehnten hat es wohl niemanden gegeben, der auch nur mit einem Funken Hoffnung an ein Fortbestehen jüdischen Lebens in Darmstadt, in Deutschland, hätte glauben können.

Und vor vierzig Jahren, gerade drei zarte Jahre nach Ende des schlimmsten aller Kriege, nach der Rettung der Überlebenden des jüdischen Volkes vor der größten von Menschen gemachten Katastrophe, da war es alles andere als selbstverständlich, daß jemals wieder Juden in Deutschland leben würden – daß jemals wieder Juden in Deutschland würden leben w o l l e n.

Wie denn auch, nach all dem, was geschehen war? Wie denn auch mit dem Bewußtsein, im Land der Täter zu leben, in Nachbarschaft von jenen willigen Befehlsempfängern, die wenige Jahre zuvor noch wie selbstverständlich den Tod gebracht hatten.

Mit ihnen gemeinsam leben? So konnte, so durfte die Zukunft nicht aussehen. Nicht jene Zeit, von der sie jahrelang geträumt hatten, in der Ferne des Exils oder auf den Holzpritschen der Konzentrationslager.

Warum sie überhaupt nach Deutschland zurückgekommen waren? Zufall, Fügung oder die in diesen Tagen so stark brennende Hoffnung, Verwandte wiederzufinden, Freunde, Vertraute, die das Inferno überlebt hatten. Mit



Dem Holocaust entronnen: Überlebende Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Darmstadt an der Bleichstraße – dort, wo einst ihre große Synagoge gestanden hatte.

ihnen gemeinsam sollte die Zukunft neu geschaffen werden. Irgendwo. Im Ausland. Nur nicht hier.

Die meisten machten in der Tat ihre Pläne wahr. Sie fanden in den USA eine neue Heimat, in Israel, in Südamerika. Sie schufen sich neue Lebensgrundlagen, verdrängten allmählich die anhaltende Erinnerung an die schreckliche Zeit, die in ihrem Empfinden auf immer den deutschen Namen beflecken wird, auch wenn sie – jeder für sich – wohl längst ihren inneren Frieden mit dem deutschen Volk geschlossen haben.



1951: Sie lernen wieder zu lachen; Feiertag im Jüdischen Gemeindehaus in der Osannstraße. Amerikanische Soldaten waren in den ersten Nachkriegsjahren häufige und willkommene Gäste.

Andere, aus den Lagern befreit und entwurzelt, unsicher, ohne Perspektiven, ließen sich treiben, blieben in Deutschland, nicht aus eigentlicher Absicht, doch ohne Widerstand gegen die eher zufällige Entwicklung.

Wieder andere kamen entschlossen zurück, als zutiefst politisch denkende Menschen, die sich mitverantwortlich fühlten, am Aufbau des neuen, des besseren, des demokratischen Deutschland ihren Teil beizutragen: Juden, die sich als Deutsche fühlten, die wieder in Deutschland leben wollten – trotz allem.

Dies war freilich bei weitem die kleinste Gruppe derer, die nun daran gingen, ihr jüdisches Leben neu zu organisieren, Möglichkeiten zur Versammlung zu schaffen, improvisierte Gottesdienste abzuhalten, Gemeindeleben zu institutionalisieren, Gemeinden schließlich zu gründen.

Daran nahmen sie alle teil, an diesem wiedererweckten, vor dem Untergang erretteten Rest jüdischen Lebens, an der Möglichkeit, gemeinsam zu beten, an der Gelegenheit, gemeinsam Pläne zu schmieden, zusammen von der Zukunft zu träumen.



1960: Ein Prosit auf eine bessere Zukunft. Gemeindevorsitzender Josef Fränkel (rechts) und der langjährige Landesrabbiner von Hessen, Dr. I. E. Lichtigfeld s. A.

Für viele blieben es bloße Träume von der Auswanderung, derweil sich – unmerklich – ihre Existenz auf deutschem Boden verfestigte, begleitet von immer neuen Entschuldigungen vor sich selbst: die Kinder sollten erst etwas größer sein, sollten erst ihre Ausbildung abschließen, Abitur oder Studium absolvieren . . . bis schließlich jeder vor sich selbst eingestehen mußte, sein Leben in Deutschland längst zu leben, mit mehr als der bloßen Anwesenheit auf Zeit sich längst abgefunden zu haben.

Wenn also die vor sich selbst abgelegten Schuldbekenntnisse angesichts der immer wieder aufgeschobenen Auswanderung – an der im übrigen so mancher wenig hilfreiche US-amerikanische oder australische Einwanderungsbeamte seinen entscheidenden Anteil hatte – nicht länger sinnvoll schienen, so mußte nun doch immerhin an den Grundlagen dieser bislang im-

provisierten und auf nur überschaubare Zeit angelegten Existenz in Deutschland etwas verändert werden. Anders gesagt: Da die ständige Beschwörung einer noch immer beabsichtigten Auswanderung als frommer Selbstbetrug erkannt worden war, mußten Jüdische Gemeinden ihr Selbstverständnis ändern. Nicht länger als vorübergehende Institute zur Erleichterung der Auswanderung, nicht länger mit der Satzungspflicht der Selbstauflösung behaftet, sondern geprägt von neuem Selbstbewußtsein, gegründet zwar auf den Massengräbern der vernichteten sechs Millionen, doch trotz allem ausgerichtet mit dem Blick nach vorne – mit Erinnerung und Trauer im Herzen, aber mit der Vision von der neuen Existenz im Kopf.

Die Jüdische Gemeinde Darmstadt ist eine jener Jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland, die besonders lange mit dem Passus ihrer am 7. August 1948 einstimmig verabschiedeten Satzung lebte, der da lautete: „Dem Vorstand der Gemeinde hat es eine oberste Pflicht zu sein, den Bestrebungen der überlebenden jüdischen Personen alle Aufmerksamkeit und Hilfe zuteil werden zu lassen, die auf die Errichtung eines eigenen jüdischen Staates in Palästina gerichtet sind. Personen, die nach Gründung dieses Staates in diesen auswandern wollen, ist jede nur mögliche Hilfe zu gewähren, besonders aber die Mittel zur Verfügung zu stellen, die es ermöglichen, die Neuanschaffung von notwendiger Bekleidung, Wäsche und Hausgerät zur Mitnahme zu ermöglichen."

Es dauerte immerhin bis ins Jahr 1986, daß die Gemeindemitglieder einer neuen Satzung ihre Zustimmung gaben, in der es den Paragraphen „Auswanderung" nicht mehr gibt. Und es ist gewiß nicht falsch anzunehmen, daß die grundsätzliche Satzungsänderung in direktem Zusammenhang mit dem zu dieser Zeit bereits begonnenen Synagogenneubau in Darmstadt stand.

Der Gemeindevorsitzende sprach dies bei der Grundsteinlegung der neuen Synagoge am 12. August 1987 eindeutig aus: „Die Auswanderung zu erleichtern und Übergangshilfen zu geben, war noch lange ein erklärtes Ziel jener Satzung von 1948, von der sich die Gemeinde erst im letzten Jahr trennte. Diese Trennung wurde angeregt auch durch die Entscheidung für den Bau dieser Synagoge. Durch eine Entscheidung, die nicht auf Wunsch und Drängen der Gemeinde, sondern durch viele Bürger, Freunde und schließlich Stadtverordnetenbeschluß zustandegekommen war. Auch dies wäre nicht denkbar gewesen in einer Zeit, in der noch in unserer Satzung die



Das Provisorium, das vier Jahrzehnte währen sollte: der Gebetsraum im Jüdischen Gemeindehaus in der Osannstraße.



Kinder – auf sie konzentrierten sich die besonderen Bemühungen der Jüdischen Gemeinde. Sie sollten einmal weitergeben, was sie von ihren Eltern gelernt hatten; auch vom Leiden ihrer Eltern.



Mahnende Erinnerung an den 9. November 1938 am Gedenkstein in der Bleichstraße, dem einstigen Standort der orthodoxen Synagoge.

Erwartung ausgedrückt wurde, daß sich die Jüdische Gemeinde durch Auswanderung auflösen könnte."

Noch zwei Jahrzehnte zuvor wäre niemand auf den Gedanken gekommen, von derlei Vorstellungen auf Auswanderung Abschied zu nehmen. Damals schrieb Dr. Paul Arnsberg in dem vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Hessen herausgegebenen zweibändigen Standardwerk „Die Jüdischen Gemeinden in Hessen" über die Jüdische Gemeinde Darmstadt:

„Seitdem bei der US-Armee weniger jüdische Soldaten sind, gibt es keinen regelmäßigen Gottesdienst mehr, sondern nur noch zu den hohen Feiertagen . . . eine positive Entwicklung der Gemeinde ist kaum zu erwarten, da die Jugend abwandert. Der Jüdischen Gemeinde Darmstadt obliegt jetzt unter anderem die Betreuung von etwa fünfzehn Jüdischen Friedhöfen."

Eindringlicher hätte die traurige Schilderung über das scheinbare Ende einer einst blühenden Gemeindekultur kaum ausfallen können. Geblieben war vor allem die Sorge um die Friedhöfe – nurmehr die Steine blieben als Zeugen. Freilich, auch im bescheidenen Restbestand einstmals regen jüdischen Lebens lassen sich Hoffnungen ausmachen. Alexander Haas, der 1980 ver-

storbene langjährige zweite Vorsitzende und Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, hat sich in einem unveröffentlichen Manuskript mit der ganz und gar nicht selbstverständlichen jüdischen Neuexistenz nach 1945 beschäftigt: „Schien es wie ein Wunder, daß nach 1945 wieder Jüdische Gemeinden gegründet wurden in einem Land, in dem sich so viel Furchtbares ereignete, so viel Unmenschliches geplant und innerhalb Deutschlands und außerhalb der damaligen Reichsgrenzen zur Ausführung gelangen konnte, so kann man es als ein zweites Wunder bezeichnen, daß diese damals in schwerster Zeit und oft unter schwierigsten Umständen gegründeten Gemeinden mit wenigen Ausnahmen noch heute bestehen."

Existieren können sie nicht allein aus eigener Kraft, aus der eigenen Fähigkeit, den Mitgliederstand zu stärken, mithin die stabile Basis zum Fortbestand zu schaffen. Sie bedürfen allemal der Hilfe von außen. Der praktischen und unbürokratischen Hilfestellung seitens staatlicher und kommunaler Behörden. Nicht minder aber auch der moralischen Unterstützung, der Sympathie aus der breiten Bevölkerung.

Staatliche oder kommunale Hilfe heißt nicht zuvorderst, Synagogen zu bauen – dies sind ganz besondere Fälle und nicht gerade alltägliche Gesten – als vielmehr bestehende Synagogen zu erhalten, die Arbeit Jüdischer Gemeinden zu unterstützen, mit Wohlwollen zu fördern. Auch dadurch übrigens, daß Zuzug aus dem Ausland erleichtert, Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis erteilt, die Existenzgrundlage somit erleichtert wird.

Nur wenn hier nicht unter ständigem Hinweis auf Rechtslage und Verordnungen hilflos die Schultern gezuckt, mit dem Ausdruck schönsten Bedauerns unbürokratische Hilfen versagt werden, nur dann haben die Jüdischen Gemeinden in Deutschland für die Zukunft ihre Chance. Nur dann werden Menschen bereitstehen, um Synagogen und Gemeindehäuser mit Leben, mit Kraft, mit Hoffnung zu füllen, nur dann wird die durch Verfolgung und Vernichtung umgekehrte Alterspyramide, wird das Fehlen einer ganzen Generation halbwegs ausgeglichen und irgendwann womöglich gar aufgeholt werden können.

Für die Jüdische Gemeinde Darmstadt bedeutet die Synagoge aber auch eine Veränderung des Selbstverständnisses der Gemeindemitglieder, eine Wandlung der Einstellung nach innen wie nach außen.

Es war bestimmt keine Frage etwa mangelnden Selbstbewußtseins, daß die

Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Darmstadt ihr religiöses und gesellschaftliches Gemeindeleben über viele Jahre hinweg eher still und von der Umwelt unbemerkt in ihrer improvisierten Bleibe in der Osannstraße entfaltet hatten. Eher war es eine Art selbstauferlegter Bescheidung, eine Konzentration auf die wesentlichen Inhalte dessen, was in Darmstadt religiöses, jüdisches Leben ausmachte. Und nicht zu vergessen, da waren dieses Mißtrauen, diese Skepsis und Vorsicht, die namentlich die ältere Generation ihrer nichtjüdischen Umwelt entgegenbrachte.



1983: Die Religionsgruppe der Jüdischen Gemeinde mit deren wertvollstem Besitz, einer Thorarolle, den auf Pergament geschriebenen Fünf Büchern Mose.

Die Distanz war nur allzu verständlich: Es gab nicht ein älteres Mitglied der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, das nicht aus der Emigration zurückgekehrt, aus lebensbedrohender Lagerhaft befreit worden wäre. Sie alle hatten kennenlernen müssen, was es hieß und bedeutete, im Namen Deutschlands vertrieben oder versklavt zu werden – wie hätten sie nun plötzlich ohne Skepsis sein sollen.

Die Zeit schließlich läßt Wunden heilen. Gewöhnung setzt ein, paart sich mit dem Willen zur Selbstbehauptung. Nur manchmal noch schmerzen die Narben – je nach Nachrichtenlage.

Eine Nachricht hat die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Darmstadt in ganz besonderer – positiver – Weise beschäftigt. Die Nachricht nämlich von der Absicht der Stadt Darmstadt, eine Synagoge bauen und sie am 50. Jahrestag der Pogromnacht vom 9. November 1938 der Jüdischen Gemeinde Darmstadt als Geschenk überreichen zu wollen.
Es waren unterschiedliche Reaktionen, die in den Wochen nach Bekanntwerden dieser Nachricht die jüdischen Menschen in Darmstadt beschäftigten. Da war zunächst einmal die Einigkeit darüber, daß es eine großzügige



1986: Nach rund zwei Jahrzehnten findet in Darmstadt erstmals wieder eine Bar-Mizwah statt. Ein 13jähriger Junge wird feierlich in den Kreis der, im religiösen Sinne, Erwachsenen aufgenommen. Mittelpunkt des Gottesdienstes ist die Lesung aus der Thora.

Geste der Stadt und ihrer Repräsentanten gewesen sei, sich zu dem Vorhaben eines Synagogenbaues zu entschließen. Doch es mischte sich auch Unsicherheit in die überwiegende Freude. Denn nachdem rund vier Jahrzehnte lang das jüdische Gemeindeleben Darmstadts in einem Provisorium stattgefunden hatte, schien der Gedanke an einen Neubau, an großzügige räumliche Möglichkeiten, einen Teil der Gemeindemitglieder nun eher zu verschrecken.
Würde, so fragten sie sich, das Gemeindeleben der Zukunft auch weiterhin jene familiäre Kennzeichnung haben, wie sie durch die Improvisationen



1987: Sederabend am Beginn des Pessachfestes. Von links: Gemeindevorsitzender Josef Fränkel, der Vorsitzende des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden in Hessen, Max Willner, Landesrabbiner Dr. N. Peter Levinson, Vorbeter William Usher.

räumlicher Enge fast zwangsläufig entstanden war. Und eine andere Frage wurde gestellt, genährt durch skeptische Anmerkungen jüdischer Menschen aus dem Ausland. Die Frage nämlich, ob denn eine Jüdische Gemeinde der Größe jener in Darmstadt überhaupt einer Synagoge bedürfe. Wobei unausgesprochen die Frage im Raum stand, ob es denn richtig sei, wenn jüdische Menschen sich ausgerechnet in Deutschland Synagogen bauten oder Synagogen gar bauen ließen.

Die Frage mag legitim sein, dann jedenfalls, wenn sie von Juden gestellt wird. Daß sie auch von Nichtjuden in Darmstadt in den Raum gestellt wurde, hatte für die jüdischen Menschen in dieser Stadt eher etwas Verletzendes. Denn es bewies ihnen, daß die große Bereitschaft zur großen Geste am Jahrestag der Pogromnacht offenbar so uneingeschränkt auch wieder nicht bestanden hatte.

Aber es waren nicht viele, die sich bemüßigt fühlten, den bevorstehenden Synagogenbau grundsätzlich in Frage zu stellen. Da gab es zwar so naive Ratschläge, man möge auf eine Synagoge verzichten und statt dessen eine christlich-jüdische Begegnungsstätte schaffen. Oder es wurde kritisiert, eine so kleine Gemeinde könne mit einem solch stattlichen Gebäude ohnehin nichts anfangen, das Geld solle also besser für andere Zwecke Verwendung finden. Aber auf die Idee, jene zu fragen, die unmittelbar betroffen waren,

nämlich die Jüdische Gemeinde Darmstadt, kam von den Kritikern des Synagogenbaus niemand. Und niemand von ihnen hatte sich zuvor davon überzeugt, was denn jüdisches Gemeindeleben in Darmstadt tatsächlich bedeutete, wie es aussah, wie es sich im Laufe von vier Jahrzehnten entwickelt hatte.

Die Gemeindemitglieder, die an diesem familiären Gemeindeleben teilnahmen, gewannen durch die Diskussion und die an sie herangetragene Verunsicherung letztlich die Gewißheit, daß es richtig war, vom Angebot der Gremien dieser Stadt Gebrauch zu machen, also Ja zu sagen zur neuen Darmstädter Synagoge.

Seither hat sich nicht nur ein Gefühl gestärkten Selbstbewußtseins entwickelt, sondern auch die freudige Erwartung über neue Impulse für das jüdische Leben in Darmstadt. Obwohl sie wissen, daß ein Haus allein, daß vier Wände – und mögen sie noch so stattlich angelegt sein – noch kein aktives Gemeindeleben bedeuten, so fühlen sie doch auch, daß von der Einweihung der neuen Synagoge Kräfte ausgehen werden, die das jüdische Leben in dieser Stadt in einer Weise positiv beeinflussen, wie es sie in den letzten Jahrzehnten kaum gegeben haben dürfte.

Die jüdischen Menschen in dieser Stadt ahnen, daß auf dieser Basis ein Anfang in eine bessere Zukunft gemacht werden kann. Aber es irritiert sie, daß einige vorschnelle Interpreten nun ein besonderes Maß an Dankbarkeit einfordern, den Anspruch auf uneingeschränkte Normalität zwischen Deutschen und Juden erheben.

Dies allerdings schafft keine Baumaßnahme und sei sie noch so großartig. Normalität muß wachsen. Normalität kann wachsen, wenn der Boden bereitet ist. In Darmstadt stehen die Vorzeichen gut.

Zu den Merkmalen, die Hoffnung für die nächste Zeit vermitteln, zählt neben dem Synagogen-Neubau sicherlich auch der Umstand, daß die Jüdische Gemeinde Darmstadt nach fast fünf Jahrzehnten nun erstmals wieder einen eigenen Rabbiner hat. Nichts könnte deutlicher als diese Manifestation des Willens zur Verfestigung religiösen Lebens veranschaulichen, daß in der Tat Juden wieder in Darmstadt Fuß gefaßt haben, daß sie – nicht nur auf Koffern und hoffentlich nicht nur auf Zeit – hier ihre neue Lebensgrundlage, ihr Lebensumfeld und ihre feste Bleibe gefunden haben. Ein Zuhause ist es für die meisten bereits. Vielleicht wird eines Tages wieder eine Heimat daraus.

Landesrabbiner Dr. N. Peter Levinson
Vorsitzender der Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland

Möge sie unseren Weg erhellen für alle Zukunft

Gedanken zur Einweihung der Darmstädter Synagoge

Nach Sinn und Bedeutung der Neueinweihung einer Synagoge in Deutschland sind wir gefragt – eine Problemstellung, die in früheren Jahren so wohl nicht formuliert worden wäre. Keiner hätte derartige Fragen gestellt, niemand hätte das angezweifelt, was zu den unerschütterlichen Überzeugungen von Generationen von Juden gehört hatte. Ist es sinnvoll oder sinnlos, heute und in diesem Land eine Stätte jüdischer Präsenz, jüdischen Betens, jüdischer Lehre zu errichten?
Hinter dieser Frage steht ein Zwiefaches: die Erfahrung des Holocaust und seiner unabweislichen und unabwendbaren geistigen und theologischen Folgerungen, mit anderen Worten: Das Infragestellen einer religiös orientierten Weltsicht überhaupt, und – wo diese nicht gänzlich erschüttert ist – der Zweifel, ob eine religiöse Kultstätte in diesem Lande überhaupt errichtet werden sollte, und wenn ja, auch in einer Stadt, da die jüdische Gemeinschaft so radikal und grausam dezimiert worden ist.
Es gibt Juden und Nichtjuden, die nach den Erfahrungen unserer Zeit mit Gott nichts anfangen können. Sie weigern sich, an religiösen Veranstaltungen jeder Art teilzunehmen, weil sie meinen, daß Gott entweder nicht existiert oder man einen Gott, der diese Taten geschehen ließ, nicht anbeten könne.
Eine solche Haltung, auch wenn man sie nicht gutheißt, muß man dennoch respektieren. Sie ist aus einer seelischen Not, oft nach bitteren inneren Kämpfen, entstanden und mehr zu schätzen als die oberflächliche Religiosität derer, die über das wesentliche Problem unserer Zeit überhaupt nicht nachdenken beziehungsweise es verdrängen. Sie würden also offensichtlich keinen Sinn im Neubau einer Synagoge finden können.
Eine andere Überzeugung wird von jenen vertreten, die meinen, Juden sollten in diesem Land nicht wieder ansässig werden. Und unter ihnen finden wir

sowohl Juden als auch Nichtjuden. So werden Juden, die wieder in Deutschland leben, oftmals von ihren Brüdern und Schwestern im Ausland schief angesehen, während auch Nichtjuden meinen, es sei ehrlos, nach allem, was geschehen, hier zu bleiben oder in dieses Land wieder zurückzukehren. Sie, wenn sie an unserer Stelle wären, hätten dies nicht getan. So oder ähnlich kann man es manchmal hören. Jene, die aus antisemitischen Beweggründen eine Anwesenheit von Juden in diesem Lande ablehnen, möchte ich hier ausklammern, obwohl auch eine solche Meinung nicht bagatellisiert werden sollte. Sie geht oft mit der Überzeugung einher, daß Juden, die am Rhein noch vor den Germanen ansässig waren, Fremde seien, also eigentlich keine Deutschen. Eine solche Meinung findet man mitunter sogar in Regierungskreisen.

So werden Juden auch ständig auf „ihr" Land angesprochen, weil man von vornherein annimmt, jeder Jude sei israelischer Staatsangehöriger. Dahinter mögen durchaus israelfreundliche Haltungen stehen, nur offenbart sich hier doch die Überzeugung, daß die Juden eigentlich nicht hierher nach Deutschland gehörten. In einer sicher lobenswerten Veranstaltung der Kirchen, die der Problematik der Fremden und Gastarbeiter gewidmet war, wurde ich einmal als der Vertreter nichteinheimischer Gruppen eingeladen. Es war nicht leicht, die Veranstalter davon zu überzeugen, daß die Einladung, wenn auch gut gemeint, an den falschen Adressaten gegangen war. Als drittes Argument war das der so stark reduzierten jüdischen Gemeinschaft ins Feld geführt worden. Wie kann eine so kleine Gruppe hier von Neuanfang oder Neueinweihung sprechen? Handelt es sich da nicht um eine völlig unhistorische und realitätsfremde Einstellung? Ich glaube, diese Fragen verdienen eine ernsthafte Auseinandersetzung, und gerade deshalb möchte ich sie hier ausführlich behandeln.

Um mit der letzten Fragestellung zu beginnen: Juden haben eigentlich niemals nach der Zahl, der Quantität oder der Statistik gefragt. Denn wenn sie das getan hätten, wäre ihr Überleben illusorisch gewesen. Schon zur Zeit der Makkabäer kämpften sie einen zahlenmäßig aussichtslosen Kampf, wie es auch das Gebetbuch beschreibt: „Du gabst die Starken in die Hand der Schwachen, die vielen in die Hand der wenigen . . ., die Frevler in die Hand derer, die sich mit der Lehre beschäftigen." Und schon im Fünften Buch Mose lesen wir, daß die Erwählung Israels nicht auf eine zahlenmäßige Überle-

genheit zurückzuführen war, „denn ihr seid das kleinste unter den Völkern" (Dt. 7,7).
Unsere Zeit zeichnet sich leider durch das Überhandnehmen statistischer Maßstäbe aus, wie das auch in der Diskussion über Massenvernichtungsmittel zum Ausdruck kommt. Die Existenz des jüdischen Volkes ist jedoch keine mathematische, sondern eine metaphysische Angelegenheit, wie es Franz Rosenzweig festgestellt hatte. Deshalb ist die Fragestellung, wieviele seid ihr eigentlich, eine illegitime Fragestellung. Wenn auch die Verhaltensforscher meinen, alles sei meßbar, so hat doch Hannah Arendt eine solche Hypothese mit aller Schärfe abgelehnt. Der Segen, der von der Synagoge ausgeht, ist unberechenbar und mit Populationsanalysen nicht anzugehen.
Das ist das eine. Die zweite Fragestellung bezog sich auf eine ideologische Verurteilung derer, die sich wieder in diesem Land angesiedelt haben. Ich respektiere diejenigen, die es nicht über sich bringen, den Boden des Landes, der mit so viel Blut getränkt ist, wieder zu betreten. Hier muß man versuchen, mit viel Geduld und Verständnis Wunden zu heilen, Vorbehalte und Ängste abzubauen, Vertrauen zu schaffen. Leider können das heute nur noch wenige. Der Trend, auch in politisch verantwortlichen Kreisen, geht dahin, auf die Errungenschaften der Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahrzehnten hinzuweisen, auf die geachtete Stellung, die man sich auf dem internationalen Parkett erworben, als ob dies allein die Vergangenheit, wenn auch nicht ungeschehen, so doch bis zu einem gewissen Grade erträglich machen könnte. Das ist ein Trugschluß. Wenn Alexander Mitscherlich gesagt hat, daß das Gedächtnis der Verfolgten ein längeres ist als das der Nutznießer, so möchte ich behaupten, daß das, was die Nationalsozialisten dem jüdischen Volk angetan haben, überhaupt niemals dem Vergessen anheimfallen kann. Es wird immer Teil des kollektiven Bewußtseins Israels bleiben. Das aber kann und soll nicht bedeuten, daß man nicht alles tun sollte, um für die Zukunft eine echte Versöhnung möglich zu machen. Dafür aber ist eine Präsenz von Juden in diesem Lande unabdingbar. Man kann keine Annäherung schaffen, wenn man nicht zugegen ist.
Eine dritte Verweigerung sahen wir in der Unmöglichkeit für viele, nach dem Holocaust an einen guten Gott zu glauben, beziehungsweise an eine Vorsehung, die auf das Wohl des Menschen ausgerichtet ist. Isaac Bashevis Singer legt in seinem Roman „Schoscha" folgende Worte in den Mund Dr. Fei-

telsohns: „Von allen Fehlern, die Juden gemacht haben, war der größte, daß wir uns und später anderen Völkern vorgemacht haben, daß Gott barmherzig ist, seine Geschöpfe liebt, Übeltäter haßt . . . Das Christentum ist das Resultat dieses Wunschdenkens."

Deshalb haben wir auch in unserer Zeit eine Tod-Gottes-Theologie entstehen sehen, die meinte, daß Gott für die Menschen nicht mehr existiere, beziehungsweise, daß er sich von ihnen zurückgezogen hätte. Auch in diesem Fall ist es schwer, zu einem solchen Gott zu beten. Es gibt viele Menschen, die nach dem Tode ihrer Angehörigen den Weg zur Synagoge nicht mehr haben finden können. Sie hadern mit Gott und tun viele Dinge aus innerer Opposition. Schon der Talmud kennt eine solche Rebellion. Elisa ben Abuja, einer der treuesten Schüler Rabbi Meirs, wird Ketzer, weil er an der göttlichen Gerechtigkeit irre wird. Doch selbst der Talmud respektiert ihn, den man *Acher,* den anderen, den Abtrünnigen, nennt, und zitiert trotz allem seine Lehrmeinungen.

Holocaust-Theologie ist heute bei Juden wie bei Christen ein Fach, das ernstgenommen wird. Von Richard L. Rubenstein bis Dorothee Soelle versuchen Theologen heute, der entscheidenden Frage unserer Existenz auf die Spur zu kommen. Dies kann hier zwar nicht behandelt werden. Aber ich möchte doch einen mir wesentlich erscheinenden Punkt herausgreifen: Auch die Auflehnung gegen Gott ist eine theologische Angelegenheit. Um sich mit der Theodizee, der Gerechtigkeit Gottes auseinanderzusetzen, muß man wissen, was man unter Gott, was unter Gerechtigkeit versteht. Man braucht also Menschen, Bücher, Lokalitäten, wo man mit diesen Problemen konfrontiert wird. Man wird an den Juden und an der Synagoge nicht vorbeigehen können, wenn man es mit der theologischen Kritik ernst nimmt.

So ist es sinnvoll aus drei Gründen, ein jüdisches Zentrum, und das ist ja die Synagoge, zu besitzen: aus der Ablehnung eines Zahlendenkens heraus, als ob nur eine Majorität in der Lage wäre, Wesentliches zu schaffen; weil der Weg der Versöhnung nicht durch die Verweigerung beschritten werden kann und weil auch das Hadern mit Gott die Beschäftigung mit dem Göttlichen voraussetzt.

Nach der Behandlung der drei Argumente, die die Sinnlosigkeit eines solchen Unterfangens aufzuzeigen schienen, möchte ich mich jetzt den positiven Aspekten zuwenden, die eine Synagoge, ein jüdisches Gemeindehaus,

auszeichnen. Mit anderen Worten gefragt: Nicht nur, ist ein solches Haus sinnvoll, sondern, ist es auch bedeutungsvoll? Und da zunächst: Was bedeutet ein solches Haus für die jüdische Gemeinschaft?
Eine Synagoge hat traditionell drei Aufgaben: Sie ist Haus der Zusammenkunft, des Gebets und des Lernens.

Haus der Zusammenkunft

Sowohl Richard L. Rubenstein, der einzige Tod-Gottes-Theologe, den das Judentum hervorgebracht hat, als auch der Holocaust-Theologe Irving Greenberg betonen, daß wir dort, wo man nicht mehr von Gott sprechen kann, die Dinge tun müssen, die das Ebenbild Gottes wiederherstellen. Greenberg sagt, daß wir unsere Anstrengungen verdoppeln müssen, um das Werk Gottes mitzuverrichten. Es ist unsere Aufgabe, für die Überlebenden und Geschundenen zu sorgen, Leben wieder aufzubauen und den Mächten des Bösen den Geist der Hoffnung entgegenzusetzen. Und Rubenstein meint: Wenn wir uns nur auf uns allein verlassen können, wenn Gott in Auschwitz abwesend war, dann sind wir um so mehr auf die jüdische Gemeinschaft und ihre Traditionen angewiesen. Hierzu gehört der volle und verantwortliche Einsatz für das Leben und Überleben des Staates Israel.
Sich für Juden und Judentum in der Diaspora einzusetzen bedeutet aber, den engen Kontakt mit der jüdischen Gemeinschaft zu pflegen. Dies kann in einer Stadt wie dieser nur durch ein jüdisches Gemeindezentrum geschehen. Juden müssen die Möglichkeit haben zusammenzukommen, um die notwendigen jüdischen Dinge zu tun, die die Verantwortung nach dem Holocaust ihnen auferlegt. So war das jüdische Gemeindehaus in der gesamten jüdischen Geschichte Zentrum und Zuflucht, Zentrum in guten Zeiten, Zuflucht in Zeiten der Not und Verfolgung.
Eng verbunden mit dieser Aufgabe einer Synagoge ist die Funktion als *Bet Hamidrasch,* als Lehrstätte, als Ort der Thora. Juden, so glauben wir, und so hat es schon der Gaon Saadja, der im zehnten Jahrhundert als geistiges Oberhaupt der Juden Babyloniens diente, ausgedrückt, sind ein Volk nur auf Grund der Thora. Sie war und ist der Mittelpunkt jüdischer Existenz, sie ist, in den Worten des Fünften Buches Mose, Erbteil der Gemeinde Jakobs (Dt. 33,4). Und im Midrasch Exodus Rabba lesen wir: „Wenn ihr die Thora nicht

angenommen hättet, ich würde euch nicht kennen, und ihr würdet euch von keinem anderen Volk unterscheiden."
Jüdische Eltern opferten alles, um ihren Kindern eine jüdische Erziehung zu gewährleisten. Wenn sie ihre Töchter verheirateten, achteten sie nicht darauf, wieviel Geld der angehende Bräutigam besaß, sondern über wieviel Thorawissen er verfügte. Die Aristokratie des Lernens, die Herkunft aus einer Familie von Thoragelehrten, war der einzige Adel, der bei Juden eine Rolle gespielt hat. Und die Krone der Thora war jedem zugänglich. Allerdings sollte immer betont werden, daß das Lernen niemals Selbstzweck sein kann, sondern stets das Tun. Und das bedeutet, daß immer der Mensch im Auge behalten werden muß, daß das Lernen nur groß ist, weil es zum Tun führt. So haben es auch unsere Lehrer formuliert: „Nicht das Studium ist die Hauptsache, sondern das Tun" (Sprüche der Väter 1,7). Und von dem Mann, der Thora lernt, ohne die Absicht, sie zu befolgen, sagen sie, es wäre besser, er wäre nie geboren (Lv. Rabba 35,7).
Für jene, die sich die Gesetzeskritik des Paulus zu eigen gemacht haben, ist die Zentralität der Thora oft unverständlich. Sie meinen nicht, daß die Thora ein Heilsweg sein kann, denn der Mensch ist schwach, und die Gebote überfordern ihn. Daß das Heil aber nicht nur die Seele angeht, sondern den ganzen Menschen, war biblische Überzeugung. Es war sowohl die Lehre Martin Bubers als auch die Leo Baecks, daß wir die Aufgabe der Verwirklichung besitzen, und daß diese Welt, diese konkrete, diesseitige, erfahrbare Welt mitsamt ihren sogenannten säkularen Inhalten von der Erlösung nicht ausgeschlossen werden darf. Ohne einer Theologie der Revolution das Wort zu reden, glauben mehr und mehr Menschen, daß nur das sittliche Gebot vom Sinai die Welt vor Chaos und Zerstörung retten kann. Auch in diesem Sinne ist die Thora ein Baum des Lebens für uns und für alle zukünftigen Generationen (Spr. 3,18).
Zu dem Schriftwort „Das Volk stand unter dem Berg" (Ex. 19,17) erklären die Rabbinen, daß Gott den Berg Sinai wie einen Bottich über das Volk stülpte und ausrief: „Entweder ihr nehmt die Thora an oder ihr werdet hier euer Grab finden." Die Wahl ist also zwischen Thora und Vernichtung. Ähnlich lesen wir im Midrasch: „Das Schwert und das Buch kamen zusammengewickelt vom Himmel auf die Erde. Der Heilige, gelobt sei er, sagte zu Israel: ‚Wenn ihr beobachtet, was in diesem Buch geschrieben steht, dann werdet

ihr vor dem Schwert errettet werden, wenn nicht, dann werdet ihr von ihm dahingerafft werden.'" (Sifre Fkew 40). Zu keiner Zeit können wir das besser verstehen als heute.

Haus des Gebets

Die Kommunikation mit Gott ist für viele heute nicht mehr erreichbar. Sie finden es schwer zu verstehen, weshalb ihre Mütter und Väter von einer selbstverständlichen Frömmigkeit waren, die für sie nicht mehr nachvollziehbar ist. Und doch ist Innerlichkeit für viele das erstrebenswerte Ziel ihrer Sehnsucht geworden. Meditative und mystische Praktiken haben in den letzten Jahren, besonders bei Jugendlichen, großen Zulauf erfahren.
Die Synagoge soll den Reichtum jüdischer Spiritualität unserer Jugend nahebringen. Hier sollen die jungen Menschen erfahren, was Generationen von Juden Kraft und Lebensmut gewährt hat. Sie sollen sich eins fühlen mit den Generationen, die vor ihnen waren wie mit Juden auf dem ganzen Erdenrund – ob in anderen Stätten der Diaspora oder im Lande Israel selbst. Dieser Ort, die Synagoge, ist *Mikdasch M'at,* das kleine Heiligtum, das, indem es ihnen eine Lebensmitte erschließt, Kraft gewährt, die Kämpfe des Lebens zu meistern und auch der Versuchung von Drogen und Kulten zu widerstehen. Das Gotteshaus soll dazu dienen, jüdische Frömmigkeit transparent zu machen und zu den Schätzen jüdischer Frömmigkeit zurückzuführen. Dies zu bewirken und denen, die ihre Wurzeln, ihre Identität suchen, Schützenhilfe zu leisten, gehört zu den vornehmsten, aber auch dringendsten Aufgaben einer jüdischen Gemeinschaft.
Aber wenn man meint, ein solches Unterfangen sei illusorisch, zu lange sei man schon dem Dialog mit Gott entfremdet, man könne die Uhr ja nicht wieder zurückstellen und von vorn anfangen, das richtige Gefühl, die wahre Andacht stelle sich einfach nicht ein, dann ist hier eine Geschichte lehrreich, die ich von meinem Lehrer, dem leider so früh verstorbenen Abraham Joshua Heschel, gehört habe: In einem polnischen Städtchen pflegt von Zeit zu Zeit ein Uhrmacher zu erscheinen und die Uhren zu reparieren, die seit seinem letzten Besuch in Unordnung geraten waren. Nun war er schon einige Jahre nicht mehr erschienen, und die Leute verstanden das nicht, sie meinten, er wäre vielleicht gestorben und würde sie nun niemals mehr aufsuchen, um ih-

re Uhren in Ordnung zu bringen. Da sie die richtige Zeit ohnehin nicht mehr wußten, unterließen es einige, ihre Uhren noch aufzuziehen. Man mußte sich ja nicht unbedingt um die falsche Zeit kümmern. Andere jedoch zogen ihre Uhren auf wie eh und je, obwohl sie nicht wußten, ob sie die richtige Zeit hatten oder nicht. Doch dann, nach einigen Jahren, kam der Uhrmacher wieder in die Stadt. Die Uhren, die man aufgezogen hatte, konnte er reparieren, die anderen, die jahrelang unbenutzt geblieben waren, konnten nicht mehr gerichtet werden. Und so, meinte Professor Heschel, ist es auch mit der Andacht beim Gebet. Auch wenn wir nicht immer sicher sind, daß sie sich einstellt, sollen wir unser Bestes tun und dem Gebet, dem Dialog mit Gott, eine Chance geben. Nicht, weil wir aus dem Gebet eine Routine machen wollen – aber vielleicht stellt sich der Uhrmacher eines Tages wieder ein.
Und was bedeutet die Synagoge für die nichtjüdische Gemeinschaft? Wir sahen bereits, daß die Begegnung eine Vorbedingung jeder Versöhnung sein muß. Jetzt aber möchte ich dieser Begegnung ebenfalls ein positives Vorzeichen geben: Die Begegnung mit dem Judentum soll sich segensreich auf die Menschen auswirken, die die Synagoge betreten. Das soll nicht im Sinne von Mission mißverstanden werden. Wir heißen zwar Menschen willkommen, die ihr Los mit dem des jüdischen Volkes verbinden wollen, aber wir treiben keine Mission, denn nach unserem Verständnis haben die Gerechten aller Völker (!) einen Anteil an der kommenden Welt (T. Sanhedrin 13,2). Dies ist ganz im Einklang mit dem Segen, den Abraham erhielt: „Und du sollst ein Segen sein, und es sollen durch dich gesegnet sein alle Familien der Erde" (Gn. 12,2f).
Es gibt heute in der christlichen Welt viele ehrliche Bemühungen, der „Wurzel des guten Ölbaums", um mit Paulus zu sprechen, wieder näherzukommen, und dies nicht nur, um etwas über die eigene Vergangenheit, die religiösen Ursprünge, zu erfahren, sondern aus einem Gefühl der Partnerschaft heraus. Judentum wird nicht mehr nur als Wegbereiter gesehen, als Vorläufer, dessen heutige Existenz eigentlich überflüssig erscheint, ein Fossil, wie Toynbee es zu beschreiben beliebte, sondern als Mitstreiter auf dem Wege zum Reiche Gottes. Dies war Inhalt der Verlautbarungen der Evangelischen Kirche Deutschlands und verschiedener Synoden, sowie der Begegnung mit dem Papst, die wir anläßlich seines Deutschlandbesuchs in Mainz hatten.
Dies also ist Sinn und Bedeutung der Neueinweihung einer Synagoge in die-

ser Zeit und in diesem Land. Dabei sollen wir all derer gedenken, die einmal den Stolz, die Pracht und die Schönheit der hiesigen Jüdischen Gemeinde darstellten und die der grausamen Vernichtung anheimfielen. Möge die Synagoge dazu dienen, etwas von dieser Vergangenheit aufleuchten zu lassen. Möge sie unseren Weg erhellen für alle Zukunft.

Der Wettstreit

Eva Reinhold-Postina, Moritz Neumann

Liberal in orthodoxer Haut

Fünf Planer im Wettstreit um den besten Synagogen-Entwurf

Zum Schluß stand der Sieger eindeutig fest: Die Kennziffer 1006 lag auf dem ersten Platz. Der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby hatte sich mit seinem Entwurf für die neue Darmstädter Synagoge durchgesetzt.
Die Jury, die ihren Favoriten aus fünf Ideen herausfiltern mußte, hatte sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Die wenigsten der neun Preisrichter waren mit dem Bauprogramm einer Synagoge vertraut. Sie mußten sich in erster Linie am vorgegebenen Raumkatalog orientieren, den die Jüdische Gemeinde vor dem Wettstreit aufgestellt hatte.
Neben dem späteren Sieger, Alfred Jacoby aus Frankfurt, waren Jakob Finkelstein und Dr. Salomon Korn, beide ebenfalls aus Frankfurt, im Rennen um den ersten Preis gestartet. Joram Steinitz und Beni Kern, beide ehemalige Studenten der Technischen Hochschule Darmstadt, reisten zum Wettbewerb aus Israel an.
Zur Fachjury gehörten der Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt, Günther Metzger, der Baudezernent Stadtrat Dr. Wolfgang Rösch sowie der FDP-Fraktionsvorsitzende im Stadtparlament und spätere Staatssekretär Dr. Hermann Kleinstück. Sitz und Stimme in der Fachkommission hatten ferner Dr. N. Peter Levinson, der Vorsitzende der Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland, Klaus-Werner Kaffenberger vom städtischen Hochbauamt, die Darmstädter Architekten Jürgen Rittmannsperger und Rolf-Rüdiger Metzner sowie Diplom-Ingenieur Josef Fränkel, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde. Die Leitung der Jury wurde Professor Hans Waechter von der Technischen Hochschule Darmstadt übertragen.
Die Fachjury traf sich zu ihrem ersten Informationsrundgang am 12. Mai 1986. Auf Wunsch der Jüdischen Gemeinde nahmen der Bauausschuß der Gemeinde und Mitglieder des Vorstandes als Berater an diesem Rundgang teil: Ruth Bratu, Roman Kasprzycki, Gabriel Rotkopf und Moritz Neumann.



Strahlender Sieger: Der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby belegt den ersten Platz beim Gutachterwettstreit. Von links: Professor Hans Waechter, Vorsitzender der Jury, Alfred Jacoby, Stadtrat Dr. Wolfgang Rösch und Josef Fränkel, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde.

Das Auswahlverfahren wurde mit Hilfe eines strikten Kriterienkataloges vereinfacht. Mißverständnisse und vorschnelle Urteile sollten so vermieden werden. Jeder Entwurf bekam die gleiche Chance, mußte, um zu passieren, dieselben Punkte erfüllen.

In den Bewertungsrundgängen, an denen nurmehr die neun Preisrichter teilnahmen, sammelte die Arbeit mit der Kennziffer 1006 die höchste Punktzahl. Die Jury entschied sich deshalb einstimmig, diese Arbeit der Stadt als Grundlage für den Neubau vorzuschlagen.

In ihrer Begründung lobten die Fachpreisrichter vor allem den inneren Aufbau der Anlage. Er sei von der Orientierung her übersichtlich, alle wichtigen Funktionen seien im Erdgeschoß untergebracht. „Alle Räume sind vom Zuschnitt und der Höhenentwicklung her gut proportioniert." Besonders hob die Jury die „rituelle Eignung der Synagoge" hervor, „mit einem sinnvollen Grundriß und richtigen Vorschlägen zur Beleuchtung". Sie betonte: „Das vorgeschlagene Grundrißkonzept eignet sich in sehr guter Weise für das jüdische Gemeindeleben."

Auch die Außengestaltung erschien den Fachleuten geglückt. „Vom Straßenraum her ist die Synagoge deutlich ablesbar. Die angewandten architektonischen Mittel sind aus den rituellen Gegebenheiten entwickelt. Die Flügelbauten ordnen sich eindeutig unter. Die Materialauswahl für die Synagoge knüpft an jüdische Tradition an." Die vorgeschlagene Mischung von Sandstein und Putz erzeuge eine spannungsvolle Fassadengestaltung.
Angenehm aufgefallen war den Preisrichtern auch die Lage des neuen Bauwerkes im Straßenraum. „Zur Straße hin tritt die Synagoge als eigenständiges Bauwerk in Erscheinung." Die Schließung der Baulücke, so lobte die kritische Kommission weiter, werde mit maßstäblichen Mitteln erreicht.
Professor Hans Waechter, der Vorsitzende der Jury, erinnert sich an die schwierige Entscheidung: „Spannungsgeladener als üblich begann die Sitzung am Morgen, aber am Ende des Tages waren alle glücklich, einen Entwurf gefunden zu haben, der die Vorstellungen aller Beteiligten in sich vereinen konnte. Es zeigte sich, daß in dem ausgewählten Standort im Zentrum von Darmstadt – in einer Baulücke – sich die Chance für ein offenes Miteinander aller gesellschaftlichen und religiösen Gruppen verwirklichen läßt. Damit könnte die Synagoge in Darmstadt ein Modell werden, nach den Vorstellungen der Gemeinde: liberal in orthodoxer Haut."

Max Eisler

Bau und Einrichtung der Synagoge

Gebet und Lehre als Grundpfeiler – Aufschwung aus religiöser Verinnerlichung – Nur mit den Menschen lebt die Synagoge

Die Synagoge ist ein Stück Galut (hebr.: Diaspora, d. Red.). Vor dem Exil hat es Synagogen im gebräuchlichen Sinne des Wortes nicht gegeben, erst als das Volk die heilige Gemeinschaft auf eigenem Boden verloren hatte, in entfernte Länder versprengt, auf die Straße gesetzt und mehr und mehr in Teile zersplittert war, brauchte es Stätten, um sich zu sammeln, in Stunden der Weihe seiner Verbundenheit immer von neuem inne zu werden. Eben darum gibt es für „Synagoge" keine sinnwidrigere Bezeichnung als „Tempel", nur Gedankenlosigkeit konnte sie erfinden, nur Gleichgültigkeit dulden. Wir hatten einen Tempel, nur einen. Er war der Inbegriff unseres höheren gemeinsamen Daseins. Als seine Glorie erlosch, wurden an allen Orten der Erde, wohin wir gelangt waren, Häuser gebaut mit Achsen, gerichtet auf einen Punkt, den Punkt des verlorenen Tempels. Die Gebete in diesen Häusern sollten den Opferdienst im Tempel ersetzen, sie waren erfüllt von Erinnerungen an seine Herrlichkeit, von Hoffnungen auf seine Wiederkehr. Es waren Häuser der Sehnsucht nach dem Tempel, dem Sinnbild unserer Priesterschaft, unserer Sendung unter den Völkern – errichtet im Galut, von seinem Schicksal gezeichnet. Nur von diesem inneren Ursprung her kann die Synagoge verstanden, nur so auch heute rein und ganz erlebt werden.

Von den Zwecken, denen in den Jahrhunderten unserer Zerstreuung die Synagoge gedient hat, sind allmählich viele ausgeschieden. Die feindselige Haltung der Umwelt und die Satzungen, die sie für diese Haltung fand, hatten innerhalb der Städte in den abgesonderten Judensiedlungen eine immer straffere Gemeinschaftsbildung herbeigeführt. Ihr Zentrum wurde das Bet haknesset, das Haus der Versammlung, also eben das, was das griechische Lehnwort mit dem Namen Synagoge bezeichnet. Was alle anging, was die geistige und moralische, die rechtliche und soziale Existenz aller betraf, es wurde in diesem Hause behandelt. Da waren die Feierlichkeiten, die im An-

gesicht der Gemeinde das Leben des einzelnen von der Geburt bis zum Tode begleiten: die Beschneidung des Knaben, mit der er in den Bund aufgenommen wird, der erste Aufruf des Dreizehnjährigen zur Verlesung der Thora, durch die er sich verpflichtet, dem Weg des Gesetzes als ein Mündiger zu folgen, die Heirat als die Begründung eines neuen Hausstandes in Israel und der Abschied von dem entseelten Körper. Da waren die Handlungen des wohltätigen Sinnes, die Versorgung der Ortsarmen und bedürftigen Ankömmlinge, die gegebenenfalls in angelegenen Räumen Unterkunft fanden, Prozesse und rechtsverbindliche Abmachungen, Beratungen und Beschlüsse in Sachen des stets schwankenden Verhältnisses zu Stadt und Staat. Und da war noch vieles andere vom gleichen allgemeinen Charakter. Geblieben sind nur das Gebet und die Lehre. Also eben das, wofür die Synagoge in ihren Anfängen bestimmt war. In ihrer Aufgabe verbinden sich Ursprung und Gegenwart. Sie müßten sich folgerecht auch bei ihrer Anlage verbinden.

Die Anlage der Synagoge beruht auf ihrem Grundriß. Und dieser wiederum auf ihrem zweifachen Dienst: dem Gebet und der Lehre. Das Gebet will in der Richtung nach Jerusalem, der Stadt unseres verlorenen, ersehnten Heiligtums, verrichtet sein, also in den Gegenden der westlichen Welt, wo die große Mehrheit der Juden wohnt, in der Richtung nach Ost. Das legt für den Bau eine erste, sinnvolle Achse, die Gebetsachse, fest. Sie kann den Raum vom Eingang her – und das ist in Holland häufig der Fall – nur kurz, der Breite nach durchmessen, sie kann – das gilt für die Zentralbauten, namentlich in Polen – das gleiche Maß haben wie die querüber ziehende Achse, oder sie kann – und das ist allmählich die Gewohnheit geworden – der Länge der Anlage folgen, immer oder doch seit dem 5. und 6. Jahrhundert ist sie die Achse, die die erste Ordnung schafft. Denn seit dem 5. und 6. Jahrhundert erhebt sich in ihrem Zielpunkt der heilige Schrein mit den Rollen des Gesetzes, Ziel schon fürs Auge, Ziel auch für den Körper, der beim Gebete dorthin sich wendet, beim Gebet mit den achtzehn Benedeiungen dorthin sich wenden muß.

Doch die Synagoge ist, selbst dort, wo der Unterricht in den Büchern unseres Glaubens und Wissens in einem eigenen Raume, dem Bet hamidrasch, vor sich geht, auch ein Haus der Lehre. Vor allem an den Sabbaten des Jahres und an den Festtagen werden hier Abschnitte aus den fünf Büchern Mosis

verlesen, so daß sie am Jahresende, am Tag der Gesetzesfreude, Simchat Thora, den regelmäßig Anwesenden völlig zu Gehör gebracht sind. Dann wenden sich die Hörer von dem fernen Ziel im Osten der Mitte des Raumes zu, wo auf dem erhöhten Tisch, dem Almemar (auch Almemor oder Bima, d. Red.), die Pergamente der Bibel entrollt und auf altmelodische Weise rezitiert werden. In diesem Augenblick hat die Aufmerksamkeit der Gemeinde ein neues Zentrum, dem die Anlage des Bauwerkes sinngemäß entsprechen muß. Sie tut es, indem sie den Thoratisch ins Zentrum stellt, gelegentlich auch die Sitzbänke so anordnet, daß sie ihn von drei Seiten umgeben, während nur die vierte – der Misrach, die Ostseite, die Richtung des Gebetes, mit dem Thoratisch in der Mitte – frei bleibt.

Auf diese schwierige Gestaltung des Grundrisses, der die Gebetsachse mit der Gesetzesmitte oder – baulich gesprochen – das Einseitige mit dem Allseitigen verbinden soll, kommt es vor allem an. Mit ihr steht und fällt der jüdische Charakter der Synagoge. Die Geschichte bestätigt unsere Behauptung. Durch die Jahrhunderte jüdischer Lebensform blieb mit jenem gerechten Grundriß, den die moderne Architektur infolge ihrer hellen Einsicht in das Wesen der Bauachsen als den allein gültigen wieder anerkennt, auch der zentrale Almemar erhalten. Erst das Zeitalter der Emanzipation, emsig beflissen, die jüdischen Bräuche an die der Umwelt anzugleichen, hat auch den Thoratisch aus der Mitte des Raumes entfernt und auf eine Estrade vor den Thoraschrein verschoben, das heißt: die gesamte Raumordnung – wie bei der Kirche – auf eine Achse gebracht oder, anders gesagt: den synagogalen Grundriß zerstört. Das konnte, gegen den tiefer lebendigen Sinn des historischen Herkommens, bis vor kurzem ohne Widerspruch von seiten auch der aufrichtigen Freunde jüdischer Kultur geschehen. Heute aber wissen wir, daß die Emanzipation im Grunde zwar nicht die Angleichung, wohl aber die Verflachung des Judentums herbeigeführt hat. Die Opfer unserer Eigenart, auch der Eigenart unserer kultischen Einrichtungen, sind ebenso vergeblich wie schädlich gewesen. Wir können nichts Besseres tun, als wieder zu ihr zurückzufinden.

Wo der altjüdische Grundriß der Synagoge, der ja nicht bloß eine Angelegenheit der Architektur und noch weniger eine des ästhetischen Beliebens, sondern vielmehr jüdische Sinngebung des Baues ist, gewahrt blieb, hat sich auch dann eine feierliche Gebetsstätte ergeben, wenn eine nur einfache

oder gar dürftige Bauform entstand. Ja, geht man der Weisheit unserer Vorväter näher nach, dann wird man bald eine Spur finden, die eine sehr schlichte Behandlung des Synagogenbaues ins Recht setzt. In den Sprüchen heißt es: „An jedem Ort, wo gedacht wird Meines Namens, werde Ich zu dir kommen und dich segnen." Freilich, das Bet haknesset als eine Stätte der Versammlung braucht eine Gemeinschaft zumindest von zehn Männern, ein Minjan, um mit dem heiligen Dienst zu beginnen. Aber auch bei dieser Vorschrift ist die andächtige Gemeinschaft, der Zibbur, und nicht das Haus die Hauptsache. Der Psalm 130 endlich beginnt mit dem Worte: „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir!" Ihm entsprach die Gepflogenheit, entweder das ganze Haus ins Kellergeschoß oder wenigstens um eine Stufe tiefer zu legen als den Eingang und – wie in der Altneuschul zu Prag – den Standplatz des Vorbeters zu senken. Alle diese und noch andere Überlieferungen lassen eine Auffassung zu, die dahin geht, daß wir dort, wo wir vor Gott stehen, im Gefühl unserer Niedrigkeit den Eitelkeiten entsagen sollten und mit dem einfachsten Raum den würdigsten schaffen. Dazu kommt unsere Lage im Galut. Einem Volk auf der Wanderschaft ziemt auch für das Gotteslager ein Notbehelf, schnell aufgeführt und bereit, wieder abgebrochen zu werden. Soweit ist man bei der Errichtung von Synagogen wohl niemals gegangen. Aber bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß von den aus alter Zeit erhaltenen Synagogen auch heute noch gerade die schlichtesten – man denke nur an die von Worms aus dem Jahre 1034 – am tiefsten auf uns wirken. Hier spricht nicht der Schmuck, sondern der Raum. Und im einfach-ernsten Raum sammelt sich der auf Gott gerichtete Geist.

Freilich, auch die entgegengesetzte Auffassung ist gut begründet. Das Haus Gottes soll ausgezeichnet sein unter den Häusern der Menschen. Bald stellt der Brauch sich ein, es tunlichst höher zu führen als die Umgebung, und als die Mißgunst der Umwelt dies verbot, blieb auf dem Dach eine Stange noch übrig, ein bescheidenes Sinnbild für den höheren Anspruch der geweihten Stätte. Bei der Bereitung des Äußeren mußten alle nur möglichen Rücksichten genommen werden. In Babylonien und nachher unter römischer Herrschaft durften die Synagogen nur außerhalb der Städte aufgeführt werden. Mit der Errichtung von eigenen Judenstädten innerhalb der Gesamtstädte fiel diese Beschränkung zwar weg. Aber als die Tore der Ghettos geöffnet wurden, war sie, in neuer Form, wieder da. Noch 1826 mußten die zum Teil schon

geadelten Juden von Wien ihrer Synagoge in der Seitenstettengasse außen die Maske eines Zinshauses geben. Unter solchen Umständen blieb der äußere Prunk lange gehemmt. Seit dem 3. Jahrhundert zeigen die Synagogen in Palästina gegen die Straße eine offene Säulenhalle. Aber das mit der Vorherrschaft des Christentums einsetzende Mittelalter macht solcher Schaustellung ein Ende. Zwar außen werden die Stilformen der Zeiten – nach den Basiliken die romanischen (Worms) und gotischen (Prag) – schon mitgemacht, aber die Synagoge erreicht niemals die Freiheit und Größe ihrer monumentalen Vorbilder, ein gedrücktes Wesen haftet ihr an, der Schmuck der Fassade – Portale und Giebel – bleibt sparsam und streng. Eine Ausnahme bedeutet das Gebiet maurischer Kultur, besonders Spanien. Hier, wo die Juden auch sonst an der Blüte des geistigen und wirtschaftlichen Lebens ihren wertvollen Anteil nehmen konnten, treten auch ihre Synagogen schon im Mittelalter (Toledo) schön und stattlich hervor. Dann, im Zeitraum der Renaissance, folgt Italien. Der allgemeine Aufschwung der Architektur und der Künste, die ihre Ausstattung besorgen, zieht auch die Synagogen in seinen Kreis, in Venedig etwa stellt ein Meister vom Range des Sansovino seine Arbeit in ihren Dienst. Doch erst das Barock bricht völlig den alten Bann. Denn jetzt erst ist die edle Pracht, die das Gotteshaus überschwänglich verherrlichen will, nicht mehr auf wenige Gegenden beschränkt, jetzt erst durchmißt sie den ganzen Kontinent.

Trotzdem, auch jetzt noch bewahrt das Bauwerk außen die Reserve. Selbst die barocke Kunst, sonst noch mehr als die von Byzanz auf den Effekt der Fassade eingestellt, bewahrt bei der äußeren Erscheinung der Synagogen ein bescheidenes Maß. Das lag gewiß auch an der öffentlich unsicheren Lage der Juden, aber es lag nicht weniger an der jüdischen Auffassung der Sache: sich vor der Welt zu verschließen und alle nun völlig entfesselte, aufs reichste entwickelte Kunst ins Innere zu ergießen. Den gereiften Zustand zeigen am besten die Synagogen in Polen.

Sie sind auch in anderer Hinsicht besonders bemerkenswert. Denn hier zum erstenmal – nimmt man die dürftigen, dunkel liegenden Anfänge des Synagogenbaues aus – tritt eine architektonische Form zutage, die, trotz aller Beziehungen zur Bauweise der Umwelt, im wesentlichen Sinne des Wortes jüdisch genannt werden darf. Unter den gelegentlich mit Wehrgang und Zinnen befestigten Steinsynagogen finden sich solche, die im Innern von vier

Pfeilern getragen werden, so daß der zentrale Almemar, den die Pfeiler umgeben, zum Prinzip der Architektur geworden ist (Zolkiew). Bei den weit verbreiteten Holzsynagogen fällt das Stützensystem wohl weg, die Tonnengewölbe ruhen auf den Balkenwänden, die Kuppeln sind am Dachstuhl aufgehängt, aber über dem altjüdischen Grundriß schafft die derbe Konstruktion schon außen mit Freitreppen, offenen Galerien, gebrochenen Dächern und Türmchen Baugestalten von so kühner Kraft, innen Hallenräume von solcher Größe, malerisch überflammt und kostbar ausgestattet von solcher Leidenschaft, daß erst diese Schöpfungen, wiewohl nur selten nachweisbar unter Mithilfe jüdischer Hände entstanden, wahrhaft volkstümlich wirken. Vom Boden bis zu den Gewölben bedecken farbige Ornamente – Ranken, Tiere und sinnbildliche Darstellungen – die Wände, Felder und Streifen mit hebräischen Inschriften, schwarz auf kalkweißem Grund, treten dazwischen, am Geländer und Baldachin des Almemar, am Vorbau der heiligen Lade sind die Holzschnitzer, an ihren Vorhängen die Goldsticker, an ihren Geräten die Goldschmiede beschäftigt, so daß durch die vereinte Tätigkeit so vieler Künste ein großartiges Gesamtkunstwerk entsteht, prächtig, inbrünstig und voll Charakter. Es wird nach seinem jüdischen Gehalt noch gesteigert durch das Tun der Schreiber, die Zeichen und Sinn unserer Schrift an die Wände, an aufgestellte Tafeln, in die Rollen und Bücher tragen, die den Raum magisch beleben, kaum weniger durch den Opferwillen der Gemeinschaft, die im gläubigen Wetteifer das reiche Werk der Künstler gestiftet hat. Im Anblick dieser Synagoge stellt von selbst die Erinnerung an die Bereitung der Stiftshütte sich ein, als so viele Spender kamen, daß man ihnen Einhalt gebieten mußte. Wieder einmal, nun in voller Breite, knüpft die Synagoge an den uralten Brauch des Volkes an, wieder einmal kommt aus dieser Wurzel das Edelste und Eigenste hervor.

Auch sonst, schon in Zeiten, als das Bauwerk noch schlicht gehalten war, wurde auf seine innere Ausstattung besondere Sorgfalt verwendet. Das Kunsthandwerk fand hier ein ergiebiges Feld. Stilistisch lagen die Dinge ähnlich wie bei der Architektur, nur daß schon bei den Mosaiken aus hellenistischer und byzantinischer Zeit auch jüdische Handwerker mittätig gewesen sind. Im allgemeinen pflegt die Zierkunst jene Techniken und Formen, die zur Zeit landesüblich sind, hält aber – im konservativen Zug des Ganzen, der dem jüdischen Sinn für Pietät entspricht – dem Überlieferten weit länger die

Treue als die Umwelt, so daß etwa die filigranen Arbeiten in Silber auch dann noch gotisch blieben, als die Kunst, auch die Kunst des übrigen Tempelgerätes, schon seit Jahrhunderten die neuen Stile angenommen hatte. Die weitaus überwiegende Mehrheit der Dinge kommt ohne Zweifel von nichtjüdischen Händen. Trotzdem ist das Ergebnis in den besten Fällen nach seinem Geiste jüdisch. Das hat seinen Grund schon in dem jüdischen Zweck, dem das Gerät dient, und in dem jüdischen Zierat, mit dem es geschmückt wird.

Sein Mittelpunkt wird der heilige Schrein, Aron hakodesch, und was dazu gehört, die heiligen Gerätschaften, Kele kodesch. Nachdem der früher bewegliche Schrein im Mittelalter in eine Nische der Ostwand eingebaut war, wird er jetzt über Stufen erreicht und zu beiden Seiten dieser Freitreppe, auf deren Brüstung der achtarmige Leuchter, Menora, mit den Gefäßen für die Öllämpchen des Chanukafestes, aber auch die Ständer für die Toten- oder Jahrzeitlichter stehen, mit einem steinernen oder hölzernen Vorbau versehen, meist einer oben giebelartig bekrönten Säulenordnung, die in barocker Zeit triumphal hinaufgeführt wird.

Die italienische Renaissance läßt die geschnitzte Ladentüre sehen, sonst wird sie von einem Vorhang, Parochet, vor dem oben ein Lambrequin, Kaporet, hinzieht, verdeckt. Aus Brokat, Seide oder Samt hergestellt, werden beide – aber auch die Mäntelchen für die Gesetzesrollen, Mappa, und die Decken für den Thoratisch und das Pult des Vorbeters mit Gold, seltener mit Silber, bestickt, wobei auch farbige Steine und Gläser eingelassen werden. Die Geräte des Stiftszeltes – Bundeslade, Altar, der Tisch mit den Schaubroten und der Leuchter – der Schmuck des Priestergewandes – Brustschild, Granatäpfel und Glocken –, besonders aber die Gesetzestafeln, Löwen, Greife und Kronen fügen sich hier in die Ordnungen der Flächen, beherrscht von den Zeichen der hebräischen Schrift. Sie gibt den dargestellten Gegenständen die übersinnliche Deutung, sie gibt ihnen den niemals realistischen, immer ornamentalen Zug. Ist die Lade geöffnet, dann erblickt man die Thorarollen. Auf den Köpfen ihrer beiden Holzstangen tragen sie in reinem oder vergoldetem Silber getriebene Knäufe, die Rimmonim, oder aus gleichem Stoff in gleicher Arbeit durchbrochene Kronen, die Keter tora, über den Mänteln an silbernen Ketten das Schild, Tass, und den Zeiger in Form einer Hand, Jad, womit bei der Verlesung der Thora ein Beistand dem Vorleser

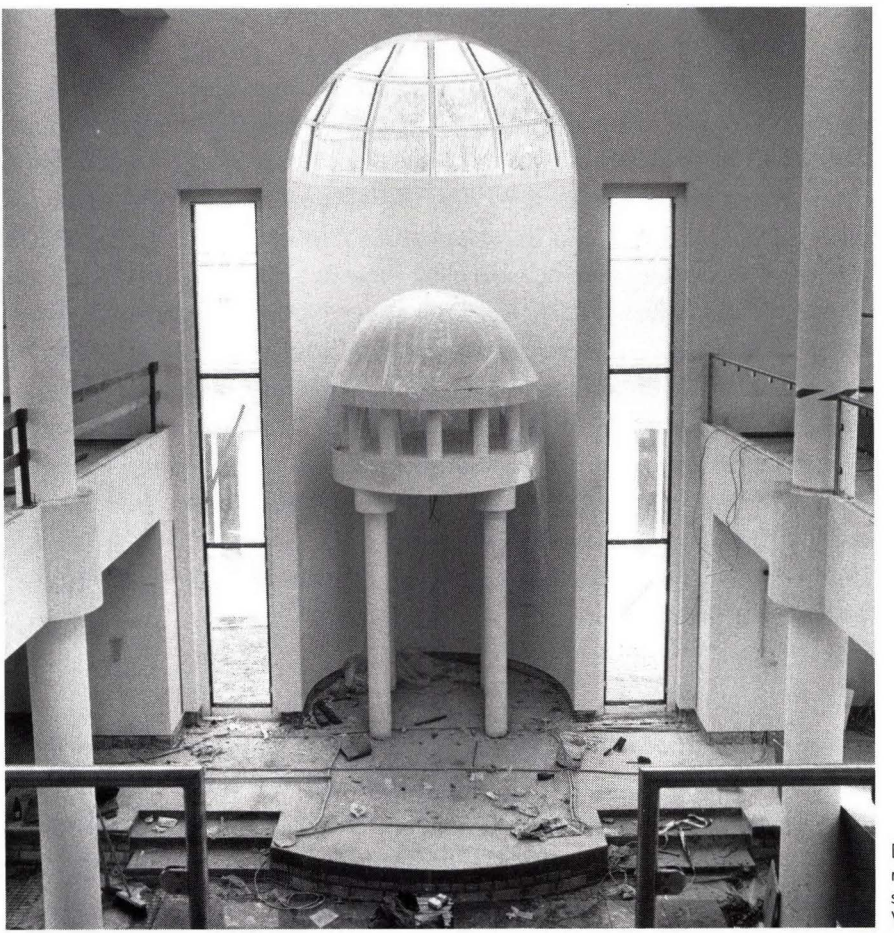
die Zeilen, die zum Vortrag kommen, angibt. Aber auch sonst gibt es viel Werk der Feinschmiedekunst. Da sind die Leuchter für das Pult des Vorbeters, die Lampe mit dem Ewigen Licht, die vor der heiligen Lade niederhängt (Ner tamid), der Becher für den Segensspruch am Vorabend des Schabbats (Kiddusch Schabbat) und die vielgestaltigen Büchsen für die Gewürze beim Abschied des wöchentlichen Ruhetages, Hawdala.

Aber das alles macht es nicht. Denn mit alledem ist die Synagoge noch leer. Geht einmal in eine, die seit Jahrzehnten von ihrer Gemeinde verlassen ist oder nur selten und dürftig besucht wird – sie mag noch so schön sein, ihr Zauber ist verflogen. Nur mit den Menschen, die hier brüderlich vereint dem



Mittelpunkt der ehemaligen Synagoge in der Bleichstraße war der Thoraschrein.

unsichtbar anwesenden Gott dienen, lebt er innig wieder auf. Stellt euch einmal vor, ihr kämet am Vorabend des Festes der Gesetzesfreude ins Haus. Euch empfängt der Vorraum, schon er bestimmt für alte, sinnvolle Bräuche, für die Vorbereitung des Säuglings, der der Beschneidung, der Brit mila, zugeführt werden soll, wie auch für den Mann, der in der Trauerwoche zum erstenmal wieder die Synagoge betritt, um das Gebet für den Toten, Kaddisch, zu verrichten. Ihr seht in den Lichterglanz und durch den Glanz hin zum heiligen, mit aller Kunst und Hingabe geschmückten Schrein. Dann tretet ihr ein. Die Feststräuße, die das Lobgebet in diesen Tagen begleitet haben, sind schon weggelegt, aber ihr dünner Duft schwebt noch im Raum. Dann



Der Thoraschrein der neuen Synagoge lehnt sich an das historische Vorbild an.

wird der Schrein geöffnet, die Thorarollen herausgereicht und von Männern der Gemeinde mit Gesängen und Tänzen rund um den Almemar getragen. Kinder mit Wimpeln drängen sich vor, um gleich den Erwachsenen die Säume der Mäntelchen, den Saum der Thora zu küssen. Die Frauen bleiben abseits, hinter den Verschlägen der Frauenschul zu ebener Erde, die nur durch Schlitze gegen den Saal sich öffnen, oder oben auf den Emporen, auch sie in Synagogen altjüdischer Art durch Gitterwerk züchtig verhüllt, wie unter einem Schleier. Aber auch die Frauen umfaßt der eine Raum, widerhallend vom festlichen Geräusch der Menge, freudig durchwogt, nicht achtend des ernsteren Nachklangs, der aus fernen Zeiten auch jedes Fest der Freude in diesen Hallen begleitet. Ein Raum, eine Gemeinde. Und beide eine lebendige, feierliche Einheit!

Das 19. Jahrhundert hat mit dieser reinen, sinnerfüllten Tradition vielfach gebrochen. Die vom Almemar und Gitter der Frauengalerie „befreite" Synagoge verfällt der Veräußerlichung. Es entsteht eine große Anzahl höchst stattlicher und prächtiger Synagogen. Aber im stillosen Jahrhundert jagt ein Stil den andern, der klassische den maurischen und dieser den romanischen. Nur der eigene, der jüdische, wird nicht gefunden. Erst seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wendet sich – mit der neuen Blüte der allgemeinen Architektur – auch die Sache der Synagoge zum Bessern. Den entscheidenden Anfang macht die Wiederaufnahme des altjüdischen Grundrisses.

Freilich, um nach solchen Anfängen zum höheren Ziel zu kommen, braucht es nicht allein die begabte jüdische Künstlerschaft, die erst in unseren Tagen mit ihren vielen vollfähigen Architekten und kunsthandwerklichen Helfern bereit steht, es braucht vor allem die Gesinnung der Gemeinde. Und auf beiden Seiten die religiöse Verinnerlichung. Denn nur aus ihr kann der neue Aufschwung kommen.

*

Dieser Beitrag ist dem Buch „Jüdisches Fest, jüdischer Brauch", einem Sammelwerk, herausgegeben von Friedrich Thieberger, entnommen. Das Buch ist in der zweiten Auflage beim Jüdischen Verlag im Athäneum-Verlag erschienen. Die erste Auflage war 1937 von den nationalsozialistischen Behörden beschlagnahmt und vernichtet worden.

Der Entwurf

Alfred Jacoby

Solitär und Mittelpunkt jüdischen Lebens

Der Architekt der Synagoge beschreibt seinen Entwurf

Genau 50 Jahre nach der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser in Deutschland, am 9. November 1988, gibt es in Darmstadt eine neue Synagoge. Mit diesem historischen Datum stellt sich die Frage nach Form und Inhalt jüdischen Lebens in dieser Stadt erneut.

Synagogenbauten in Deutschland waren nie nur eine kunsthistorisch relevante Baugattung, sondern stets auch Spiegelbild der sozialen Situation der Juden in einer christlich geprägten Gesellschaft. Die rund 2000 Gotteshäuser und Betstuben, die zwischen 1750 und 1938 entstanden, waren eine der sozialen Leistungen der jüdischen Gemeinden, aber auch gleichzeitig ihr baulich ausgedrückter Anspruch auf Gleichberechtigung und Integration.

Bis ins späte 19. Jahrhundert hinein standen Synagogen oft hinter einem Gemeinde- oder Rabbinerhaus verborgen. Sie lagen außerhalb der Innenstädte oder waren stark an die Nachbarbebauung angeglichen. Alles Maßnahmen, die die Synagogen im Stadtbild unauffällig und möglichst unauffindbar erscheinen ließen.

Mit dem Beginn der gesellschaftlichen Emanzipation in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts änderte sich die zurückhaltende Architektur der Synagogen. Die Gotteshäuser waren von diesem Zeitpunkt an als Kultbauten innerhalb des Stadtbildes leicht zu erkennen. Vor allem der Baustil der Synagogen dokumentierte Anpassung und gleichzeitig Eigenständigkeit der jüdischen Gemeinden innerhalb des jeweiligen Stadtbildes.

Zwischen 1850 und 1870 bedienten sich Architekten großer Synagogen des romanischen Stilrepertoires. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts beherrschten maurische, also orientalische Architekturdetails die Synagogenbaukunst. Es war die hohe Zeit des Synagogenbaus in Deutschland.

In dieser Zeit entstanden auch in Darmstadt zwei neue große Synagogen. 1873 und 1876 ließen sich sowohl die orthodoxen Juden der Israelitischen



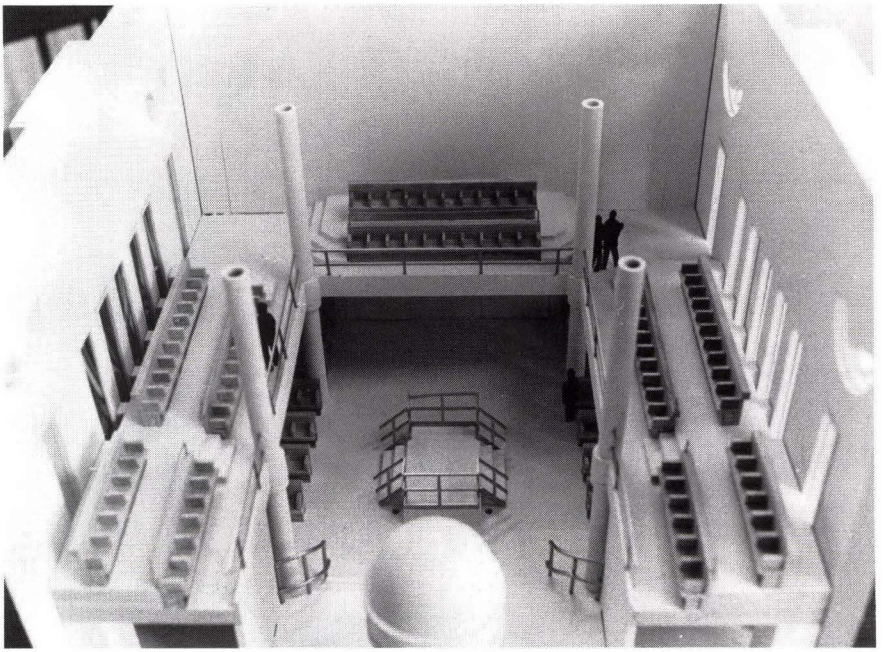
Eine Seitenansicht des Synagogenmodells.

Religionsgesellschaft als auch die liberale Religionsgemeinschaft neue Gotteshäuser bauen. Die Synagoge der Orthodoxen in der Bleichstraße verdankte ihre relativ schlichten Zierformen maurischem Vorbild. Diese Synagoge wurde 1904 abgerissen und durch den Neubau von Georg Wickop ersetzt. Die weitaus größere Synagoge in der Friedrichstraße galt eher als Vertreter neuromanischer Baukunst, wenn auch mit starkem maurischen Einschlag.

Diese Architekturformen, die die meisten Synagogen in Deutschland prägten, waren nicht nur Kulisse, sondern wichtiges Identifikationsmerkmal der Juden in Deutschland. Mit zunehmender gesellschaftlicher Gleichberechtigung wuchs auch ihr Mut zur Eigenständigkeit und damit das Bekenntnis zur eigenen, typischen Synagogenarchitektur.

In den 20er Jahren dieses Jahrhunderts wendete sich das Blatt: Die neue Synagogenarchitektur orientierte sich nun an der Lehre des Bauhauses. Vor allem deutsche Synagogen galten als wegweisend im Sinne des „internationalen Stils".

Mit den von den Nazis zynischerweise „Reichskristallnacht" genannten Po-



Blick ins Innere – das Architekturmodell verdeutlicht die Ideen des Planers.

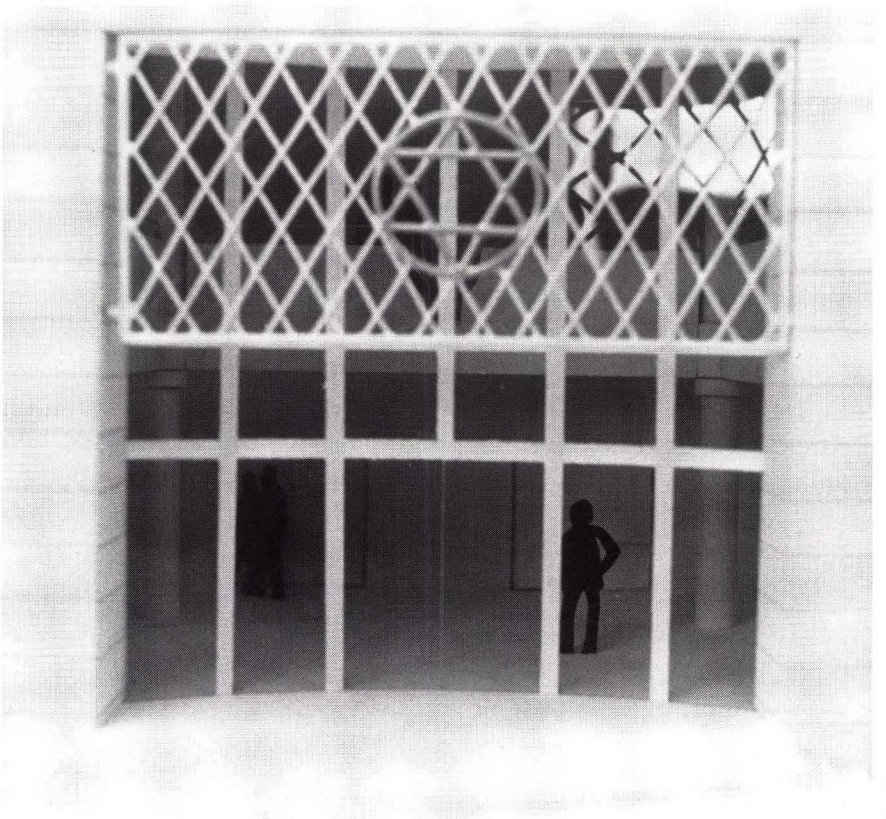
gromen der Nacht zum 10. November 1938 wurden diese Zeugnisse einer reichen jüdischen Kultur dem Erdboden gleichgemacht – die Verfolgung und Ermordung der Juden begann in großem Ausmaß.

Der Entwurf zur neuen Darmstädter Synagoge nimmt Bauprinzipien alter Vorbilder wieder auf. In den Ghettos des 17. und 18. Jahrhunderts, aber auch später, war die Synagoge stets Mittelpunkt des jüdischen Lebens gewesen, umrahmt von den alltäglichen Aktivitäten der Gemeinde.

In der neuen Darmstädter Synagoge wird diese Idee aufgegriffen und baulich umgesetzt. Gleichzeitig wird an die Tradition der Vorkriegsbauten angeknüpft, ohne jedoch historisierend zu bauen.

Die Darmstädter Synagoge nimmt die typischen Formen eines zentralen Kuppelbaus auf. Der Doppelturm markiert den Eingang. Die Synagoge selbst steht in einem Atrium und wird von den Räumen des Gemeindezentrums umschlossen, das zur Synagoge hin, dem geistigen Mittelpunkt des Gemeindelebens, von einer Glasfassade geschützt und abgegrenzt wird.

Städtebaulich betrachtet, ist die neue Synagoge einerseits ein Solitär im Umfeld einheitlicher Nachkriegswohnbauten, andererseits nimmt sie die Höhen



Das Detail zeigt den zukünftigen Eingang.

und Proportionen ihrer Nachbarschaft auf. Der zweigeschossige Synagogenraum, in dem Frauen und Männer getrennt sitzen, entspricht dem heute noch gültigen orthodoxen Ritus, bei dem das Thora-Vorlesepult, der Almemor, in der Mitte steht, und der Thoraschrein, gleichsam als Tempel, seinen festen Platz an der Ostwand der Synagoge hat.

Der Thoraschrein erinnert in seiner Form an das historische Vorbild in der 1906 von Georg Wickop gebauten Synagoge in der Bleichstraße. Er ist das Gegenstück des Almemors und gleichzeitig das einzige historisierende Element der Synagoge, deren Innenraumgestaltung auf das Nötigste beschränkt wurde. Der Thoraschrein birgt das Heiligste, nämlich die Thorarollen, die das neue Gebäude erst zur Synagoge machen.

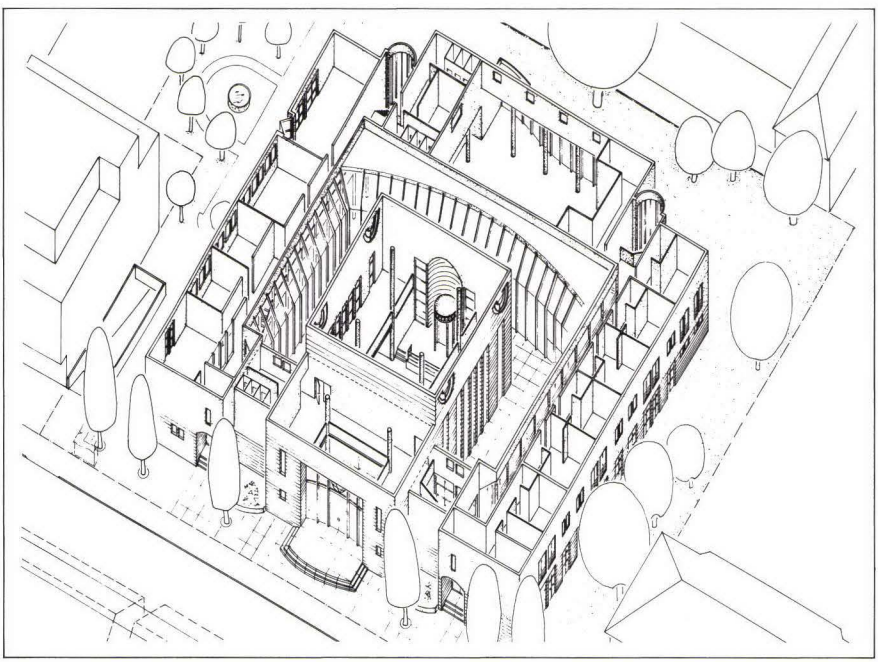
Die Idee, Traditionelles zu abstrahieren oder in moderne Formen zu übersetzen, ist eines der Leitmotive bei der Entwurfsarbeit für die Sitzbänke, den

Kronleuchter und die Fenster. Der Leuchter ist eine Arbeit der Designer Jean-Marc da Costa und Manfred Wolf. Die Fensterentwürfe, die bereits während der Bauzeit das Interesse der Fachwelt erregten, stammen aus dem Atelier des englischen Künstlers Brian Clarke.

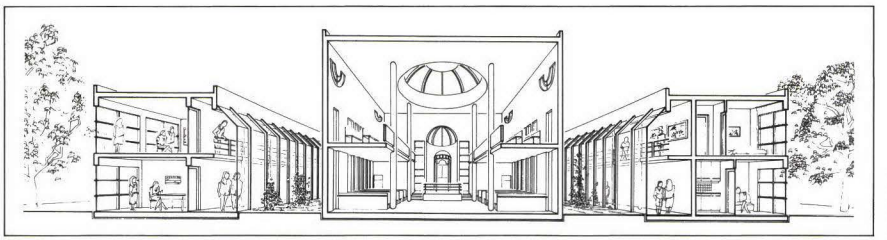
Clarkes Fenster mit ihrer in rot-gelben Tönen gestalteten Glaswand des Leidens und der gegenüberliegenden Wand der Hoffnung in Blau und Weiß, versinnbildlichen die Geschichte des Volkes, das sich in diesem Synagogenraum zum Gebet versammelt. Das Himmelslicht über dem Almemor filtern die Gläser der zwölfteiligen Kuppel. Sie steht als Symbol für das Volk Israel und dessen zwölf Stämme.

Wie alle jüdischen Gemeinden in der Diaspora, so fühlen sich auch die Darmstädter Juden stark mit Jerusalem verbunden, der Stadt, in der ihr heiliger Tempel stand. Deutlich wird diese Verbundenheit immer wieder durch die Lage der Synagoge – sie ist nach Osten hin, auf Jerusalem, ausgerichtet.

Die Erinnerung an Jerusalem und den heiligen Tempel hält auch noch ein anderes Baudetail wach und lebendig: der gelbgoldene Naturstein, den das



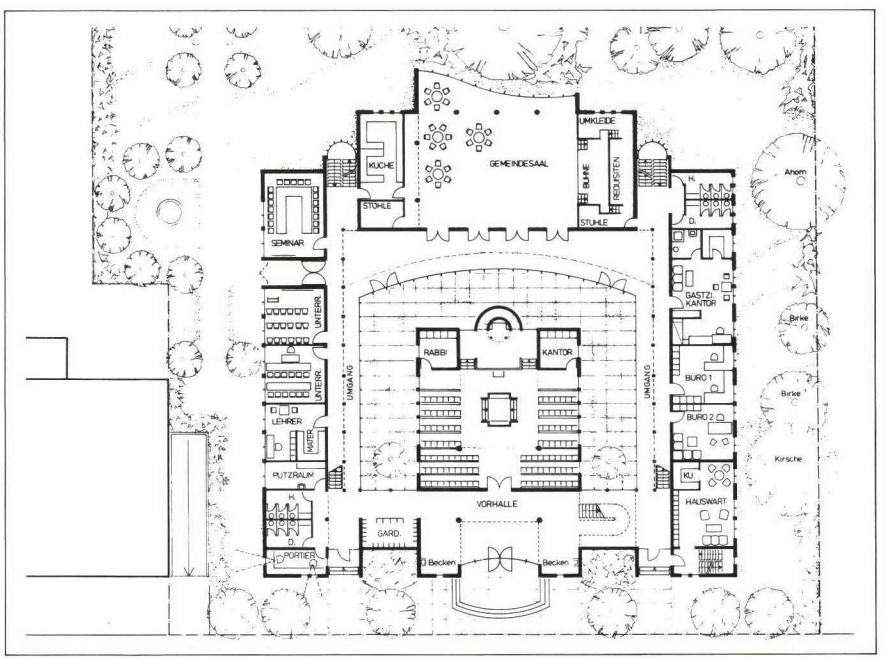
Anschauliche Vogelperspektive: Die Isometrie der geplanten Synagoge.



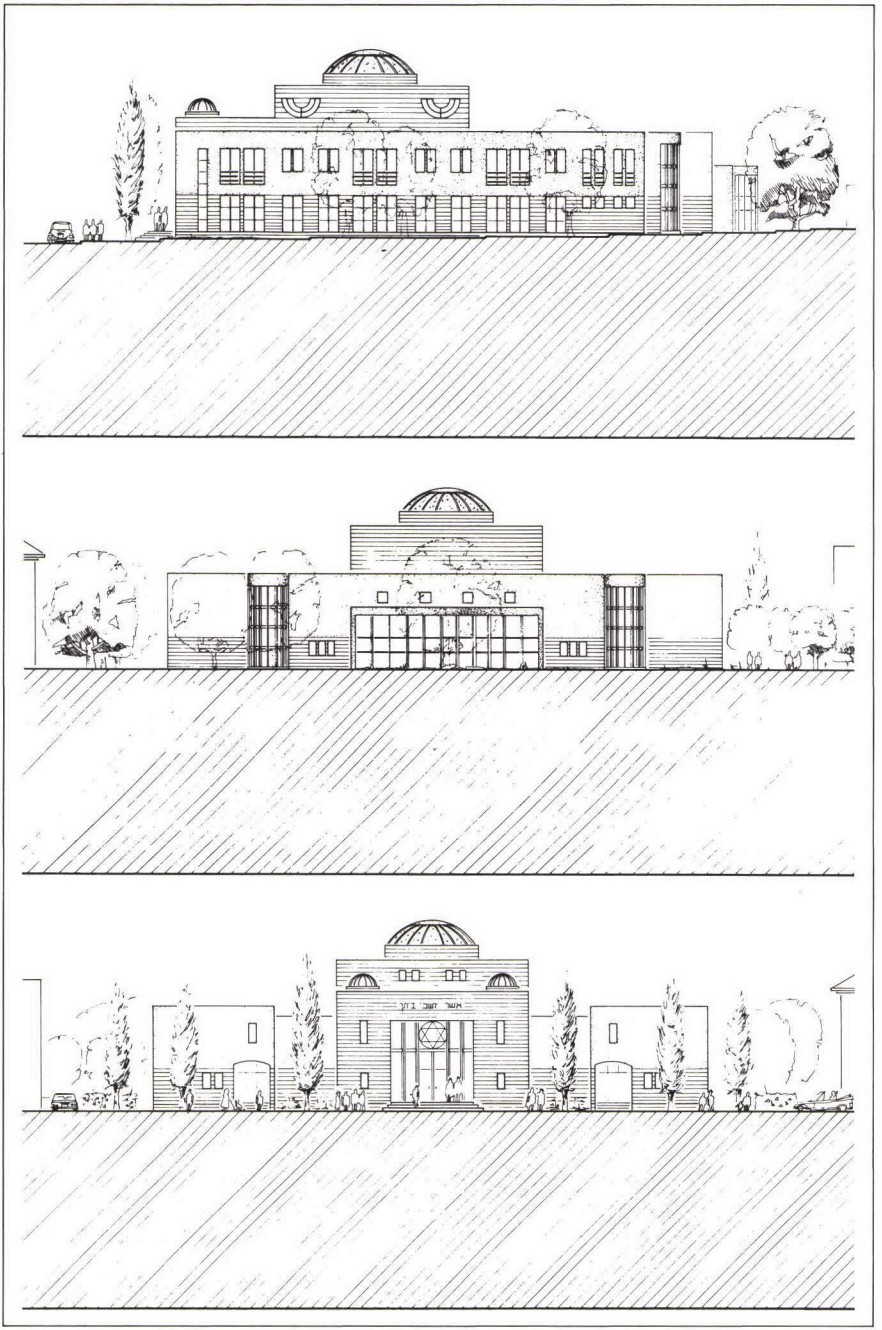
Schnitt durch Synagoge und Räume des Gemeindezentrums.

Jerusalemer Baugesetz für alle Bauten der Heiligen Stadt vorschreibt. Er verbindet symbolisch Darmstadts Synagoge mit Jerusalem und dem heiligen Tempel.

Mit ihrem Umzug von der provisorischen Betstube im Gemeindehaus in der Osannstraße in die neue Synagoge beweist Darmstadts Jüdische Gemeinde Mut. Den Mut, sich trotz schlimmer Erinnerungen zur jüdischen Existenz in dieser Stadt zu bekennen. Nicht nur nach innen, sondern auch nach außen. Auch die Stadt Darmstadt selbst erhält mit dem Bauwerk den sichtbaren Beweis dafür, daß es jüdisches Leben in dieser Stadt gibt – 50 Jahre nachdem es mutwillig ausgelöscht wurde.



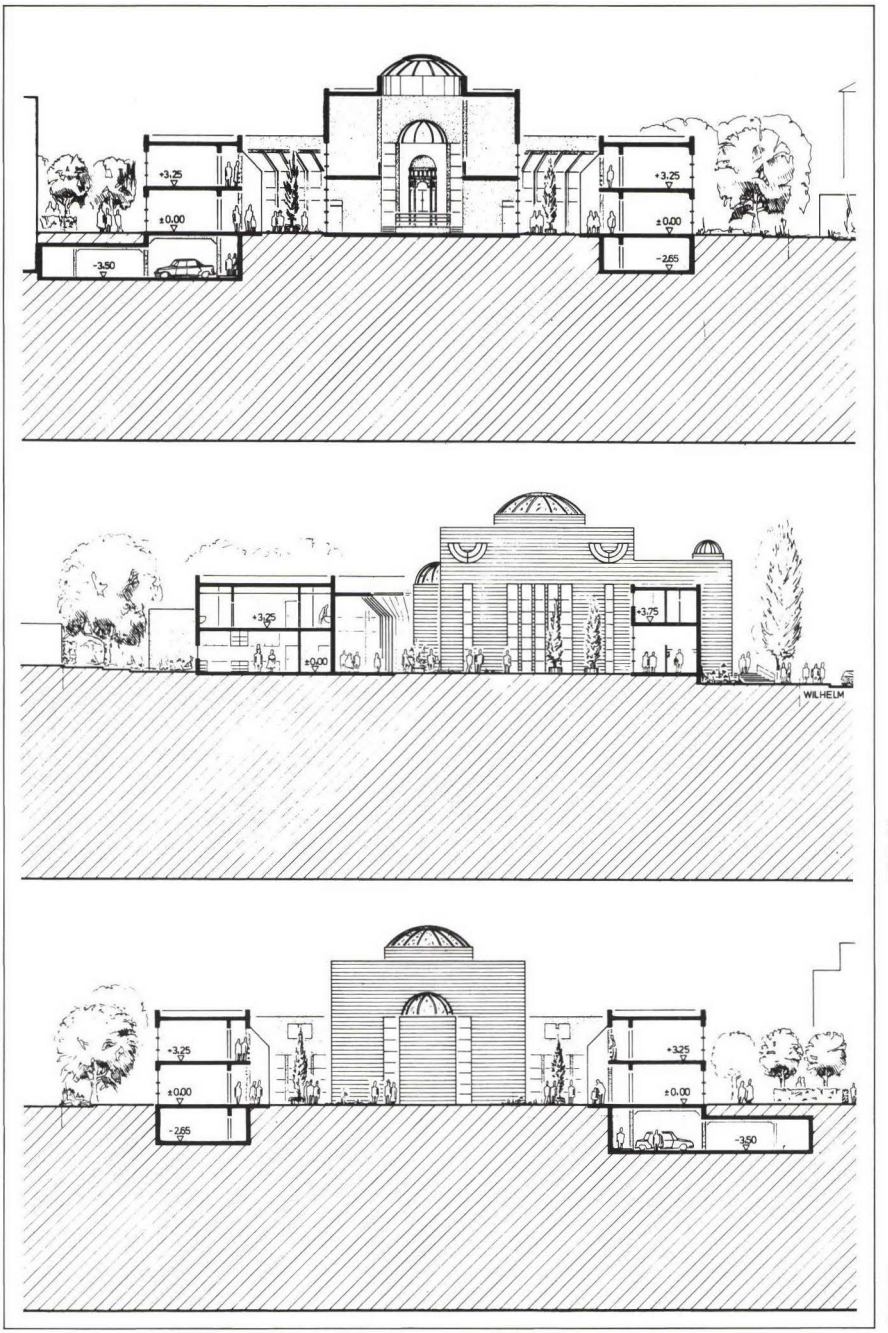
Grundriß des Erdgeschosses.



Südansicht, links der Eingang, rechts der Gemeindesaal.

Rückansicht mit Fensterfront des Gemeindesaales.

Westansicht von der Wilhelm-Glässing-Straße.



Schnitt durch die Synagoge. Ansicht der Ostwand mit Thoraschrein. Auf die zunächst vorgesehene Tiefgarage wurde später verzichtet.

Schnitt durch den Gemeindesaal. Blick von Norden.

Schnitt durch Bibliothek (rechts). Blick von Osten.



Vision von der neuen Synagoge. Gezeichnet von Helmut Jacoby.

Die Grundsteinlegung

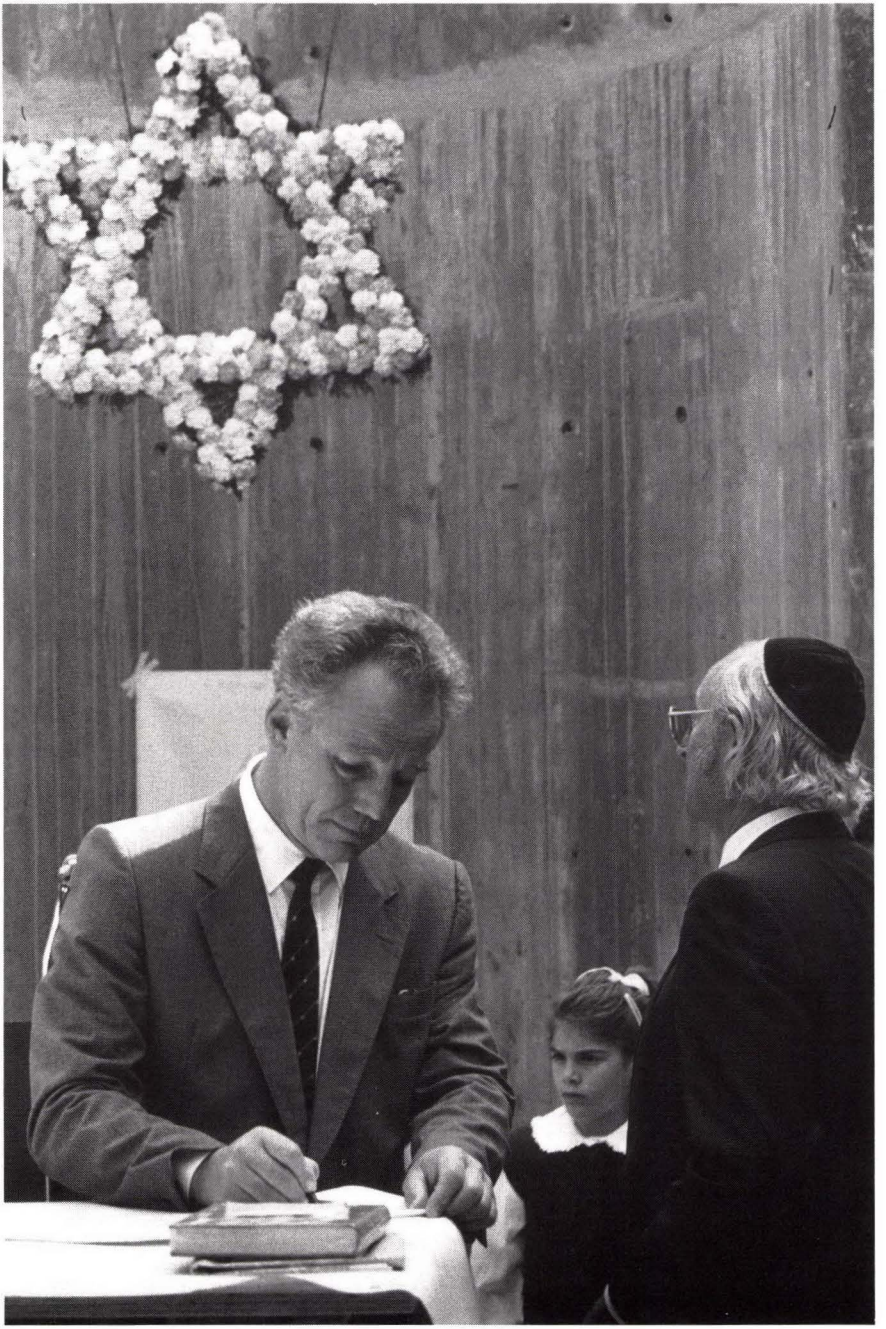


Grundsteinlegung am 12. August 1987 im geometrischen Mittelpunkt der entstehenden Synagoge.

Von der gesamten Bürgerschaft – mit glühendem Herzen

Aus der Rede von Oberbürgermeister Günther Metzger zur Grundsteinlegung für die neue Synagoge am 12. August 1987

In unserer schnellebigen Zeit haben wir uns daran gewöhnt, sehr oft von „historischen Ereignissen" zu sprechen. Darüber wird letzten Endes die Geschichte, werden spätere Generationen entscheiden.
Diese Grundsteinlegung für denWiederaufbau der Synagoge in Darmstadt ist sicher ein Stück Geschichte im Leben des jüdischen Volkes, im Leben der jüdischen Gemeinde, aber auch im Leben unserer Stadt. Sie ist Vergangenheit und Zukunft zugleich. Vergangenheit in der Trauer und in der Scham vor der barbarischen Vernichtung jüdischer Gotteshäuser und jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger durch ein teuflisches Regime in der Zeit von 1933 bis 1945.
Können wir diese Vergangenheit bewältigen? Wir wissen, die Vergangenheit holt die Völker immer wieder ein: Glanz und Elend, Höhepunkte und Abgründe. Vor allem die Abgründe.
Jede Generation, auch unsere Generation, muß sich immer wieder damit auseinandersetzen, Lehren ziehen und Bezugspunkte für die Zukunft gewinnen. Zukunft in der Hoffnung, in dem Bemühen und in der Pflicht, Toleranz zu üben, Minderheiten zu respektieren.
Ich habe von Wiederaufbau gesprochen. Es ist ein materieller, aber auch ein geistiger Wiederaufbau. Symbole können uns dabei helfen. Dokumente der von Wickop erbauten Synagoge: Almemor und Schrein. Der Wiederaufbau muß getragen werden von uns allen, von der gesamten Bürgerschaft, mit glühendem Herzen.
Im Namen der Stadt Darmstadt und der Bürgerschaft möchte ich diese Hoffnung bei der Grundsteinlegung und für den Bau der Synagoge in ein Wort des Alten Testamentes (Psalm 34 Vers 15) fassen, das für alle Ewigkeit gelten möge: „Laß ab vom Bösen und tu Gutes, Suche Frieden und jage ihm nach."



Oberbürgermeister Günther Metzger unterschreibt die Urkunde.

Die Darmstädter Synagoge ist mehr als eine bloße Baumaßnahme

Ansprache des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Josef Fränkel, zur Grundsteinlegung am 12. August 1987

Wenn heute an dieser Stelle der Grundstein zu einer neuen Synagoge in Darmstadt gelegt wird, so wird damit zugleich ein Zeichen gesetzt für eine gemeinsame Zukunft, wie sie vor wenigen Jahren noch kaum vorstellbar gewesen wäre. Unvorstellbar jedenfalls vor vier Jahrzehnten, als die Jüdische Gemeinde in Darmstadt nach Terror und Mord aus kleinsten Anfängen sich wieder zu entwickeln begann.

Ihre Satzung erhielt die Jüdische Gemeinde in Darmstadt – wie es damals hieß – „als Vereinigung von Personen, die sich zum jüdischen Glauben bekennen"; sie sollte „alle im Regierungsbezirk Darmstadt wohnenden Bürger jüdischen Glaubens umfassen". Doch das waren nicht viele. Und wenige von den wenigen waren Darmstädter Bürger. Es waren vielmehr Vereinzelte, Überlebende, Versprengte.

„Displaced persons", wie der Jargon der Zeit sie damals nannte, kamen zusammen zu einer Selbsthilfe der Verschleppten. Nicht mit dem sicheren Ziel, sich nach den Jahren der Verfolgung einzurichten und neue Formen des Zusammenlebens mit dem Volk der Verfolger zu finden, sondern lediglich mit dem Ziel, eine Zwischenstation zu haben auf dem beschwerlichen Weg zu weiteren Stationen. Und die sollten – wenn alles gut ging – in Palästina oder in den Vereinigten Staaten ein glückliches Ende finden.

Die Auswanderung zu erleichtern und Übergangshilfen zu geben, war noch lange ein erklärtes Ziel jener Satzung von 1948, von der sich die Gemeinde erst im letzten Jahr trennte. Diese Trennung wurde angeregt auch durch die Entscheidung für den Bau dieser Synagoge: Durch eine Entscheidung, die nicht auf Wunsch und Drängen der Gemeinde, sondern durch viele Bürger, Freunde und schließlich Stadtverordnetenbeschluß zustandegekommen war.

Auch dies wäre nicht denkbar gewesen in einer Zeit, in der es in unserer Sat-

zung geheißen hat, ich zitiere den Paragraphen 10: „Dem Vorstand der Gemeinde hat es eine obere Pflicht zu sein, den Bestrebungen der wenigen überlebenden jüdischen Personen alle Aufmerksamkeit und Hilfe zuteil werden lassen, die auf die Errichtung eines eigenen jüdischen Staates in Palästina gerichtet sind." Und in Paragraph 11 dieser Satzung wird das Erwarten ausgedrückt, daß sich die jüdische Gemeinde durch Abwanderung auflösen könnte.

Tatsächlich haben sich die Aufgaben und Ziele seitdem grundlegend verändert. Eine kleine Anzahl von Gemeindemitgliedern, denen es im Laufe der Jahre aus verschiedenen Gründen nicht gelang auszuwandern, haben die Gemeinde weiter bestehen lassen und mit vielen Initiativen belebt. Dennoch blieb bei vielen, die hier durch Ausbildung, Beruf und Familiengründung allmählich Fuß zu fassen begannen, die Auswanderung weiterhin ein erst allmählich verblassender Traum, dessen Erfüllung immer weiter verschoben wurde, über immer weitere Zeiträume hinweg: „Wenn die Ausbildung beendet ist, dann könnten wir doch . . ." „Nein, erst Berufserfahrung sammeln, dann . . ." „Wenn die Kinder größer sind . . ." „Nein, warte den Schulabschluß ab . . ."

In vielen Familien bildete die immer wieder verschobene Auswanderung den Horizont einer imaginären Zukunft. Selbst dann, wenn die Kinder sich längst eingelebt und ihre eigenen Freunde, Bindungen und Zukunftsvorstellungen gefunden hatten. Vielen Kindern blieben die Wünsche der Eltern als übertragene Sehnsucht gegenwärtig, als unerfüllte Hoffnung der älteren Generation.

Für diese langen Jahrzehnte des Übergangs und der schwierigen Wahl zwischen Bleiben und Aufbruch war das Gemeindehaus in der Osannstraße als dauerhaftes Provisorium und provisorische Heimstatt ein glücklicher Ort, an dem man sich im engeren Kreis täglich über Sorgen und Nöte verständigen konnte. Eben nicht nur ein Ort des Gebetes, sondern sozialer Bezugspunkt jüdischen Lebens, das vor allem auch Arbeit an und mit den Kindern an deren Zukunft in Deutschland bedeutete.

Dieses Leben in Widersprüchen und die Distanz zu den umgebenden Normen war jedoch nicht Hindernis, sondern Voraussetzung unseres bisherigen Gemeindelebens, Voraussetzung für eine Eigenständigkeit, die freilich niemals den Ausschluß anderer bedeutete: Die Teilnahme nichtjüdischer Ehe-



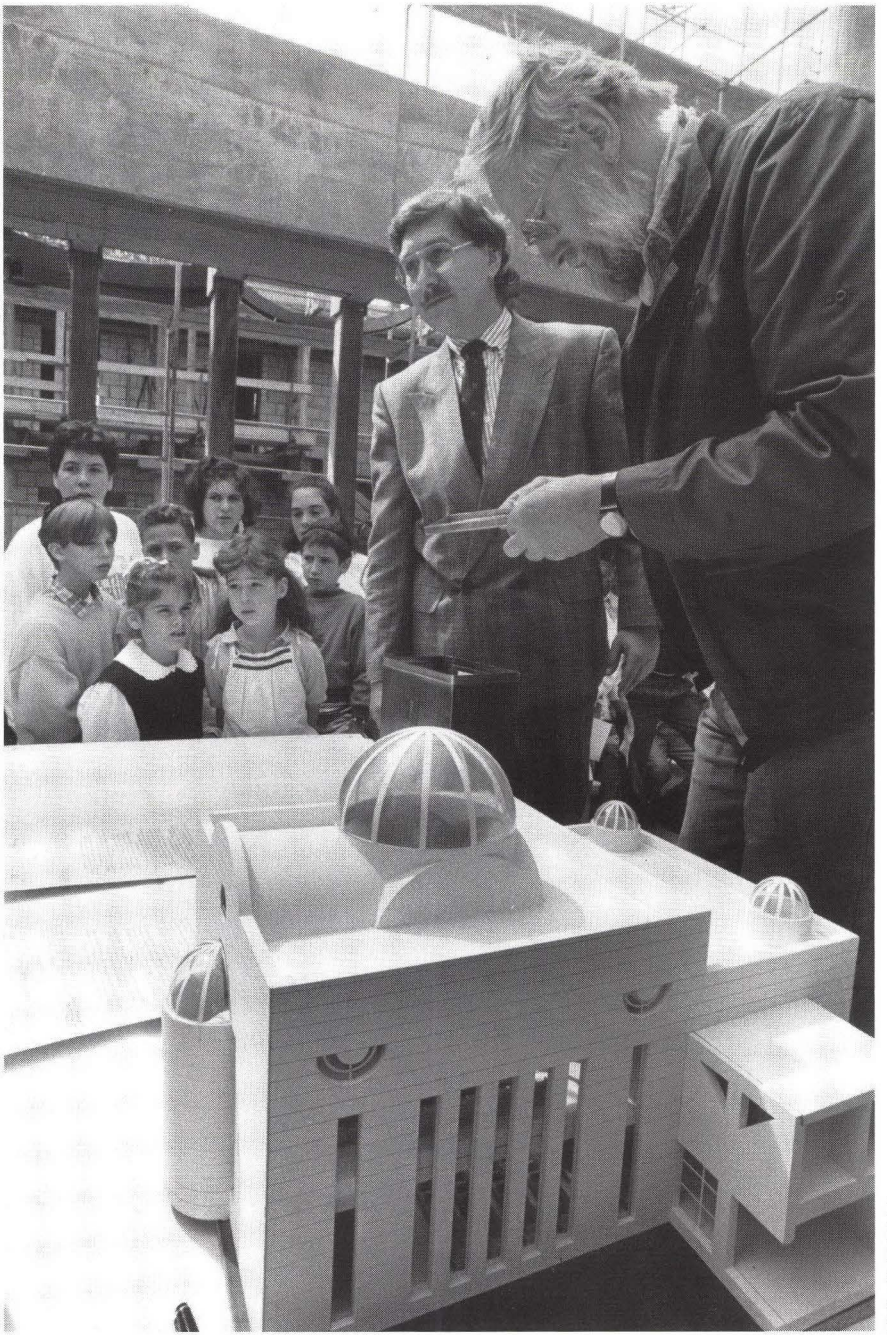
Josef Fränkel, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, setzt seinen Namen unter die Urkunde. Links neben ihm Oberbürgermeister Günther Metzger und der Baudezernent, Stadtrat Dr. Wolfgang Rösch.

partner, Freunde und Kinder war immer auch ein Element des Gemeindelebens. Im Schutz der gewahrten Distanz wurden Erfahrungen menschlicher Nähe möglich, die durch kein offizielles Bemühen um sogenannte „Versöhnung" zu gewinnen sind. Erst durch die keineswegs selbstverständliche Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz zwischen Bürgern jüdischen und anderen Glaubens wurde ein neuer Anfang denkbar, der in einer neuen Synagoge nun gebauten Ausdruck findet.

Hier entsteht in zentraler Lage ein leicht zugänglicher Ort für gemeinsame Erfahrungen und wechselseitige Verständigung, ohne daß im Zeichen einer falsch verstandenen „Normalität" Erinnerungen verwischt werden dürfen. So soll dieser Bau auch eine Mahnung sein. Eine Mahnung, die angesichts des ehemaligen Gestapokellers in dieser Straße, ebenso wie der Tatsache, daß unweit von hier die Wohnung des berüchtigten KZ-Kommandanten von Buchenwald, Koch, stand, gerade an dieser Stelle die bequeme Bereitschaft zu vergessen stört.

Denn diese Synagoge ist für uns weit mehr als nur eine sogenannte „Baumaßnahme". Und auch wenn dieses Gebäude fertiggestellt ist, wird es eine

„Provokation" bleiben, weil es die Erinnerung wachhält und uns nicht der Tagesordnung einer unbefragten Normalität überläßt.
Vor diesem Hintergrund ist auch verständlich, daß es bei aller Zustimmung der Gemeinde zu diesem Bau auch Stimmen des Zweifels, Unsicherheit und Ängste gab, die eher auf dem Provisorischen des Zusammenlebens beharren und dem auch baulich nicht mehr Bedeutung verleihen wollten.
Und doch besiegelt vor allem für die älteren Gemeindemitglieder dieser Bau eine Epoche der Aufbruchsgedanken; gerade dieser Generation soll die Synagoge das Gefühl vermitteln, daß es richtig war, hiergeblieben zu sein und der Zukunft ihrer Kinder eine neue Grundlage geschaffen zu haben, die inzwischen wohl sicherer geworden, wenn auch nicht von gelegentlicher Skepsis frei ist.
So kann dieses Gebäude vorerst nur Ausdruck einer Hoffnung sein, deren Erfüllung sich jeden Tag neu bestätigen muß. Dazu jedenfalls wird dieser Ort seine Räume anbieten: Nicht nur für religiöse und familiäre Feiern, sondern für Verständigung über die Grenzen des Glaubens hinweg; durch Konzerte, Ausstellungen und viele Aktivitäten, in denen jüdische Traditionen in Religion, Musik und Theater, in Kunst und Wissenschaft lebendig sind.
Daß es dafür nun eine neue Stätte gibt, dafür danke ich allen, die dazu beigetragen haben, besonders auch jenen, die dafür am Bau mit Hand angelegt haben und noch anlegen werden.



Die Kassette mit der Urkunde wird versiegelt. Rechts Silberschmied Cornelis Hoogenboom, daneben Architekt Alfred Jacoby.



Oberbürgermeister Günther Metzger führt die symbolischen drei Hammerschläge aus, um die Grundsteinlegung zu besiegeln.



Hoffnungsträger für eine bessere und friedlichere Zukunft: die Kinder der Religionsgruppe der Jüdischen Gemeinde Darmstadt.

URKUNDE

Sie haben Dein Heiligtum in Brand gesteckt
und haben bis zum Grunde alle Stätten
Deines Namens entweiht - und Sie haben
in ihrem Herzen gesprochen - wir wollen
sie vernichten. Sie haben alle Stätten G'ttes
im Lande in Feuer aufgehen lassen.

Psalm 74, 7 u. 8

שלחו באש מקדשך לארץ חללו
משכן-שמך: אמרו בלבם נינם יחד
שרפו כל-מועדי-אל בארץ

Diese Urkunde legt Zeugnis ab von der Grundsteinlegung für die neue Synagoge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt am 12. August 1987, dem 17. Aw 5747, im 42. Jahr seit der Neugründung der Jüdischen Gemeinde Darmstadt nach der großen Katastrophe, die zur Auslöschung jüdischen Lebens in Deutschland geführt hatte.

Unser aller Hoffnung verbindet sich mit dem 9. November 1988, dem fünfzigsten Jahrestag jenes tragischen Datums, an dem in ganz Deutschland die Synagogen brannten und auch in dieser Stadt die drei jüdischen G'tteshäuser zerstört wurden. Denn an diesem Tag wird das Haus, dessen Grundstein wir heute legen, geweiht werden und Zeichen einer neuen, einer besseren Zeit sein.

Die einstmals 3500 Menschen zählende Gemeinde Darmstadt hat heute nurmehr 130 Mitglieder. Ihr Wunsch und ihre Zuversicht ist es, daß die dereinst an dieser Stelle stehende Synagoge sich zum religiösen Zentrum für ganz Südhessen entwickeln möge.

Dafür hat die Stadt Darmstadt, deren Stadtverordnetenversammlung den Beschluß zum Bau der Synagoge einstimmig gefasst hat, wesentliche Grundlagen geschaffen.

Mögen alle gemeinsamen Anstrengungen uns dem Ziel näherbringen, jüdisches Leben in dieser Stadt dereinst als Normalität zu begreifen. Dazu ist eine neue Synagoge das Fundament.

In jenen Tagen werde ich die Hütte Davids,
die gefallen ist, aufrichten und ihre Lücken
schliessen und alles Zerstörte wieder
herrichten und aufbauen, dass es dauere bis
in alle Ewigkeit.

Amos 9, 11

ביום ההוא אקים את-סכת דו"ד הנפלת
וגדרתי את-פרציהן והרסתיו אקים
ובניתיה כימי עולם

Für die Stadt Darmstadt:

Darmstadt, den 12. August 1987

Für die Jüdische Gemeinde Darmstadt:

Dokument:
Die Urkunde, deren Original im Grundstein eingemauert wurde.

Die Baustelle

Dr. Wolfgang Rösch
Baudezernent der Stadt Darmstadt

Ein reizvolles Projekt für Planer, Bürger und Politiker

Zufriedenheit über die enge Zusammenarbeit des Architekten mit dem Städtischen Hochbauamt

Nicht immer kann ein Gebäude an einem bestimmten Tag eingeweiht werden. Hoffnungsvoll zwei, drei Jahre zuvor verkündete Einweihungstermine müssen oft verschoben werden, je näher der Stichtag kommt. Beim Bau der neuen Synagoge in Darmstadt jedoch stand der Termin von vornherein unverrückbar fest. Die Synagoge sollte der Jüdischen Gemeinde am fünfzigsten Jahrestag der verhängnisvollen „Kristallnacht" übergeben werden. Aber auch ohne den bindenden Termin wäre dieses Bauwerk sicher zur Zeit fertig geworden. Dank des unermüdlichen Einsatzes aller Beteiligten: des Architekten, der Jüdischen Gemeinde, des Glaskünstlers und seiner Werkstätten und des städtischen Hochbau- und Maschinenamtes, das sich alle Mühe gab, einen schönen, das Darmstädter Stadtbild belebenden Entwurf mit Sorgfalt und Liebe zum Detail auszuführen.
Kritisiert wurde im Vorfeld gelegentlich die Entscheidung, daß nur jüdische Architekten zur Teilnahme am Gutachterverfahren eingeladen worden waren. Ziel dieses Gutachterverfahrens war die Ausarbeitung eines Vorentwurfes für die neue Synagoge mit Gemeindezentrum. Die Stadt und die Jüdische Gemeinde hatten gute Gründe, sich für die begrenzte Auswahl zu entscheiden. Zum einen sind Planer jüdischen Glaubens wirklich mit den Riten und Bräuchen ihrer Religion vertraut. Zum anderen – und darüber freut sich nicht nur die Jüdische Gemeinde, sondern dafür sind wir alle dankbar – leben und arbeiten fünfzig Jahre nach der „Kristallnacht" wieder junge jüdische Architekten in Deutschland. Versierte Fachleute, die man fragen kann und muß. Es erscheint nur folgerichtig, gerade diese jungen jüdischen Planer am Wiederaufbau ihrer Gotteshäuser und damit auch am symbolischen Neubeginn teilhaben zu lassen.
Die enge Zusammenarbeit mit dem jüdischen Architekten Alfred Jacoby erwies sich in allen Bauphasen als wertvoll und wichtig. Der städtische Verant-



Im Mittelpunkt des neuen Gemeindezentrums steht die Synagoge: zweigeschossig und rund 300 Quadratmeter groß.

wortliche Walter Schönig konnte den Frankfurter Planer jederzeit erreichen. Wichtige Details, oft nicht vorhersehbare und erst an der Baustelle unmittelbar zu erkennende Probleme wurden über den „kurzen Draht" der beiden Fachleute schnell und unproblematisch gelöst. Fehler wollte und konnte sich die Stadt nicht leisten; die Jüdische Gemeinde sollte eine schöne, eine nutzbare und den rituellen Maßgaben der Religion angemessene Synagoge bekommen.

Reizvoll war und ist das Projekt Synagoge aber nicht nur für den erfolgreichen Planer des neuen Gotteshauses, für den Baudezernenten und für die Mitarbeiter des städtischen Bauamtes, sondern auch für die Bürger Darmstadts. Mit dem Neubau in der Wilhelm-Glässing-Straße hat nun Darmstadt



Im September 1987 nimmt der Rohbau Gestalt an: In der Wilhelm-Glässing-Straße werden gut 10 000 Kubikmeter Raum umbaut.

endlich wieder eine Synagoge, ein Bauwerk, das nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich die Stadt aufwertet und ihr Stadtbild verschönt.
Auf dieses Kriterium achteten bereits die Mitglieder der Jury in der Gutachterkonkurrenz. Sie maßen das Bauwerk nicht zuletzt an seiner Einbindung in die Umgebung. Der Bauplatz in der Wilhelm-Glässing-Straße, mitten in einem Mietshausviertel der Nachkriegszeit, verlangte vorsichtiges Anpassen der Baumassen an die Umgebung. Die Lage der zweigeschossigen Synagoge mit Gemeindezentrum auf dem Grundstück, ihr Anschluß an die seitlichen Nachbarn und der Übergang der Anlage in den Straßenraum wurden von der Jury kritisch unter die Lupe genommen und gewürdigt. Die Praxis diktierte auch hier eine unabänderliche Vorgabe: Die Stirnseite der Synagoge muß im Judentum stets nach Jerusalem ausgerichtet werden, in Darmstadt also nach Osten. Auch diese Bedingung wurde vom erfolgreichen Entwurf selbstverständlich erfüllt.
Sicherheitsaspekte, so bedauerlich dies erscheinen mag, durften nicht außer acht gelassen werden. Auch beim Entwurf Alfred Jacobys konnten Unsicherheiten bei der Überwachung der geplanten Tiefgarage nicht ausgeräumt



Die 116 geplanten Sitzplätze im Erdgeschoß bleiben den Männern der Gemeinde vorbehalten.

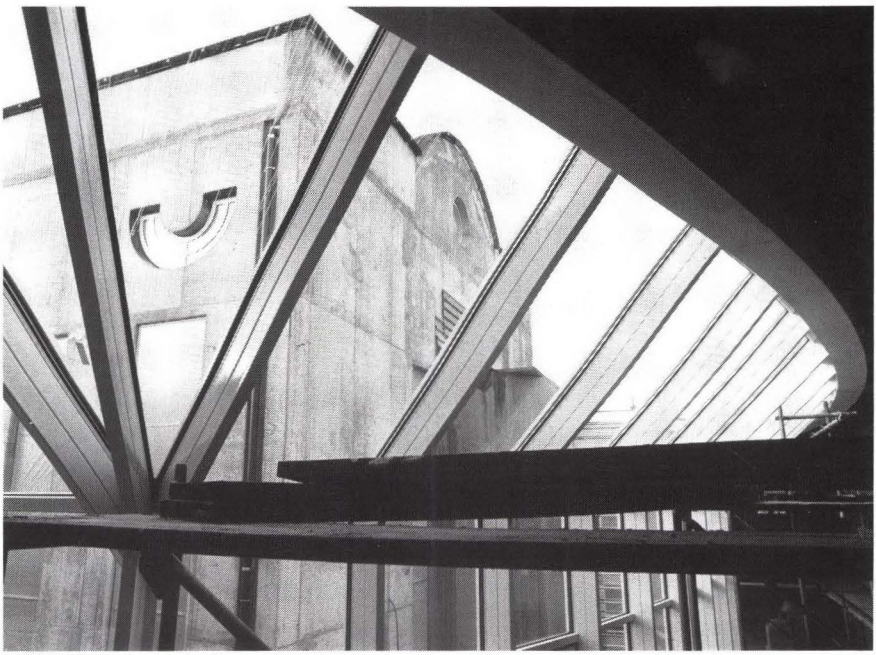
werden. Aufgrund allgemeiner Bedenken wurde die Tiefgarage schließlich ganz aus dem Bauprogramm gestrichen. Die neue Synagoge muß ohne eigene Garagenplätze auskommen.

Funktion und Organisation waren Gegenstand der kritischen Bewertung durch die Jury. Die Sachverständigen wollten wissen, wie die einzelnen Räume einander zugeordnet sind, wo die Wege verlaufen, ob die Orientierung im Gebäude leichtfällt und – hier konnte der Bauausschuß der Jüdischen Gemeinde wertvolle Erläuterungen geben – ob sich der Innenraum der geplanten Synagoge für den jüdischen Gottesdienst eignet. Bei der Realisation war die Stadt wieder auf die Mithilfe der Jüdischen Gemeinde und das Wissen des Architekten angewiesen.

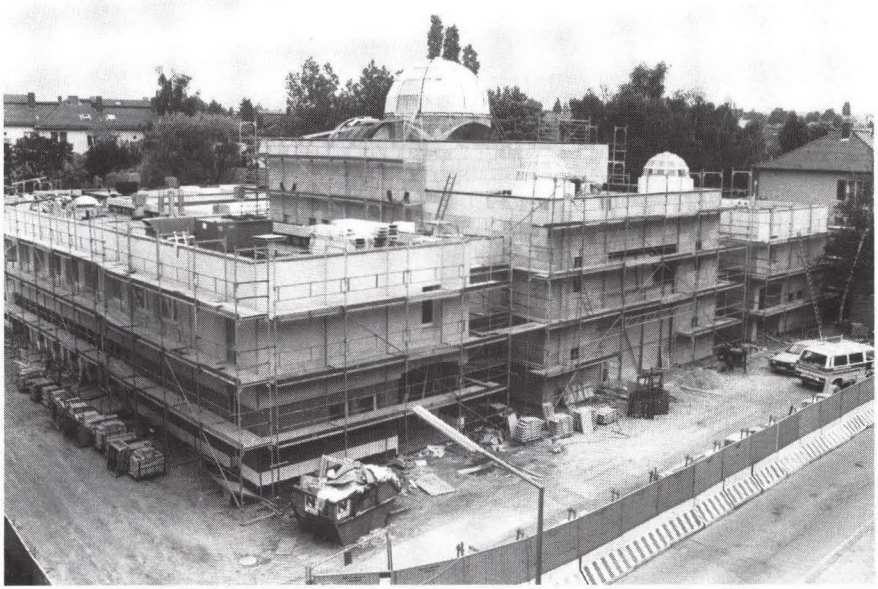
Einen völlig neuen Akzent setzt Alfred Jacobys Entwurf im Darmstädter Stadtbild. Die Fassade des neuen Gotteshauses, das sich harmonisch in seine Nachbarschaft einfügt, ohne sich unterzuordnen, ist nach Jerusalemer Vorbild mit einem goldgelben Sandstein verkleidet. Damit hat die Jüdische Gemeinde ein Stück der ureigenen Baugeschichte ihres Volkes aufgegriffen und in Darmstadt für eine hoffnungsvolle Zukunft etabliert.



Drahtseilakt im März 1988: Die zwölfteilige Kuppel wird über der Synagoge montiert. Sie ist aus Aluminium, wiegt 500 Kilo und mißt im Durchmesser sechseinhalb Meter. Mit den eingesetzten Fenstern erhöht sich das Gewicht auf viereinhalb Tonnen. Zwei Wochen dauerte der Bau der Kuppel, eine Stunde die Montage auf der Synagoge.



Die Synagoge hat ihren ersten Winter hinter sich. Bereits Ende Oktober 1987 waren alle Fenster dicht. Im Winter 1987/88 ging der Innenausbau zügig voran.



Im April 1988 beginnen die Handwerker mit dem Verputzen und Verkleiden der Fassade.



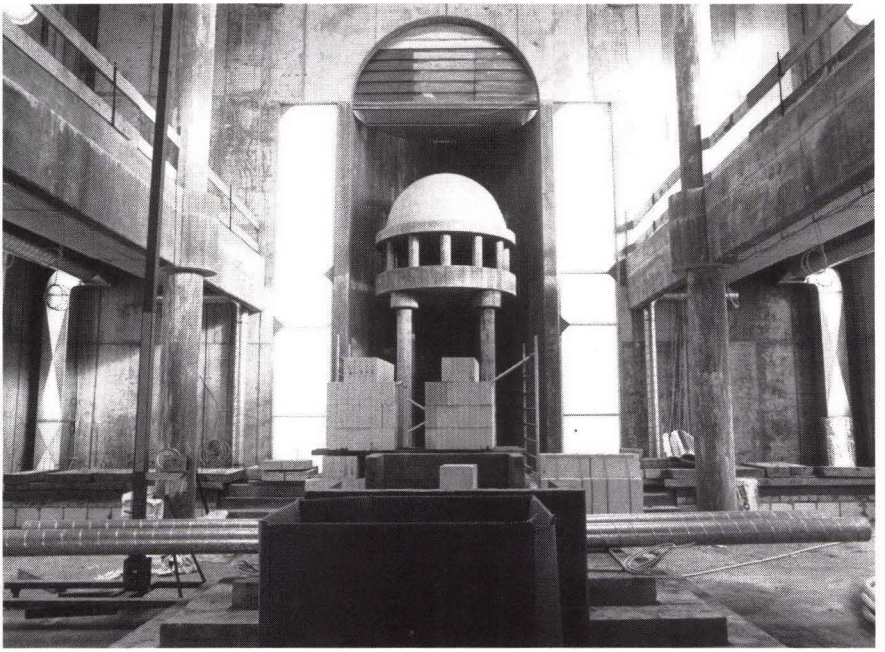
Wie ein Solitär steht die Synagoge im Gemeindezentrum.



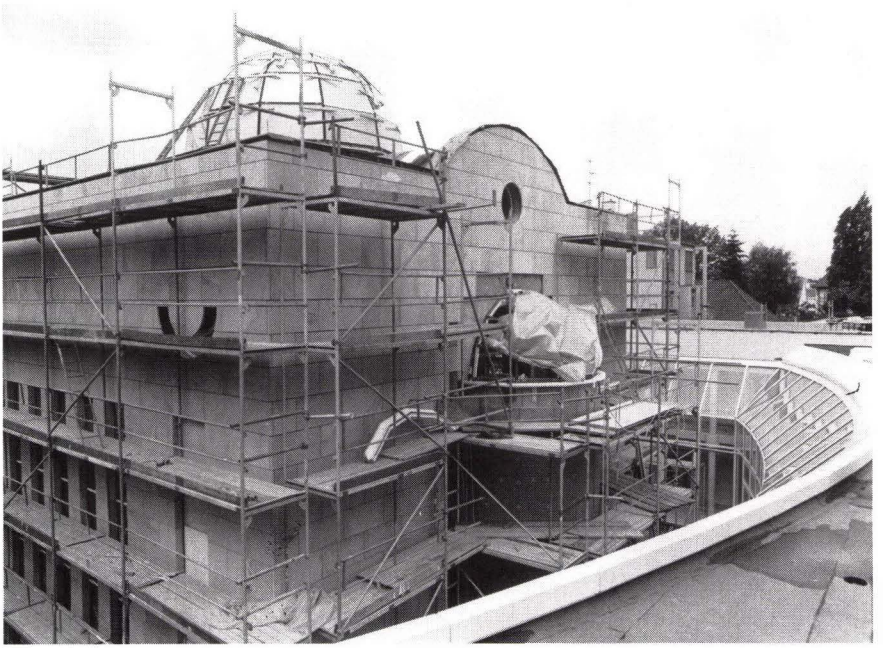
Diesen Blick von der Galerie genießen in Zukunft die Damen. 90 Plätze sind für sie vorgesehen.



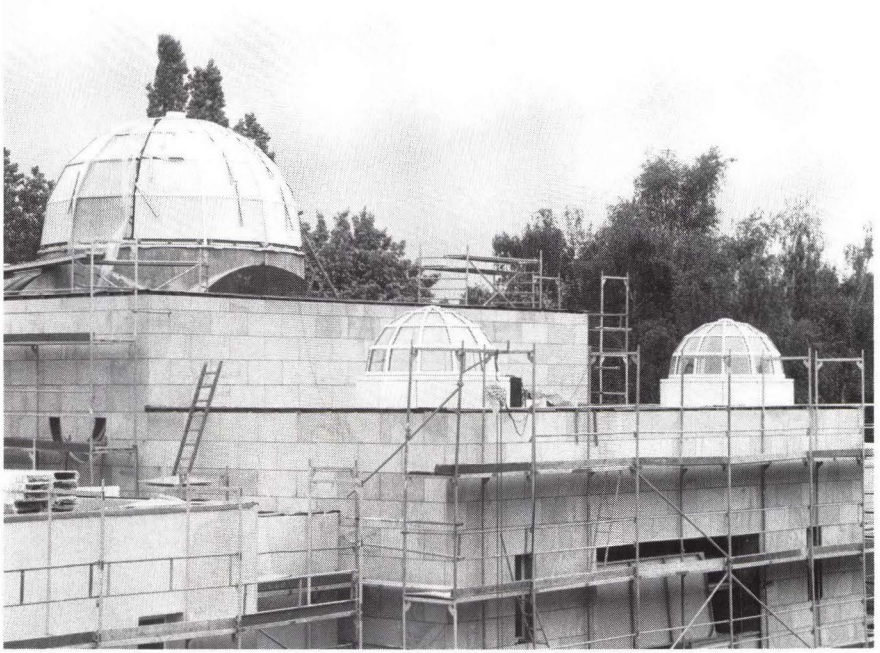
Gelber Sandstein an der Außenfassade erinnert an den goldenen Glanz Jerusalems.



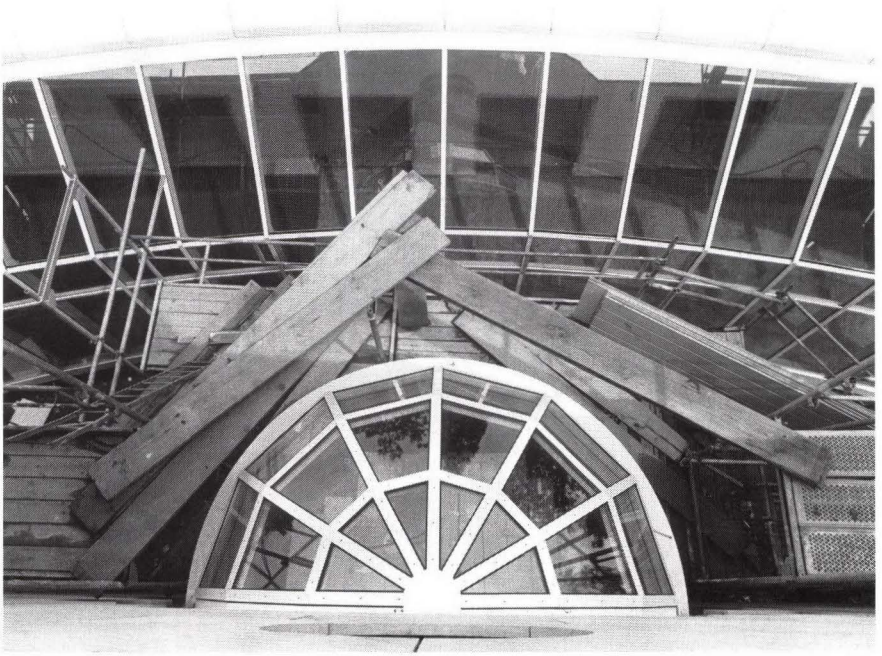
Vorbild: Der Thoraschrein erinnert an das historische Vorbild in der ehemaligen Synagoge in der Bleichstraße.



Auch von hinten ist der Bau eine Schönheit. Blick vom Dach des Gemeindesaales auf Lichthof und Synagoge.



Drei Kuppeln markieren Zentrum und Eingang der Synagoge. Die kleinen erinnern an die Säulen am Eingang des zerstörten Tempels in Jerusalem. Die große Kuppel symbolisiert die zwölf Stämme Israels.



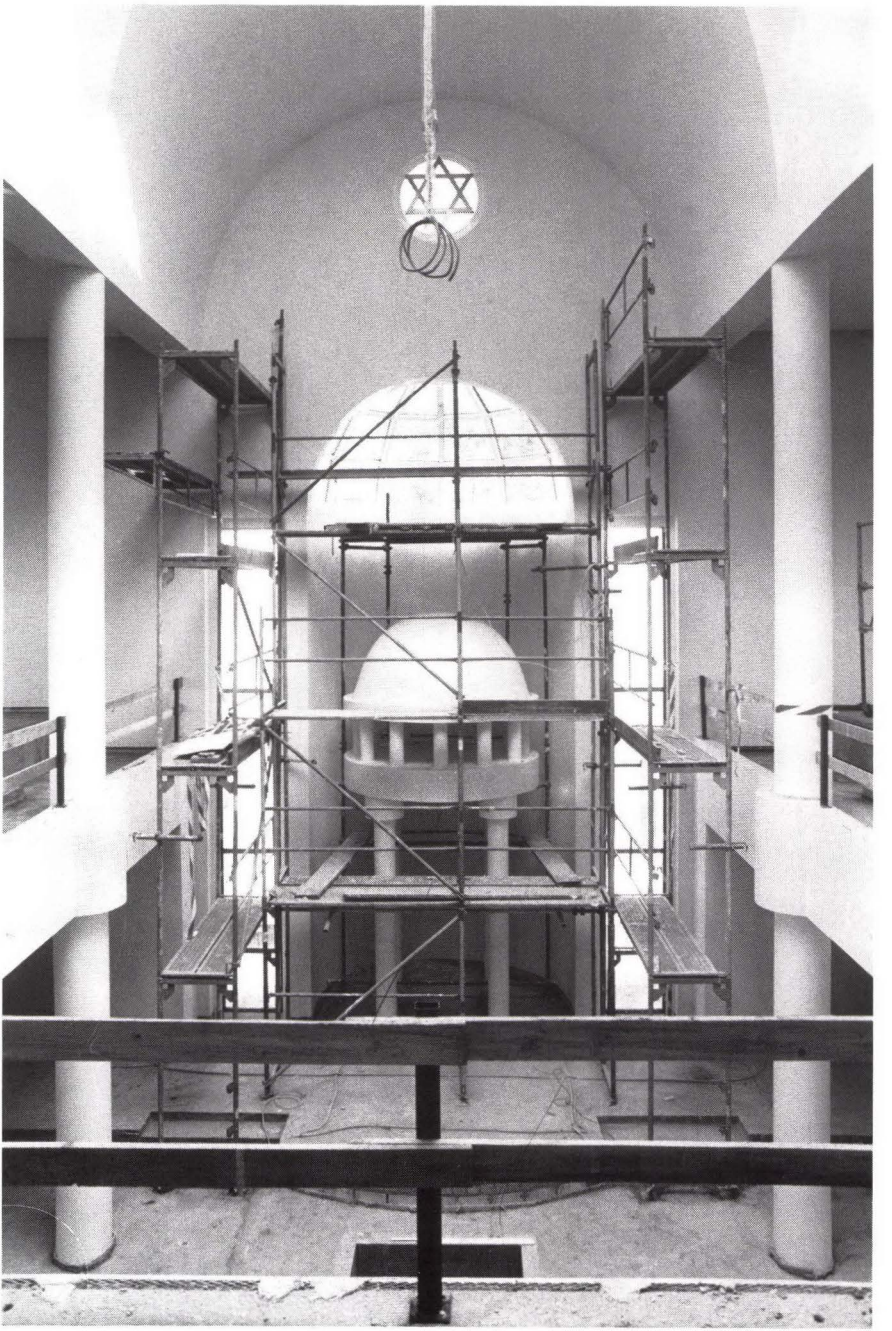
Detail: Viel Glas sorgt für Helligkeit im Innern.



Dieses Haus soll sein ein Haus des Gebets für alle Völker – so lautet die Übersetzung der hebräischen Inschrift über dem Synagogen-Portal.



Der Boden im Gemeindezentrum wird verlegt.



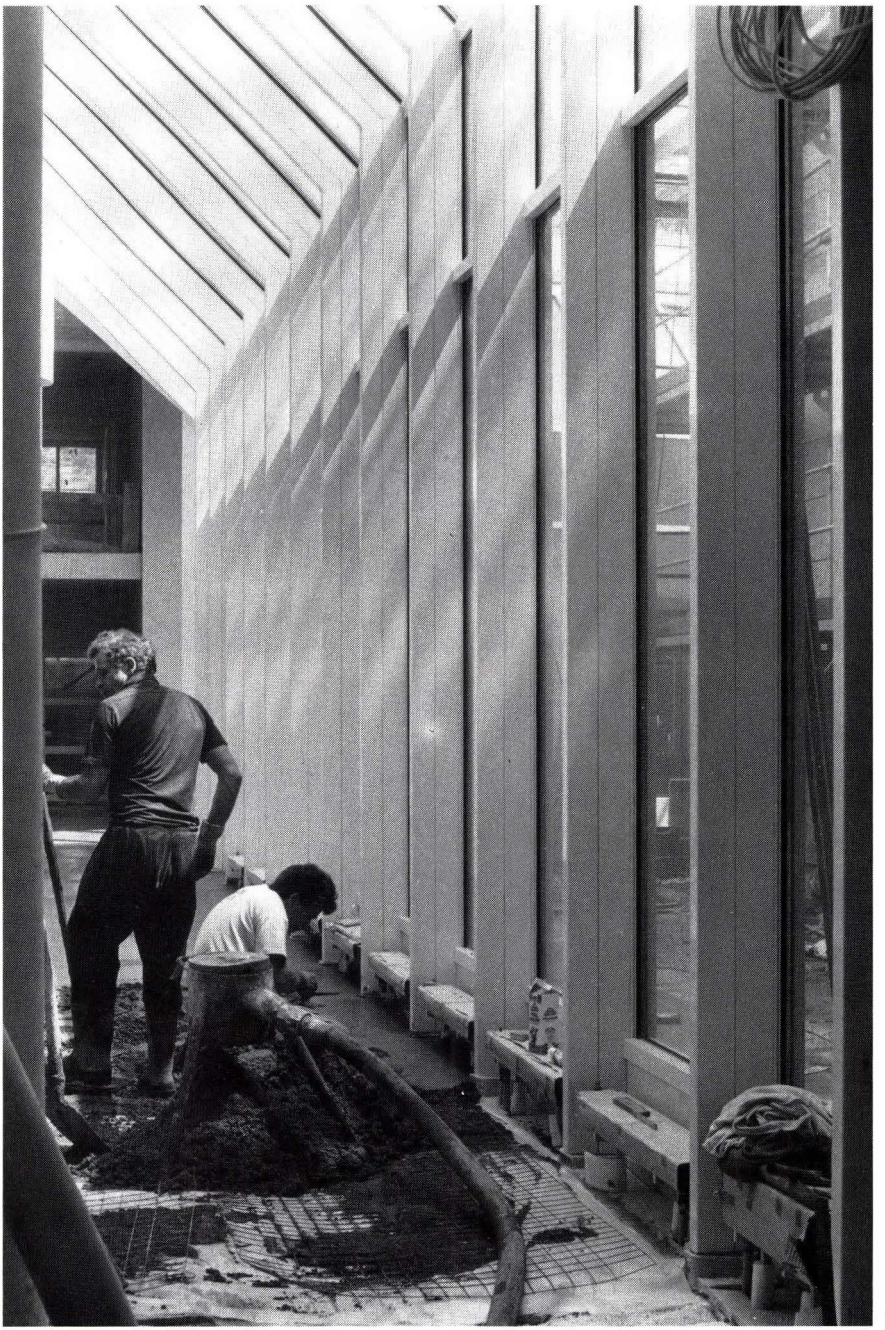
Ausbau und Feinarbeit.



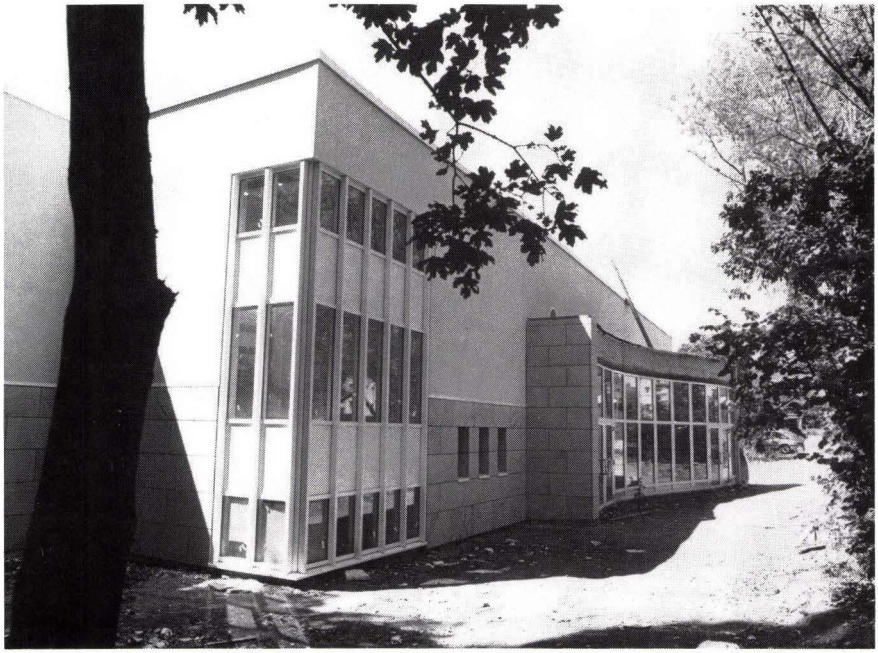
Harmonie: Glas und Sandstein im interessanten Wechsel.



Symmetrie I



Symmetrie II



Geschwungene Fensterfassade am Gemeindesaal.



Neuer Akzent im Stadtbild: Die Synagoge, selbstbewußt und doch zurückhaltend, wertet ihre Nachbarschaft auf – optisch und symbolisch.

Die Bürgeraktion

Rüdiger Breuer

Die Idee mit den Bausteinen

„Initiative: Synagoge '88" wirbt und sammelt für das neue Gotteshaus und Gemeindezentrum

Am Anfang zerbarsten die Fensterscheiben. Fanatisierte Menschen schleuderten Steine und warfen Brandfackeln. Aus drei jüdischen Gotteshäusern schlugen die Flammen, und über Darmstadt glühte der Himmel. Das war in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938.

Auf den Tag genau 50 Jahre später machte die Stadt den in ihren Mauern lebenden Juden eine neue Synagoge samt zugehörigem Gemeindezentrum zum Geschenk. Die Bürgerschaft trägt unmittelbar das Ihre dazu bei. Mit ihren Spendengeldern wurden jene künstlerisch gestalteten Schmuckfenster bezahlt, die das Innere der neuentstandenen Gebetsstätte zieren.

Schon bald nach dem einmütigen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung, der nach Kriegsende nur provisorisch untergebrachten Jüdischen Gemeinde zur 50. Wiederkehr des Jahrestages der sogenannten „Reichskristallnacht" eine würdige Gebets- und Versammlungsstätte zu errichten, gründete sich – im Mai 1985 – die Bürgeraktion „Initiative: Synagoge '88". Der Kreis ihrer Mitglieder setzte sich aus gesellschaftspolitisch und kirchlich engagierten Menschen zusammen. Die Zielsetzung: Das Zusammentragen von Geldern zur Ausgestaltung des künftigen Gotteshauses. Die Erwartungen lagen bei 100 000 Mark – einem Drittel des später zusammengekommenen Gesamtbetrages. Die katholischen und evangelischen Dekanate übernahmen eine Vorreiterrolle. Nach einem ökumenischen Gottesdienst in der St. Ludwigskirche überwiesen sie die Kollekte von 2300 Mark auf das inzwischen eingerichtete Spenden-Sonderkonto der Jüdischen Gemeinde.

Um eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen, begann die Bürgeraktion „Initiative: Synagoge '88" im Herbst mit dem Verkauf symbolischer Synagogen-„Bausteine". Dadurch sollte der Bevölkerung das freiwillige, kommunale Wiedergutmachungsprojekt noch nachhaltiger ins Bewußtsein gerückt

Benefizkonzert zugunsten der neuen Synagoge

Schirmherrschaft Prinzessin von Hessen und bei Rhein

Ludwig van Beethoven
Sonate für Violine und Klavier Nr. 6 A-Dur, op. 30,1
Sonate für Violine und Klavier Nr. 7 c-Moll, op. 30,2

César Franck
Sonate für Violine und Klavier A-Dur

Sir Yehudi Menuhin
Violine

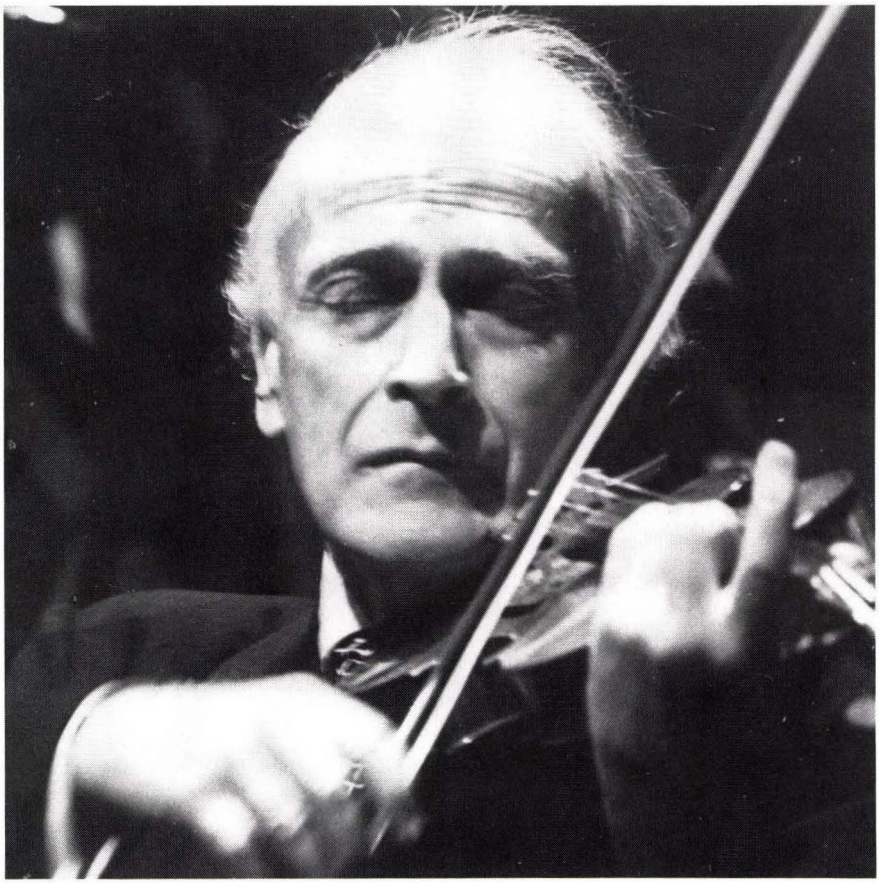
*

Paul Coker
Klavier

Veranstalter: Initiative „Synagoge 88"
Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

23. November, 11.30 Uhr, im Staatstheater Darmstadt, Großes Haus

Signaturen:
Das Programmheft des Benefizkonzerts zugunsten der Synagogenfenster trägt die Unterschriften von Yehudi Menuhin und Paul Coker.



Schon zu Lebzeiten eine Legende: Yehudi Menuhin im Staatstheater Darmstadt.

werden. Eine Vielzahl von Bürgern beteiligte sich in der Folgezeit an der Aktion und füllte den Spendentopf mit beträchtlichen Geldbeträgen. Die Bauabsichten der Stadt und das Wirken der Initiative begannen sich über Südhessen hinaus herumzusprechen. In deutschen Zeitungen wurden die Darmstädter Pläne wohlwollend und anerkennend vermerkt. Doch auch das Ausland wurde hellhörig. In einer großen kanadischen Zeitung wurden die Synagogenabsichten in Darmstadt in beachtlicher Aufmachung gewürdigt. Auch Zeitungen in den Vereinigten Staaten, Israel, Australien und in der Türkei berichteten über das Projekt.

Eine Zuwendung von unerwarteter Seite brachte der Jahresbeginn 1986 mit sich. Die Gemeindevertreter in Bickenbach (Landkreis Darmstadt-Dieburg)

beschlossen eine Spendensumme von 5000 Mark. Auch sie wollten damit eine Form der Wiedergutmachung gegenüber den Juden zum Ausdruck bringen. Bürgermeister Karl Schemel fühlte sich persönlich betroffen. Er erinnerte sich noch genau, wie er als Siebenjähriger den Brand der Darmstädter Synagoge in der Bleichstraße miterlebte. Als Patient sah er von einem Fenster des Stadtkrankenhauses aus, wie das Gotteshaus in Flammen aufging. Von



Dank an den Künstler und an Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein, deren Freundschaft mit Yehudi Menuhin das Konzert in Darmstadt ermöglichte.

den zehn jüdischen Familien, die bis 1938 in Bickenbach wohnten, ist keine einzige mehr in die Landkreisgemeinde zurückgekehrt. Die meisten von ihnen waren in Minsk von SS-Schergen ermordet worden. Das Beispiel der Gemeinde hatte eine nachhaltige Wirkung. In den nächsten Monaten gingen ansehnliche Summen aus sämtlichen Städten und Gemeinden im Einzugsbereich von Darmstadt sowie von anderen Gebietskörperschaften auf dem Sonderkonto ein.

Zwei Benefizkonzerte bildeten im Februar den Auftakt einer Serie von Kulturveranstaltungen, durch deren Erlöse sich die Kasse der Bürgeraktion weiter kräftig füllte. Im Foyer des Staatstheaters spielte und sang die jüdische Folklore-Gruppe „Oif Simches" jiddische Lieder und hatte damit einen begei-

sternden Erfolg. Die andere Musikveranstaltung wurde gemeinsam von der Volkshochschule, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Evangelischen Akademie und dem Katholischen Bildungszentrum organisiert. Spenden gingen jetzt aus allen Kreisen der Bevölkerung ein. Ein caritativer Klub, Schulen, Vereine, Geschäftsleute, Unternehmer und örtliche Energieversorgungsgesellschaften waren darunter. Mit zwei Benefizkonzerten im Staatstheater unterstützte der Instrumentalverein die Bürgeraktion. Das aufsehenerregendste Ereignis aber warf seine Schatten bereits voraus. Am Sonntag, dem 23. November 1986, spielte der weltbekannte Geigenvirtuose Yehudi Menuhin – im Großen Haus des Staatstheaters – zugunsten der Synagogeninitiative. Vor ausverkauftem Haus und begleitet von dem amerikanischen Pianisten Paul Coker standen zwei Sonaten von Ludwig van Beethoven und eine von César Franck auf dem Programm. Das Vormittagskonzert wurde zu einem triumphalen Ereignis. Es brachte zudem 35 000 Mark in die Spendenkasse der Initiative. Zu verdanken war der Auftritt des Meisters Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein, die eine langjährige Freundschaft mit dem Musiker verbindet. Kurz nach dem Krieg hatte sie ihn durch den britischen Komponisten Benjamin Britten kennengelernt. Der Virtuose hatte einen prallvollen Terminkalender, als ihn die Prinzessin anrief und um das Benefiz-Gastspiel zugunsten der Synagogen-Innenausgestaltung bat. Doch seine Reaktion war spontan: „Für dich spiele ich überall." Unmittelbar nach einer China-Tournee folgte der Auftritt in Darmstadt.

Ein übriges tat Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein. Sie kündigte an, daß sie einen im Schloßmuseum stehenden Schreibsekretär an die Jüdische Gemeinde weitergeben werde, wenn diese ihr Gemeindezentrum einrichte. Mit dem Möbelstück hatte es eine besondere Bewandtnis. Es sieht wie ein Thoraschrein aus. Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde in Darmstadt hatten den Sekretär einst Großherzog Ludwig II. und dessen Frau Wilhelmine geschenkt – als Dank für beider Engagement für die lokalen Juden. Die Regierungszeit des Großherzoges dauerte von 1830 bis 1848. Das mit den Initialen „L" und „W" gezierte Möbel wurde nunmehr der Jüdischen Gemeinde zurückgegeben.

Doch noch mehr tauchte auf. Beim Stöbern in alten Unterlagen stieß ein Bürger auf zwei kleine, vom Zahn der Zeit schon angenagte Silbertäfelchen im Format zehn auf fünf Zentimeter, die er am Tag nach den Synagogenbrän-



Dr. Erich Wieters (Mitte) hatte als Kind in der Asche der zerstörten Synagoge gestöbert – und dabei zwei Silbertäfelchen gefunden. Die gab er nun der Jüdischen Gemeinde Darmstadt zurück.



Aus der Asche: Diese Silberplättchen überdauerten Synagogen-Brandstiftung und Zerstörung. Sie befinden sich heute im Besitz der Jüdischen Gemeinde.

den im Schutt des zerstörten Gotteshauses in der Friedrichstraße gefunden hatte. Die beiden bisher einzigen Fundstücke aus der jüdischen Tradition in Darmstadt waren – so stellte es sich inzwischen heraus – Bestandteile der Ummantelung zum Schutz der Thorarollen. Sie kehrten in den Besitz der Jüdischen Gemeinde zurück.

Die Absicht der Bürgeraktion, künstlerisch gestaltete Glasfenster zum Hauptbeitrag bei der Innenausgestaltung zu machen, wurde im Frühjahr 1987 durch eine weitere, wichtige Entscheidung ergänzt. Der in Fachkreisen weltbekannte, 34jährige britische Glaskünstler Brian Clarke wurde um die Ausarbeitung von Entwürfen gebeten und später mit der Ausführung der Arbeiten beauftragt. Die entsprechende Meinungsfindung vollzogen Bürgeraktion und Jüdische Gemeinde gemeinsam. Die Farben Blau und Weiß – für die Hoffnung – sowie Rot und Gelb – für Feuer, Leid und Tod – bestimmten die Überlegungen des Künstlers. Sie prägen die zwölf sechs Meter hohen und einen Meter breiten Fenster, zu denen ein dreizehntes halbrund über dem Thoraschrein hinzukam.

Im Verlauf eines ersten Kontaktgespräches hatte sich Clarke gleichermaßen interessiert an der Aufgabenstellung und beeindruckt vom Vorhandensein einer Bürgeraktion zur Finanzierung des Kunstwerkes gezeigt. Angesichts der Entwürfe stellte der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Josef Fränkel, fest: „Die Absicht, uns Glasfenster zu schenken, weil sie von den Nazis damals als erstes zertrümmert wurde, hat uns tief bewegt. Darin drückt sich in besonderem Maße die Fähigkeit des Mitfühlens aus. Diesem emotionalen Anspruch werden die Fenster von Brian Clarke uneingeschränkt gerecht."



Der symbolische Baustein: Wer ihn erwarb, spendete für die künstlerischen Glasfenster der neuen Synagoge.

Die Fenster



Brian Clarke, Glaskünstler aus London, hat die Fenster für die Darmstädter Synagoge und die Türen des Thoraschreines entworfen.

Brian Clarke

The windows

My thanks to the people of Darmstadt and the Jewish Community

Fifty years ago, on that dreadful November night when the synagogues of Germany lay in piteous ruin and broken glass covered the floors of the devastated remains, it would have been inconceivable to have imagined todays re-birth.

The black cloud of those events in 1938 still casts a chilling shadow today and so it was with profound trepidation that I agreed to design the stained glass for Darmstadt's new synagogue.

Is was impossible for me to honestly embrace this responsibility without making at least equal reference in my work to both suffering and hope.

The consuming flames of remote and recent history have rendered German Jewry an international symbol of suffering and sacrifice.

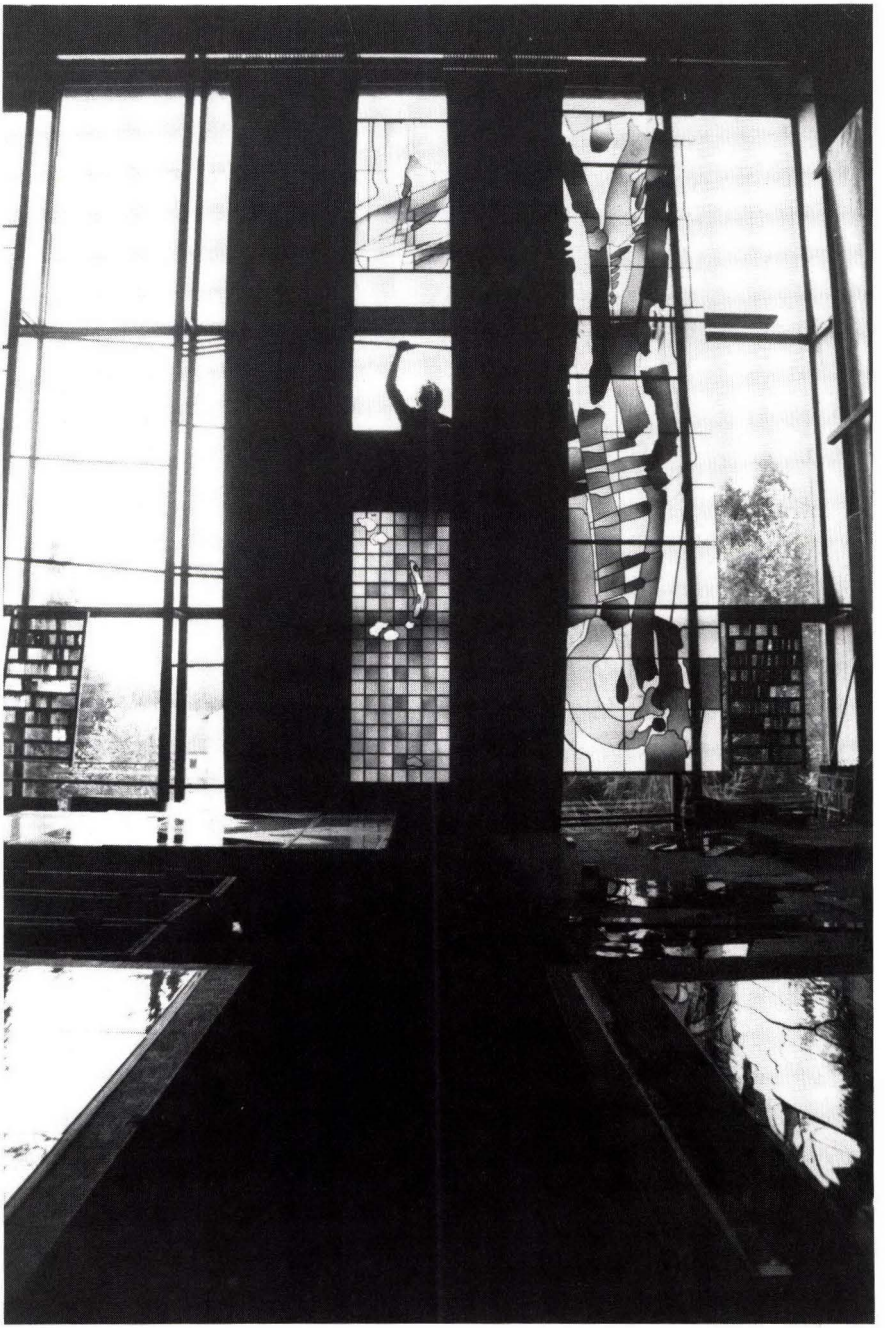
The windows of the South wall recall this anguish, the fragmentation of the human spirit, surrounded and consumed by the flames of a fire enkindled by neighbours, themselves consumed by a blind hatred.

But this is not the whole story, for German Jewry survived and a state of Israel was born. Slowly, timorously, out of the ashes of destruction rose a new hope. The blue and white windows of the North wall represent this hope, a sense of hope shared by mankind.

The two Eastern windows are visual metaphors for the future, a movement forwards into mutual understanding. In all the windows exists a structure, a grid, a system, a law. The Word. In times of misery and despair that structure is there, no less than it is in times of optimism and joy.

These works are, I hope, a modest meditative response to a most wonderful moment in the history of Darmstadt, a moment when neighbours jointly celebrate the sanity of truth over ignorance and sensitivity over cruelty. I thank the people of Darmstadt and the Jewish Community for allowing me to share with them in this moment.

Vor fünfzig Jahren, in jener schrecklichen Novembernacht, als Deutschlands Synagogen in Schutt und Asche lagen und zerbrochenes Glas die Böden der verwüsteten Überreste bedeckte, war die heutige Wiedergeburt unvorstellbar.
Die dunklen Wolken dieser Vorkommnisse von 1938 werfen bis heute noch ihren frostigen Schatten, und deshalb war es große Ehrfurcht, die mich bewog, die Bleiglasfenster für die neue Darmstädter Synagoge zu entwerfen. Es war mir unmöglich, diese Verantwortung zu übernehmen, ohne in meiner Arbeit wenigstens einen gleichwertigen Bezug zwischen Leiden und Hoffnung herzustellen.
Die verschlingenden Flammen der fernen wie auch der näheren Geschichte haben die deutschen Juden zum internationalen Symbol von Leid und Aufopferung gemacht.
Die Fenster der Südwand erinnern an diesen Schmerz, die Zersplitterung der menschlichen Seele, umgeben und verzehrt von den Flammen eines Feuers, von Nachbarn entfacht, die selbst von blindem Haß erfüllt waren.
Aber das ist nicht die ganze Geschichte, denn das Judentum hat überlebt, der Staat Israel wurde geboren, aus der Asche der Zerstörung stieg langsam neue Hoffnung. Die blau-weißen Fenster der Nordwand drücken diese Hoffnung aus, die die gesamte Menschheit teilt.
Die beiden Fenster an der Ostwand sind visuelle Metapher für die Zukunft: eine Vorwärtsbewegung zu gegenseitigem Verständnis.
Allen Fenstern gemeinsam ist die Struktur. Ein Raster, ein System, ein Gesetz: Das Wort. Dieses System besteht sowohl in Zeiten der Not und Verzweiflung als auch in Zeiten der Zuversicht und der Freude.
Diese Werke sind, so hoffe ich, ein bescheidener gedanklicher Ausdruck für einen wunderbaren Moment in der Geschichte Darmstadts, in dem Nachbarn den Sieg der Vernunft über das Unwissen und der Einfühlsamkeit über die Grausamkeit feiern. Ich danke den Bürgern Darmstadts und der Jüdischen Gemeinde dafür, mich an diesem Augenblick teilhaben zu lassen.



Einblick ins Atelier: Brian Clarkes Fensterentwürfe wurden von der Firma Derix in Taunusstein verwirklicht.

Meine Bilder erzählen eine Geschichte

Der Synagogenraum hat zwei Wände mit je fünf Fenstern von je ein mal sechs Meter Größe. Diese sind durch die Damengalerie unterbrochen, während die Ostwand zwei weitere gleich große, in voller Höhe sichtbare Fenster erhält. Brian Clarke hat hierfür im Spätherbst 1987 Entwürfe vorgelegt und diese in Anwesenheit von Stadtrat Dr. Wolfgang Rösch und des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Darmstadt wie folgt erklärt:

Der Raum stellt sich mir als Abfolge von zwei Hauptwänden dar mit zwei Serien von Fenstern mit zwei sehr unterschiedlichen Stimmungen.

Über die beiden Hauptwände sowie die zwei einzelnen Fenster (an der Ostwand) ist ein gleiches geometrisches Raster gelegt, um die Verbindung zwischen allen Teilen herzustellen.

Die blau-weißen Fenster sind für mich die Wand der Hoffnung – die gelb-roten Fenster die Wand des Leidens. Beide Hauptwände, die blau-weiße wie auch die gelb-rote, werden durch die Empore unterbrochen, weshalb eine allmähliche Abstufung der Farben hier nicht sinnvoll ist, da sonst der Eindruck von zwei getrennten Bildebenen entsteht.

Die Unterbrechungen, die in der blau-weißen Serie vorkommen, stellen ein Volk in einer reinen Struktur dar. Die traditionellen Farben für Reinheit in der Kunst sind Blau und Weiß. Die Elemente, die diese Struktur unterbrechen, sind eine komplexe Serie in Grün. Die blau-weiße Struktur ist die Grundlage, auf der ein Volk eine Tradition entwickelt. Die amorphen Elemente bedeuten symbolisch das Volk, für die diese Struktur eine Tradition ist. In der rot-gelben Serie werden dieselben amorphen Strukturen von einer symbolischen Flamme verzehrt.

Die beiden Fenster an der Ostwand sind als einzige voll sichtbar, und deshalb enthalten sie einen Sinn der Bewegung, der Zukunft und der Feierlichkeit.

Ich habe zum ersten Mal meine Bilder eine Geschichte erzählen lassen. Dies ist für mich ungewöhnlich, jedoch sollte man die Erzählung hier als sekundär betrachten. Mir gefällt die Idee, daß jede Serie wie ein Wandteppich gesehen wird, der eine bestimmte Geschichte erzählt.

Alfred Jacoby

Fenster nehmen die Geometrie der Synagoge auf

Überzeugende Antwort auf die vorgegebene Architektur

Als Architekt der Synagoge habe ich mir zur Beurteilung von Brian Clarkes Glasfenster-Entwürfen zwei Fragen gestellt. Zum einen: Wie setzt sich der Künstler mit der für ihn vorgegebenen Architektur auseinander? Zum anderen: Wie wird der hier vorliegende Entwurf der politischen Idee zum Bau der Synagoge mit ihrem starken Bezug zum 9. November 1938 gerecht?
Ich glaube, Brian Clarke hat auf beide Fragen eine überzeugende Antwort gefunden. Der 9. November 1938 war der Beginn des schrecklichsten Kapitels jüdischer Geschichte. Mit seiner gelb-roten Serie von Fenstern dokumentiert Brian Clarke den Aspekt des Leidens der Juden in der Geschichte, ange-



Die Gläser werden zugeschnitten . . .



. . . eingepaßt . . .

fangen bei den Kreuzzügen, der spanischen Inquisition, den Judengettos des Mittelalters und der Neuzeit bis hin zu diesem 9. November 1938 und dem, was darauf folgte.

Mit der blau-weißen Serie von Fenstern setzt Brian Clarke dem aber auch einen zweiten Aspekt unserer Tradition und Geschichte entgegen – das Prinzip der Hoffnung, ohne das die Juden als Volk niemals Bestand gehabt hätten. Noch heute ist die „Hatikwa" – die Hoffnung – als Nationalhymne Israels Ausdruck dieser Haltung.

Clarkes abstrakte Geometrie läßt aber auch noch andere Deutungen zu. Jedes Fenster ist horizontal und vertikal siebengeteilt. Diese Zahl sieben ist im Alten Testament eine besondere Zahl: Sie verbindet den bis heute gültigen

religiösen Alltag eines Juden mit der Schöpfungsgeschichte und dem darin enthaltenen heiligsten Tag – dem Sabbat.
Auch in der Geschichte Josephs in Ägypten kommt ihr besondere Bedeutung zu. In seinen Traumdeutungen offenbart Gott Joseph sieben fette Jahre des Wohlergehens und sieben magere Jahre des Leidens und des Hungers. In den Sprüchen der Väter heißt es: „Wer sein Leben leben will, der versehe



. . . und montiert.

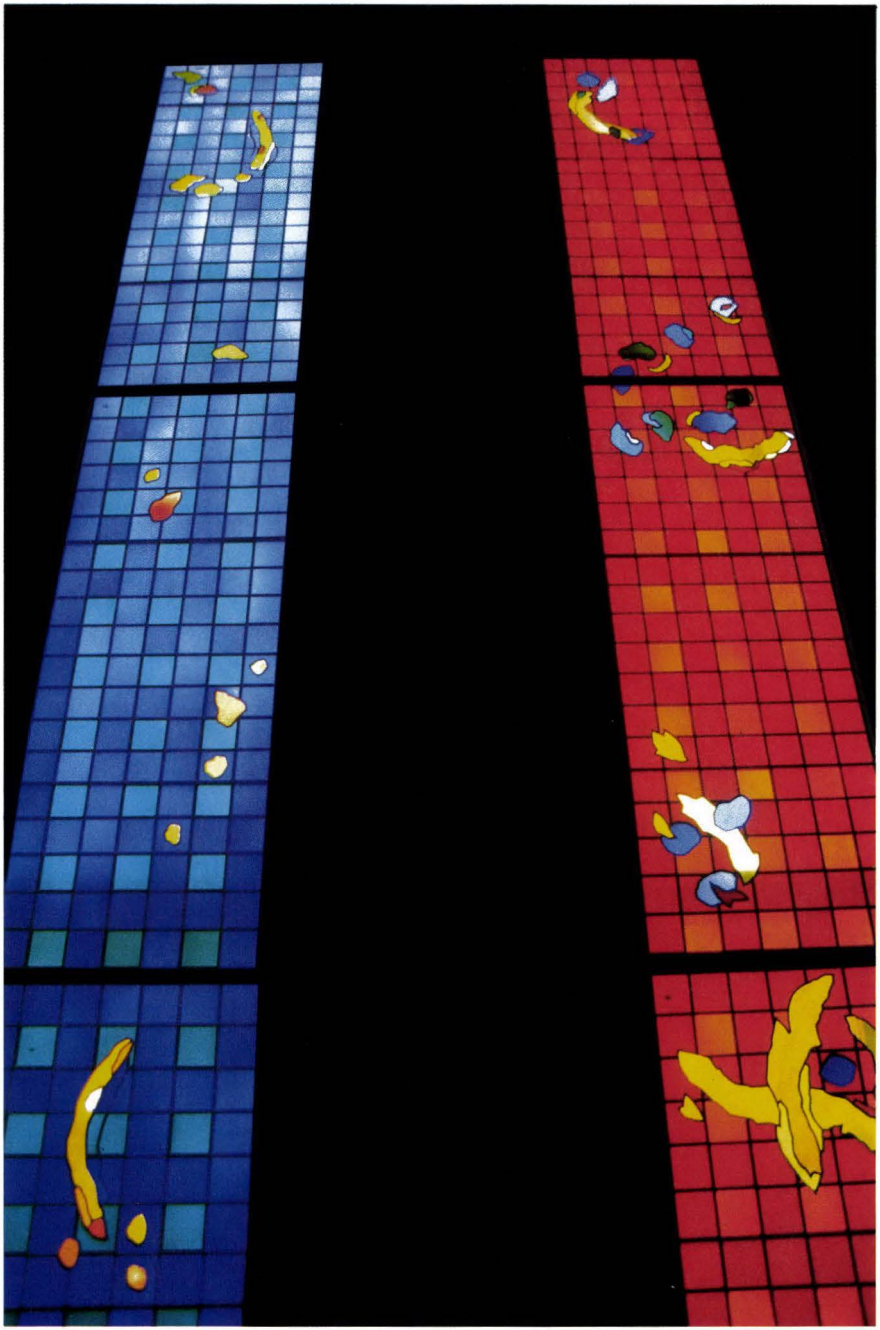
sich mit einem Herzen, welches Leiden gewachsen ist. Der Mensch muß wissen, daß die Zeiten bald gut und bald schlecht sind. Nur der ist achtenswert, der für das Gute dankbar ist und der das Böse zu ertragen versteht."
Durch seine Abstraktion gelingt es Brian Clarke, Gedanken in Bewegung zu setzen, zum Nach-Denken Anlaß zu geben. Brian Clarkes Malerei und Glaskunst steht in enger Beziehung zu Kasimir Malewitsch, einem der wichtigen Maler und Theoretiker auf dem Weg zu einer abstrakten, gegenstandslosen Kunst.
In seinem Suprematistischen Manifest schrieb Malewitsch 1924: „Die Kunst der Gegenwart, insbesondere die Malerei, hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das Bewußtsein hat die Fläche überwunden und ist zur Kunst räumlicher Ge-

staltung vorgestoßen. Das Bildermalen bleibt fortan denen überlassen, die nicht vermocht haben, trotz unermüdlicher Arbeit ihr Bewußtsein von der Fläche zu befreien. Durch das räumliche Bewußtsein ist die Malerei zur konstruktiven Gestaltung entwickelt worden. Wir betrachten die Form ästhetisierender malerischer Darstellung als erledigt. Der Suprematismus verlegt den Schwerpunkt seines Wirkens auf die Architektur und ruft alle revolutionären Architekten auf, sich ihm anzuschließen."

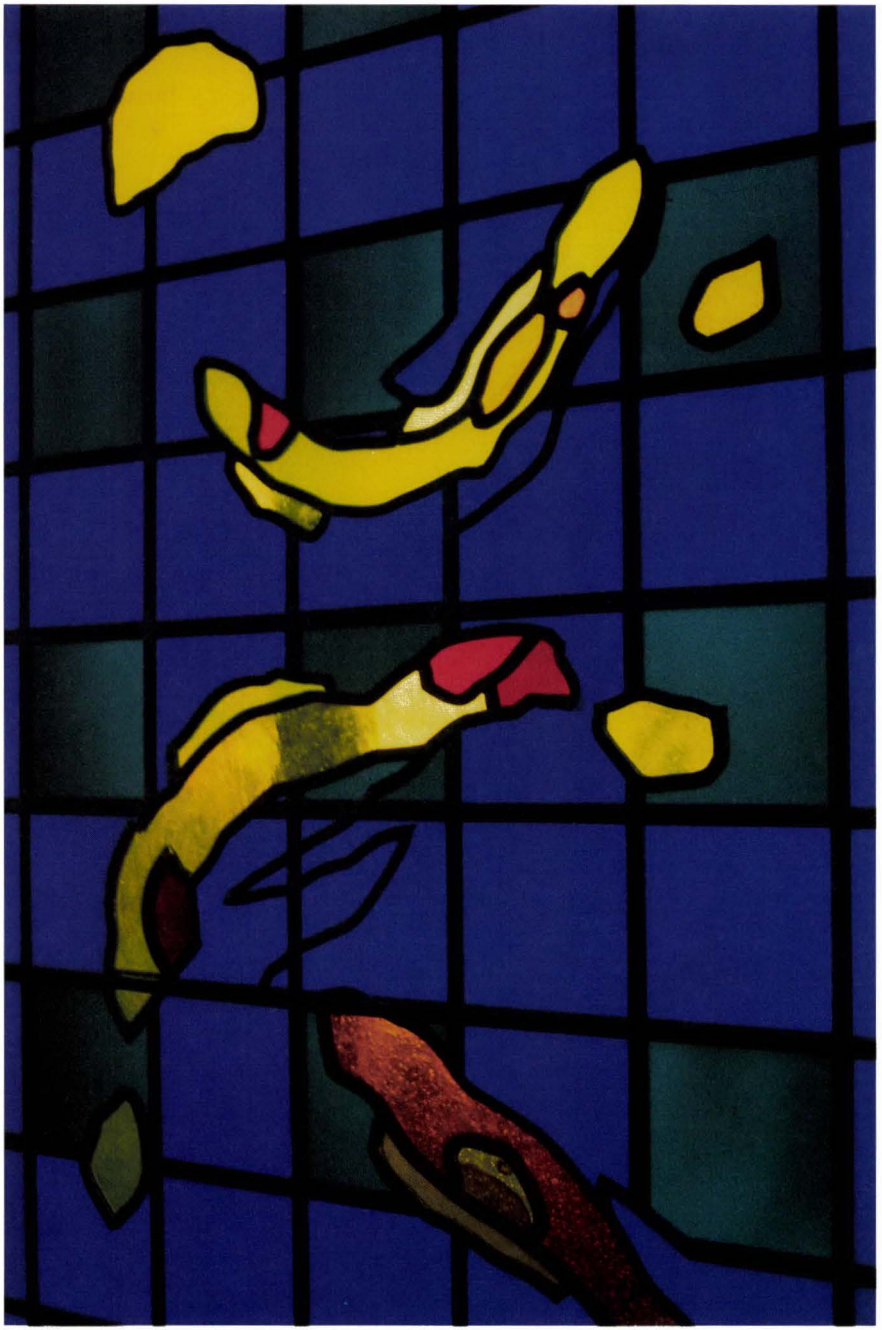
Brian Clarkes Strukturen nehmen die Geometrie der Synagoge als Thema auf. Die Synagoge benutzt formal die reinen Formen des Quadrats und Kreises beziehungsweise deren körperliche Ableitung, nämlich die des perfekten Kubus und der Kuppel.

Somit verdeutlichen Brian Clarkes Fenster nur ein geheimes Netzwerk von Quadraten, das an Boden, Decken und Wänden unsichtbar bleibt, in den Glasfenstern aber zum Ausdruck kommt. – Seine Arbeit ist „Architectural Stained Glass" (Titel seines Buches von 1978).

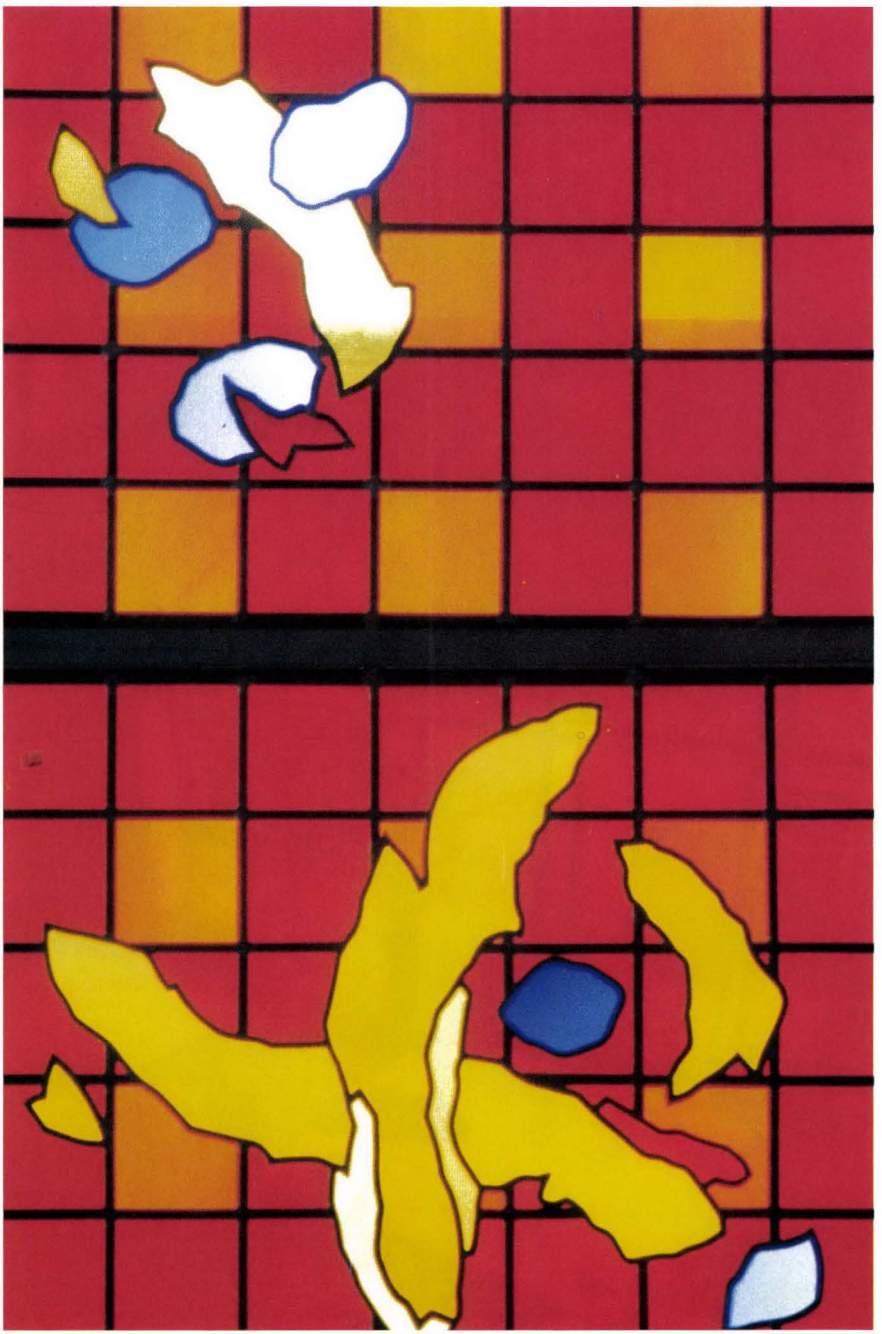
Schließlich möchte ich vermuten, daß hier nicht nur die von mir eingangs gestellten Fragen treffend beantwortet wurden, sondern auch, daß die Stadt Darmstadt mit diesen Fenstern ein Kunstwerk erhält, das nicht nur die jüdischen Bürger der Stadt zu einem Synagogenbesuch und zum Nachdenken einladen wird.



Die Synagogen-Fenster von Brian Clarke.



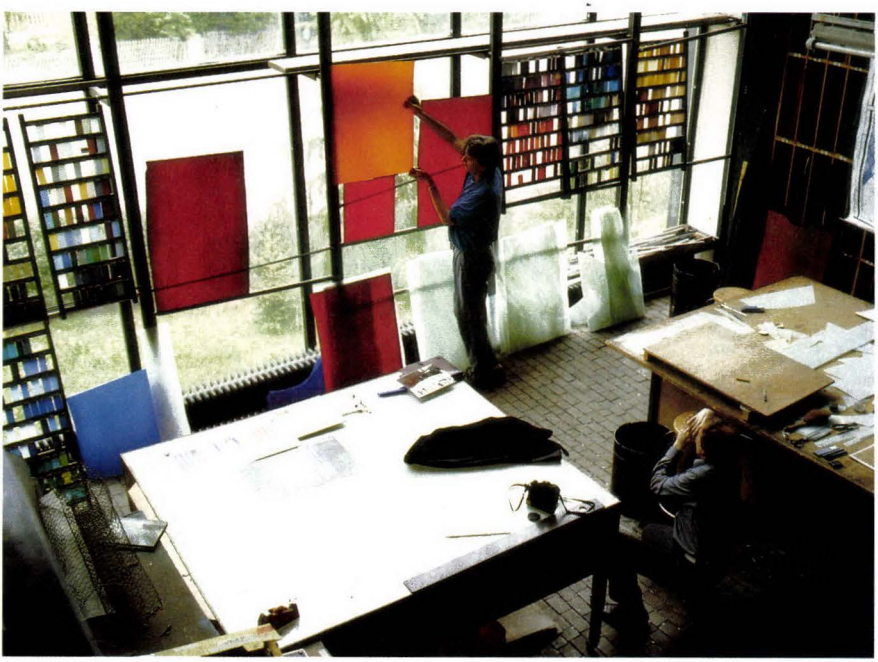
Detail aus den Fenstern der Ostwand, visuelle Metapher für die Zukunft: eine Vorwärtsbewegung zu gegenseitigem Verständnis.



Fenster in Rot: Symbol für Schmerz und die Zersplitterung der menschlichen Seele, umgeben und verzehrt von den Flammen des Hasses.



Brian Clarke sucht jede Scheibe des farbigen Glases selbst aus.



Farbproben im Atelier der ausführenden Firma Derix in Taunusstein.

Dr. Suzanne Beeh

Farbe und Licht bestimmen seine Ideenwelt

Erläuterungen zu Brian Clarks Fensterentwürfen für die Synagoge

Die zwölf Fenster, die der britische Künstler Brian Clarke für die Synagoge in Darmstadt entworfen hat, sind Werke von hoher innerer Bedeutung, dabei eindrücklich und schlicht, von einer Klarheit und Reinheit, die, alles Persönliche und Zufällige ausklammernd, die spirituelle Welt einer allgemeingültigen Wahrheit anstreben.

In einem Raum, der Schrift und Wort gewidmet ist, sind eruptive, gefühlsbetonte Kunstwerke nicht am Platze. Daß sie außerdem kein Bild bringen sollen, ist im Exodus 20,4 formuliert. Dieses Verbot wurde in der Geschichte unterschiedlich ausgelegt, doch auch ungeachtet dessen waren die Verglasungen der alten Synagogen generell nüchtern und zurückhaltend.

Die Fenster, die Brian Clarke entworfen hat, drängen sich nicht auf, sie erzählen weder noch geben sie Natureindrücke wieder, sie zeigen sich weder geschmackvoll nostalgisch noch ausgefallen avantgardistisch, sie meiden einlullende Gefälligkeit und den schönen Schein einer rein dekorativen, ornamentalen Zutat. In ihrem Gesamtgehalt, in Form, Farbe und Licht gehen sie einen Dialog mit dem Gebäude ein, sie vervollkommnen es, indem sie ihm zu einem weiteren Ausdruck seiner selbst verhelfen und es als ein Geist und Sinn erfüllendes Gesamtkunstwerk erscheinen lassen.

Die Grundlage, auf der Brian Clarke dies erreichte, ist die Geometrie. Der Synagogenraum öffnet sich im Süden und Norden in je fünf eng zusammenstehenden, hohen und schmalen Fenstern von einem Meter Breite und sechs Metern Höhe, die durch eine Damengalerie unterbrochen werden. Zwei weitere Fenster in denselben Maßen befinden sich, in voller Höhe sichtbar, im Osten links und rechts vom Thoraschrein. Um eine allumfassende Verbindung im Raum und unter den Fenstern speziell herzustellen, schuf der Künstler ein für alle Fenster verbindliches Raster aus Quadraten, das in kompromißloser, exakter Reihung den Kubus des Baues mit der spannungsvollen Balance

zwischen Horizontaler und Vertikaler in der Fläche aufnimmt und in einer abstrakten Ideenwelt seine Vollendung finden läßt.
Diese Ideenwelt wird durch Maß und Zahl, Farbe und Licht bestimmt. Der mit Glasmalerei arbeitende Künstler sieht sich – in Zusammenarbeit mit dem Architekten – als ein Verwalter des Lichts. Licht als elementare geistige Kraft außerhalb der Tageseindrücke erfahrbar zu machen, gehört zu seinen Aufgaben. Da die Fensterreihen in der Synagoge sich einmal in einer Nord- und einmal in einer Südwand befinden, sind sie, dank der Qualität des Lichts, das durch sie eindringt, a priori zwei sehr unterschiedlichen Stimmungskräften unterworfen. Der Künstler hat diesem Fakt Rechnung getragen, indem er die dunklere Nordseite vorwiegend in Rot mit unterschiedlichen Gelb-Orange-Tönen, die hellere Südseite in Blau mit unterschiedlichen Opalweiß-Bläulichweiß- und Hellblautönen gestaltete. Obwohl das Glasfenster nach des Künstlers eigenen Worten einer ständigen Metamorphose unterworfen ist – je nach Tages- und Jahreszeit wird sich durch diese Farbgestaltung in der Synagoge nie ein loderndes Farbspiel entwickeln, das die Sinne verführt und sich beherrschend auf das Gefühl auswirkt, dafür aber ein kostbares Schimmern und Funkeln, das im Osten seinen Höhepunkt in dem sich nach oben aufhellenden, in erlesenen Farben sanft schimmernden Lichtteppich links und rechts des Thoraschreins findet; hier ist ein Raster aus langsam abschwellendem Blau mit Grün vorgesehen.
Bei allen Fenstern wird die Klarheit der Raster durch amorphe Formen in Blau, Hellgelb, Grün und Grüngrau (Norden), Graugrün, Grün und Gelb (Süden) und Orange, Orangegrün und Blaugrün (Osten) gestört. Sie bringen in ihrer scheinbar willkürlichen Anordnung mit ihren undefinierbaren und nicht meßbaren Formen spürbar Unruhe und Bewegung in das starre System, ein Kompositionsprinzip, das klarer als Worte es könnten, die in der Schöpfung inherente, fundamentale Dualität zwischen Ordnung und Chaos, Zwang und Freiheit, Statik und Dynamik ausdrückt. In der Reihung der Quadrate, die sich trotz der Störung erhaben fortsetzt, kann ein Bild des Absoluten gesehen werden, das aus der Verbindung von Horizontaler und Vertikaler, Zeichen für Materie und Geist entsteht. Der Eindruck wird dadurch verstärkt, daß das Muster horizontal aus sieben Quadraten besteht, die Zahl Sieben im Aufbau also eine maßgebende Stellung erhält. Sie weist auf den siebenarmigen Leuchter hin und auf die in den Sprüchen Salomonis 9,1 formulierte Vorstel-

lung vom Tempel der Weisheit, der auf sieben Säulen errichtet wird. In der theosophischen Literatur gilt die Sieben als die bedeutendste aller Zahlen; sie ist der Inbegriff des Weltprinzips und wird als Hexagramm (Zeichen für Makrokosmos und Davidstern) mit einem zusätzlichen Punkt in der Mitte als Symbol für die Einheit des Geistes und des sich immer erneuernden Lebens dargestellt.

Brian Clarke weiß um diese Bedeutung und hat den Maßstab des Rasters mit Absicht so gewählt. Die Farben, die er dafür verwendet, interpretiert er als Farben der Reinheit und der Hoffnung sowie des Leidens. Blau als Farbe des Himmels und des Lichts und Weiß als Summe aller Farben sind auf der Südseite Ausdruck der Hoffnung; das Rot und Gelb-Orange, das an Feuer und Blut gemahnt, läßt die Nordseite als Wand des Leidens beschreiben. Die amorphen Formen, die Brian Clarke als Volk deutet, werden hier von der Farbflamme der Rot-Gelb-Orange-Struktur verzehrt; im Süden aber, wo die Struktur klar und rein ist, bringt sie nicht Vernichtung, sondern wird zur Grundlage, auf der ein Volk seine Tradition entwickelt. Die gleichmäßige, nicht endenwollende Reihung erhält dabei, dessen ist er sich bewußt, beinahe kultischen Wert.

Mit diesem Konzept vor Augen konnte der Künstler mit Gelassenheit auf den Vorwurf reagieren, seine Fenster würden an Gefängnisgitter erinnern. Denn natürlich bedeutet Ordnung immer auch Zwang, und dieser steht im Gegensatz zur Freiheit; wenn man also seine Fenster so drastisch mit Gefängnisgittern gleichsetzen wolle, so sei der von ihnen umschlossene Raum jedenfalls das schönste Gefängnis, von dem er wisse – und meint im übertragenen Sinne unsere irdische Existenz. Was er nicht sagte, da es für ihn eine Selbstverständlichkeit bedeutet, ist, daß das Raster durch das Farbglas und die Wirkung des Lichts etwas von der Ausschließlichkeit verliert, mit der es sich in den Entwürfen behauptet, da sich je nach Lichteinfall durch die Farbe und das Blei eine Vielzahl von Facetten ergeben. Die Fenster werden nie monoton und trocken wirken.

Der 1953 geborene Brian Clarke, Sohn eines Bergmanns, kam mit elf Jahren in die Malschule seines Geburtsortes Oldham/Lancastershire, eine Institution zur Förderung künstlerischer Talente aus der Arbeiterschicht, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprechend der revolutionären Kunsttheorien eines W. Ruskin und W. Morris gegründet worden waren.

Neugotik und Präraffaelismus lernte der Schüler hier nachdrücklich kennen, und sehr überzeugend war die Lehre von der Bedeutung der Architektur als Leitbild für alle anderen Künste sowie von der wichtigen Rolle des Handwerks.
Es folgte später eine grundlegende Orientierung in der Welt der reinen Ästhetik, des „L'Art pour l'art" (Kunst um der Kunst willen) und, was sich besonders schwerwiegend auswirkte, eine fundierte Begegnung mit der Welt des Spiritismus, da seine Familie bereits durch Generationen Medien stellte. Eine neue Welt tat sich vor dem jungen Künstler auf: Kandinsky und Malevitch, Konstruktivismus und Suprematismus, vor allem aber Piet Mondrian und die holländische Stijl-Bewegung wurden ihm zum Vorbild. Diese Künstler waren mit anderen vom Gegenstand weg in die Abstraktion gegangen, um, angeregt von Theosophie und Esotherik, einen neuen Bedeutungsgehalt für die Kunst zu erobern und ihr allgemeine Gültigkeit zu verleihen.
Diese theoretische Grundlage, auf der die junge abstrakte Kunst basiert, wurde in späterer Zeit wiederholt als Ballast empfunden, der einer autonomen Schöpfung entgegensteht. Brian Clarke aber hat, wie eine Reihe anderer Künstler, das Erbe aufgegriffen, wobei es bei ihm unter dem Zeichen der Architektur zu einer eigenen und neuen Größe gelangt. Brian Clarke ist einer der bekanntesten für die Glasmalerei tätigen Künstler unserer Zeit. Die Moschee auf dem King Khalid International Airport von Riad in Saudi-Arabien (1983), das Queen's Medical Center der Universität von Nottingham, das Olympus-Gebäude in Hamburg und die Thermalbäder von Buxton in Derbyshire legen Zeugnis dafür ab.

Prof. Leo Leonhard

Das zerlegte Licht in seinen Spielarten

Blau für den Himmel, Rot für die vernichtende Kraft des Feuers

Nach der Besichtigung der Fensterentwürfe des britischen Glaskünstlers Brian Clarke bat der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Josef Fränkel, den Darmstädter Künstler Leo Leonhard um einen kleinen Bericht mit ersten Eindrücken. Leo Leonhard schrieb seine Erinnerungen im November 1987 in einem persönlichen Brief an Fränkel:

Lieber Josef, Deiner Bitte, eine Art Gedächtnisprotokoll meines ersten Eindruckes beim Betrachten der Glasfensterentwürfe für die neue Darmstädter Synagoge zu verfassen, komme ich gern nach, obwohl es mir bewußt ist, daß es einfacher wäre, wenn ich diese Entwürfe noch im angetroffenen Sinne vor Augen hätte. Meine Vorstellung wird nämlich nicht nur allein von der Erinnerung an die kleinen Entwürfe auf Papier geprägt, sondern auch von den nachträglichen Eindrücken von dem Rohbau der Synagoge, in welche ich die Fenster bereits hineinphantasiere. Ich bin jedenfalls sehr gespannt auf die Ausführung im Vergleich zu meiner gegenwärtigen Gesamtvorstellung.
Im Unterschied zu dem ersten Eindruck der Papierentwürfe denke ich mir jetzt immer das Material Glas, die Bleifassung und die Größe und Stellung innerhalb der Architektur dazu.
Das zunächst Auffälligste sind die Farben, im wesentlichen die ungebrochenen Spektralfarben mit nur ganz sparsamen braunen Flecken im unteren Teil des rechten Frontfensters. Hierin liegt sicherlich eine Lichtsymbolik: Das zerlegte Licht in seinen Spielarten wird vorgeführt; es verschluckt fast die wenigen Braunanteile, die Erdhaftes assoziieren. Dazu muß man freilich auch anmerken, daß in dem bewußten Glasfenster der Braunanteil der Flecken nach oben immer mehr abnimmt, die Farben immer reiner und immaterieller wirken, ins Grünliche, Bläuliche und Gelbliche spielen und dadurch auch der Eindruck des Aufsteigens und Verschmelzens mit der Lichtzone entsteht.

Bei dem linken Frontfenster dagegen überwiegt der Eindruck des Sinkens der vornehmlich gelben Flecken, vielleicht auch wegen der Assoziation fallender Herbstblätter. Aber um zunächst noch bei den Farben zu verweilen: Die Spektralfarben haben natürlich unterschiedliche immanente und assoziative Ausdrucksqualitäten: Blau ist kühl, fern, weit, klar, immateriell, lebendig in seinen vielfältigen Abstufungen und assoziiert den Himmel. Das Rot ist sehr warm (ich habe ein Karmin mit Zinnoberanteilen im Gedächtnis); es besitzt Signalcharakter, was durch den wechselnden Kontrast zu dem Orangegelb noch gesteigert wird, und assoziiert Feuer (in seiner doppelten Funktion als lebensspendende und -vernichtende Kraft).
Das Gelb ist rein, klar, prächtig, glänzend, leuchtend und assoziiert Sonnenlicht, Blüten, Herbstlaub. Macht man sich bewußt, daß die roten Fenster auf der Nordseite angeordnet sind, so wird die mögliche Assoziation Abendsonne zunichte, und die einer Feuersbrunst außerhalb der Synagoge drängt sich vor. Setzt man jetzt die farblichen Eindrücke in Beziehung zu den verwendeten Formen, entsteht noch mehr Eindeutigkeit der Aussagerichtung. Wir haben es mit zwei entgegengesetzten Formprinzipien zu tun:
Zum einen mit einem durchgängigen, strengen, quadratischen Raster mit dem Symbolgehalt Gesetzhaftigkeit, Klarheit, Exaktheit, Unverbrüchlichkeit, Unbeugsamkeit, Strenge, zum anderen mit unregelmäßig darübergestreuten freien Formen, die entweder steigen oder fallen, und erinnern an zerrissene Papiere, Stoffetzen, Splitter, Blätter oder auch Flocken und aufsteigende Blasen. Innerhalb des regelmäßigen Grundmotivs fällt die zahlenmäßige Anordnung auf: Es sind in einer Reihe sieben Quadrate, vier blaue und drei grüne (beziehungsweise vier rote und drei gelbe) im stetigen Wechsel. Ich muß hier an C. G. Jungs archetypische Zahlensymbolik denken. Die Vier und mit ihr das Quadrat beziehen sich auf das Weibliche (das in sich Ruhende, Stabile, Verläßliche, Passive, was freilich eine ganz bestimmte Ideologie von der Rolle der Frau verrät); die Drei und mit ihr das Dreieck beziehen sich auf das Männliche (das Hierarchische, Aktive, Dynamische, nur bedingt Stabile, Ergänzungsbedürftige). Die Zahl Sieben stellt nun die additive Verbindung beider Zahlen dar und repräsentiert damit in Märchen und Mythen ein funktionstüchtiges Ganzes, in dem männliche und weibliche Elemente eine Einheit darstellen und von der zuweilen eine geheimnisvolle Kraft ausgeht.

Aus der Zusammenschau der bisher ausgemachten Ausdrucksqualitäten ergibt sich ein Aussagekomplex, der zum Teil allerdings kaum wortfähig ist: Die beiden Hauptfenster an der Stirnseite zeigen vor allem Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Klarheit und eine eindeutige Assoziation in Richtung „moderne Architektur", Rasterkunst (op-art) und Wiederaufbau. Darin eingebettet sind aber die Reste von Fetzen oder Splittern, die links langsam niedersinken, rechts langsam aufsteigen und damit sowohl an den Kreislauf des Lebendigen (speziell der Pflanzen) erinnert als auch an die „Kristallnacht" und an Zerfetztes und Zerrissenes mit ebenso schlimmem Bezug. Aber es liegt auch Hoffnung darin, daß trotz der beständigen Erinnerung an Schrecken und Zerstörung, Neuaufbau, Leben und Licht und Freude ohne bloße Verdrängung wieder möglich sind. Sicherlich könnte man bei den Fetzen auch an menschliche Seelen und entsprechende religiöse Zusammenhänge denken, mir persönlich liegt diese Assoziation aber ferner.
Die antithetische Wirkung von Zerstörung und Aufbau wird durch die Farbigkeit der seitlichen Fenster noch besonders verstärkt: Auf der Nordseite der Widerschein einer Feuersbrunst (die brennende Synagoge), auf der Südseite die himmlische Bläue. Auf diese Weise sind Vergangenheit und Zukunft in der Synagoge für den Besucher ebenso gegenwärtig wie Niedergang und Aufstieg, Zerstörung und Aufbau, Anarchie und Gesetz, männliche und weibliche Kraft, Verzweiflung und Hoffnung . . .



Brian Clarke erläutert seine Entwürfe für Fenster und Thoraschranktüren.

Der Innenraum

Rabbiner S. Ph. De Vries

Die Synagoge – mehr als ein Haus des Gebets

Was bedeutet die Bezeichnung Schul? – Warum Männer und Frauen getrennt sitzen

Will man wissen, was die Synagoge ist, darf man sie nicht mit der allgemeinen Vorstellung vergleichen, die man von einem Gotteshaus aus der näheren Umgebung hat. Zuerst müßte man das Bild der Kirche völlig aus den Gedanken verbannen. Denn allein ihr Name beinhaltet etwas ganz anderes: Das griechische Wort „Synagoge" gibt denn auch sinngemäß den hebräischen Ausdruck *Beth Haknesset* wieder, was „Haus der Versammlung", „der Zusammenkunft" bedeutet. Und dieser Begriff bringt genau das zum Ausdruck, was sie ist. Aber im jüdischen Volksmund hat sie eine andere, eine viel treffendere Bezeichnung.

Im Laufe der vielen Jahrhunderte, als die große Mehrheit der Juden in deutschsprechenden und slawischen Ländern unterdrückt und immer wieder vertrieben lebte, als sie aus der allgemeinen Gesellschaft gestoßen wurde und man sie zwang, abgesondert in eigenen Gegenden und Stadtvierteln zu wohnen, schuf sie sich allmählich eine eigene Umgangssprache. Von allen europäischen Sprachen beherrschten die meisten Juden am besten das Mittelhochdeutsche. Als sich dann in Osteuropa, wo man slawische Sprachen sprach, jüdische Zentren bildeten, die zunehmend mehr Juden anzogen, die den Schwierigkeiten entflohen, hielten sie an ihrer Sprache, dem Mittelhochdeutschen, fest. Sie brachten sie mit sich mit, bereicherten sie mit Ausdrücken aus der Sprache ihrer neuen Heimat. Daneben gebrauchten sie auch hebräische Wendungen aus der Bibel, aramäische aus der Talmudliteratur und neuhebräische aus den rabbinischen Schriften, und auch sie wurden in ihre tägliche Umgangssprache eingegliedert. Auf diese Weise wurde das Jiddische geboren, die Sprache, in der sich die Juden am heimischsten fühlten. Im Verlauf vieler Jahrhunderte und inmitten der verschiedensten Landessprachen wurde das Jiddische die Sprache der Juden, an sie gewöhnten sie sich wie die Menschen in der Provinz oder der Dorfbewohner an seine Mundart.

Und nur in ihr kann man sich voll verständigen, kommt sich wirklich nahe, spricht die Seele zur Seele. Das ist die eigentliche Volkssprache. Und in dieser Volkssprache heißt die Synagoge *Schul*, das heißt die Schule. Damit ist schon viel gesagt, aber noch nicht alles.
Wo war die Synagoge am lebendigsten? Wo lag sie am häufigsten in den Zentren mit einer großen jüdischen Bevölkerung?
Der Puls des Judentums schlägt am lebendigsten dort, wo „gelernt" wird. Hat sich an einem Ort eine Gruppe von Juden niedergelassen, kommen sie schon bald zusammen, um gemeinsam zu lernen. Sie kaufen Bücher, treffen am Sabbat und am Feierabend nach der Arbeit zusammen und setzen sich unter dem Vorsitz desjenigen an einen Tisch, der sich berufen fühlt, sie zu leiten, oder den sie als dafür geeignet betrachten, und sie fangen an zu lernen. Und je nach dem Umfang ihrer Vorbildung im Bereich des Judentums studieren die Teilnehmer die fünf Bücher Moses mit dem allgemein beliebten Raschi-Kommentar, den *Schulchan Aruch* mit seinen genauen Anweisungen zum täglichen Leben, oder eine seiner „Kurzfassungen", von denen es mehrere gibt, auch solche, die gar nicht so kurz sind; die Bibel allgemein, mit oder ohne Kommentaren; die *Mischna*, die den Kern des *Talmud* bildet, aber ohne die Erläuterungen und Diskussionen, die schon von besonderen Kommentatoren gesammelt, stark zusammengefaßt und niedergeschrieben wurden, oder auch den *Talmud* selbst. Den jedoch im allgemeinen weniger häufig, weil es zumindest in den Ländern des Westens dafür kaum die Instruktoren mit dem nötigen Fachwissen gibt, genausowenig wie die dafür vorgebildeten Zuhörer.
Das Zimmer, in dem gelernt wird, ist der Ort der Zusammenkunft. Es ist das *Beth Hamidrasch,* das heißt, das allen zugängliche Unterrichtszimmer. Fast alle wichtigen jüdischen Zentren, praktisch jede jüdische Gemeinde, besitzt mehrere solcher Unterrichtszimmer, die immer, Tag und Nacht, offenstehen. Und praktisch halten sich denn auch immer Besucher in ihm auf, entweder sitzen sie in kleinen Gruppen zusammen oder es sind Einzelgänger.
Und gleich wird auch der Unterrichtssaal zum Gebetshaus. Die Zusammenkünfte, bei denen der Geist Nahrung erhält, werden so geregelt, daß sie mit den für den Gottesdienst bestimmten Zeiten zusammenfallen. Und der Gottesdienst findet direkt im Unterrichtssaal statt. Was allerdings nicht bedeuten soll, daß der Gottesdienst bloße Zugabe wird. Im Gegenteil, dadurch wird

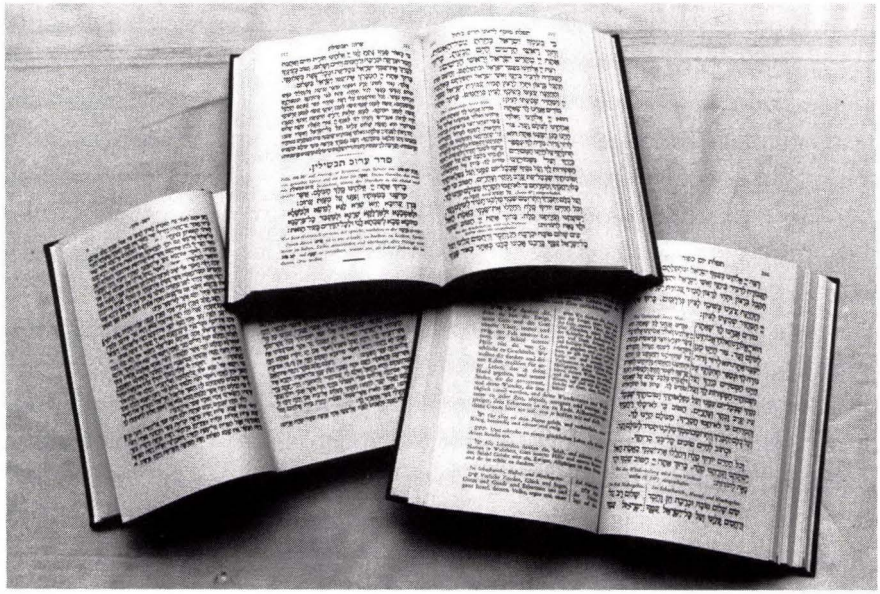
er erhoben. Seit jeher erfreute sich das Unterrichtszimmer bei den Juden einer größeren Wertschätzung und war wichtiger für das Judentum als das Gebetshaus. Wer sich dem Studium widmet, hat viele andere religiöse Pflichten damit aufgewogen. Denn schon immer wußten die Juden, daß Wissen auch Macht und Stärke ist. Ja, das Wesen selbst des Judentums basiert auf dem Studium, auf der Wissenschaft des Judentums. Wer sich in diese Kultur einlebt, wer sie sich aneignet, der stützt sich auf sie und überliefert sie auch. Das gilt immer und überall, insbesondere jedoch zu solchen Zeiten und unter solchen Verhältnissen, in denen die Juden von anderen, mächtigen Kulturen umgeben sind und unzählige, vielfache und fremde Strömungen in sich aufnehmen.
So wurde aus dem Unterrichtszimmer auch die Synagoge, die gleichbedeutend wurde mit dem Unterrichtssaal. Und deshalb wurde sie im Volksmund als *Schul*, das heißt Schule, bezeichnet. Diesen Namen hat sie dann auch beibehalten, selbst wenn sie in den meisten Fällen schon längst nicht mehr die weiter oben ausgeführte Aufgabe erfüllt und keine *Schul* mehr ist.

Das jüdische Gebet – Sprache und Form

Die Synagoge wird auch als *Beth Tefilla,* das heißt Gebetshaus, bezeichnet. Trotzdem ist Beten im allgemein akzeptierten Sinn nicht das typische Merkmal für den Gottesdienst in der Synagoge. Man betrachte zum Beispiel ein Gebetbuch oder *Sidur*. Es ist auf Hebräisch. Es gibt Ausgaben mit einer deutschen Übersetzung neben dem Originaltext. Die Gebete werden jedoch auf Hebräisch gesprochen, insbesondere, wenn es Gebete für die ganze Gemeinde sind. Die Gebete dürfen nur dann in der Landessprache gesagt werden, wenn der Betende allein ist, wenn sonst niemand von der Gemeinde anwesend oder er selbst nicht der hebräischen Sprache mächtig ist. Damit soll keineswegs vorgegeben werden, daß jeder Jude und jede Jüdin Hebräisch kann; ganz im Gegenteil. Ich befürchte, daß das nur für eine Minderheit gilt. Aber selbst wer einen hebräischen Text übersetzen kann, muß sich noch lange nicht in den Geist der Sprache versetzt haben. Und viele, die zwar mit der hebräischen Gedankenwelt vertraut sind, sind in dieser Sprache jedoch weniger zu Hause als in der, die sie im täglichen Leben gebrauchen. Trotzdem wurde zu einem bestimmten Zeitpunkt beschlossen, daß alle

Gottesdienste auf Hebräisch gehalten werden. Sollte das etwa bedeuten, daß damit weniger ein religiöser als vielmehr ein pädagogischer und national-jüdischer Zweck verfolgt wurde? Der Religion wäre wahrscheinlich besser mit dem Gebrauch der Umgangssprache gedient. Ich sage „wäre", denn sofort werden einige das Argument vorbringen, keine andere Sprache könne die kraftvolle, intensiv warme, andächtige Ausdruckskraft der Originalsprache der Bibel wiedergeben. Zumindest sollte man eingestehen, daß diese Wärme und das „Gefühl" für die Sprache wesentliche Faktoren sind. Allerdings gibt es dafür noch einen weiteren Grund. Das Gebet auf Hebräisch hat auch einen lebenswichtigen Beitrag in ganz anderer Hinsicht geleistet. Indem wir eine Sprache bewahren, bewahren wir auch die Seele ihres Volkes – und seine Einheit. Der Gebrauch des Hebräischen als die Sprache aller wirkt wie ein mächtiges Bindemittel. Hebräisch schützt und bewahrt die jüdische Solidarität. Ebenso kündet und zeugt es von Israels Zusammenhalt im Exil. Wäre Hebräisch als die Sprache des Gebetes verschwunden, hätten sich die Synagogen in den Ländern der Zerstreuung voneinander entfernt, damit hätte ein unaufhaltsamer Assimilationsprozeß eingesetzt. Dank des Hebräischen konnte die Synagoge auch in dieser Hinsicht ihre Stellung als „Schule" der Juden wahren, als ihr Urquell und deshalb auch als ihr Bollwerk.

Wer den *Sidur* durchblättert und einige Seiten liest, wird bald feststellen, daß nur wenige Passagen als Gebete im herkömmlichen Sinn von „Bittgebet" bezeichnet werden können. Zum größten Teil besteht der Inhalt aus Psaltern, wörtlich aus den einhundertundfünfzig Psaltern der Bibel zitiert; weiterhin aus Passagen aus den 5 Büchern Mose; besonders verfaßten Hymnen, viele von ihnen so alt, daß sich ihr Ursprung im Dunkel der Geschichte verliert, sowie historischen Diskursen und liturgischen Meditationen. Wirkliche Gebete bilden den geringsten Teil des Textes, der sonst hauptsächlich Lob und Huldigung und Dank an den König der Könige zum Inhalt hat, weiterhin Überlegungen über die Herrlichkeit des Schöpfers und seiner Werke; Betrachtungen über die eigene Schwäche und die moralische Schwäche und Sündhaftigkeit des sterblichen Menschen im allgemeinen und schließlich Versicherungen der ewigen Liebe für unseren himmlichen Vater. Alles – oder praktisch fast alles – ist im Plural geschrieben. Und die wenigen Gesuche oder Bittgebete, die man findet, wurden allem Anschein nach



Der Sidur (plur.: Siddurim) ist das jüdische Gebetbuch. Sein hebräischer Text ist die Sprache jüdischen Zusammenhalts und der Solidarität in der Diaspora.

auch in der Mehrzahl verfaßt: von der Gemeinde, zum Wohl der Gemeinde. Das gilt auch für die vorgeschriebenen Gebete. Private Bittgebete – das heißt vorgeschriebene Gebete in der Einzahl für den einzelnen Menschen – gibt es nur sehr wenige. Eine Ausnahme ist das Gebet vor dem Schlafengehen. Aber selbst hier sind nur die ersten einleitenden Sätze für den allein Betenden bestimmt. Selbstverständlich wird dieses Gebet nie vor anderen gesagt. Es ist ausschließlich für die Abgeschlossenheit unseres Schlafzimmers bestimmt, für die letzten Augenblicke des stillen Zwiegesprächs mit Gott. Denn schon beim Tischgebet nach dem Essen wird automatisch vorausgesetzt, daß der Betende zusammen mit anderen Gott für die erhaltene Mahlzeit dankt. Alle kollektiven Bedürfnisse werden in gemeinschaftlichen Begriffen und in der alten Sprache der Gemeinde zum Ausdruck gebracht. Für die privaten Bittgebete ist keine besondere Form vorgeschrieben. Hier bringt – oder stammelt – jeder sein eigenes Anliegen in der Form vor, wie es ihm über die Lippen kommt. Aber nicht einmal Worte sind notwendig: auch ein Gedanke reicht schon – und manchmal ist ein Seufzer beredter als Tausende von Worten.

Wer trotzdem in einem jüdischen Gebetbuch mehrere persönliche Gebete findet, dann zweifelsohne getrennt in einem Kapitel am Ende. Sie sind jünge-

ren Datums und nicht auf Hebräisch, und sie kamen hinzu, „um eine lang empfundene Lücke zu füllen . . .".

Wozu dienen nun diese im Singsang vorgetragenen Psalter, Hymnen, Bibelpassagen, Benediktionen, dringenden Gesuche und Ermahnungen, die alle von anderen verfaßt wurden? Sie sollen Gedanken und Erinnerungen neu beleben, die verschüttet oder sogar gestorben sind, und sie erneut auf all die Vorstellungen und Eindrücke lenken, die vergessen sind oder sogar auszulöschen drohten. Sie sollen unser religiöses Bewußtsein neu wecken und ein Empfinden für unsere innere Geistigkeit zurück ins Leben rufen. Es ist eine Übung: eine Übung in Selbstdisziplin, der eigenen Erbaulichkeit, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Darüber hinaus soll auch das Band, der Anschluß zu Gott, wieder hergestellt werden.

In diesem Sinn hat der regelmäßige Gemeindegottesdienst den Opferdienst und den damit verbundenen Kult mit seinen Taten und Worten ersetzt. In der Antike hatten die Opfer im Grunde genommen die gleiche Bedeutung. Die Wurzel des hebräischen Wortes *Korban* ist „sich nähern", das heißt, das Opfer sollte die Verbindung herstellen. In der (lateinischen) Kirche hat das Wort Opfer eine völlig andere Bedeutung: dort bedeutet es eine Gabe, ein Geschenk, um (wieder) die Gunst Gottes zu gewinnen. Es wäre somit falsch, das hebräische *Korban* mit „Opfer" zu übersetzen.

Wenn man den Gemeindegottesdienst, das gemeinsame Vortragen der vorgeschriebenen Liturgie, in diesem Licht betrachtet und abhält, wird er ein äußerst religiöser Akt, eine Übung, religiös *zu sein*. Deshalb ist die Synagoge allgemein – und durchaus treffend – mit dem mittelhochdeutschen (und jiddischen) Wort „Schul" bezeichnet worden.

Wer eine Synagoge mit den üblichen Vorstellungen betritt, die er von einer Kirche hat, wird eigenartig fremd berührt sein vom Aussehen der Synagoge innen und ihrer Einrichtung.

Hier soll noch eine Anmerkung vorausgeschickt werden: Wenn von der Synagoge die Rede ist, ist damit die alte, die traditionelle Synagoge gemeint, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat. Nicht gemeint damit ist die Synagoge, die der protestantischen Kirche nachempfunden ist und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland erstmals gebaut wurde. Das ist keine Synagoge mehr, sondern der Tempel des Reformjudentums, das dieses Gebäude denn auch vorwiegend Tempel und nicht mehr Synagoge nennt.

Das Innere

Betritt man eine Synagoge, fällt einem sofort auf, daß sie in zwei Teile geteilt ist: einen für die Männer und der zweite für die Frauen. Die Frauenabteilung befindet sich meistens auf einer Galerie oder einem Balkon, oder sie schließt sich unmittelbar dem Raum für die Männer an, und zwar ebenerdig oder erhöht oder auch zu beiden Seiten rechts und links. Das ist jedoch kaum wesentlich und hängt ganz vom Bauentwurf und dem zur Verfügung stehenden Raum ab. Wie dem auch sei, auf jeden Fall sitzen Männer und Frauen getrennt. Daraus hat man den Schluß gezogen, im Judentum sei die Frau minderwertig und aus diesem Grund sitze sie in eine Ecke oder auf einen Balkon verbannt. Aber diese Schlußfolgerung ist falsch. Im Gegenteil, die getrennte Sitzanordnung in der Synagoge basiert auf einer ganz anderen Idee als der der Unterlegenheit der Frau. Nebenbei bemerkt gibt es kaum eine andere Gesellschaft, in der die Frau so in Ehren gehalten wird wie in der jüdischen. Denn sie ist die Herrin des HAUSES, oder knapp und treffend, wie der Talmud es sagt: Die Frau – sie ist das HAUS! Und absichtlich steht hier Haus mit Großbuchstaben. Leider ist es in unserer Zeit ja so, daß das Heim aufgrund der sozialen Verhältnisse oder auch Mißverhältnisse häufig nicht mehr den Kern der Gesellschaft bildet. Bei den Juden ist es jedoch immer noch so, und sie möchten es auch so in der Zukunft sehen. Die Frau ist also voll verantwortlich für das Heim. Und dort befindet sich auch der eigentliche Mittelpunkt des religiösen Lebens. Von dort müssen Wärme und Begeisterung ausstrahlen. Denn das religiöse Leben zu Hause beschränkt sich nicht nur auf Gebet, Lesen der Bibel und das sorgfältige Einhalten aller rituellen Vorschriften, die zusammen dazu bestimmt sind, den Herrn zu Hause zu ehren. Wichtig ist auch die Ergebenheit im Haus, die in ihm vorherrschende religiöse Stimmung. Aus diesem Grund ist auch die Mutter voll verantwortlich für die religiöse Erziehung der Kinder, selbst wenn sie persönlich keinen Anteil an Gebet und Gottesdienst hat. Deshalb ist ihr ganzes Leben ein einziger anhaltender Dienst an Gott, der jeden Gottesdienst aufwiegt. Und wenn man das eine ganz bewältigen will, bleibt kaum noch Kraft für das andere. Wenn die Frau also voll ihre Aufgabe als Gattin und Mutter erfüllt, ist sie von der Verpflichtung befreit, auch noch andere Aufgaben während des Gottesdienstes zu erfüllen. Deshalb beteiligt sie sich nicht im gleichen Umfang am öffentlichen Gemein-

degottesdienst wie die Männer, der – davon soll noch später ausführlich die Rede sein – erst durch die aktive Teilnahme aller Anwesenden diesen Namen verdient. Die aktive Teilnahme ist also Aufgabe der Männer, während die eigentliche Aufgabe der Frau auf einem anderen Gebiet liegt. Aus diesem Grund schreibt ihr die religiöse Pflicht nicht einmal den Synagogenbesuch vor – jedenfalls nicht dann, wenn sie seinetwegen eine ihrer häuslichen Pflichten vernachlässigen müßte. Allein schon diese Tatsache, daß sie sich nicht aktiv am Gottesdienst beteiligt, daß ihr nicht die gleichen Pflichten wie dem Mann auferlegt werden, rechtfertigt die getrennte Sitzordnung. Darüber hinaus war man der Ansicht, daß notwendiger Ernst im Gottesdienst und die ihm gebührende Aufmerksamkeit gestört werden, wenn Männer und Frauen im gleichen Raum zusammensitzen. Mit der Frage, die uns weiter oben beschäftigte – ob die Frau im Judentum nun als minderwertig gilt oder nicht –, hat das überhaupt nichts zu tun. Wenn jedoch jemand in dieser Hinsicht mißtrauisch ist und deshalb auch die Trennung anordnet, dann sind die Männer davon nicht weniger betroffen als die Frauen. Auf keinen Fall kann daraus die Schlußfolgerung gezogen werden, daß die Frau im Judentum eine niedrigere Stellung als der Mann einnimmt.

Mitten in der Synagoge erhebt sich ein Podest. Das ist die *Bima,* das heißt die Erhöhung. Gelegentlich wird sie auch als *Almemor* bezeichnet, was auf arabisch das gleiche bedeutet. Von diesem Podium aus wird die Thora, die an die Menschen gerichtete Lehre, vorgelesen. Und diese Vorlesung ist der wesentliche Mittelpunkt jedes Gottesdienstes, zumindest jedes Hauptgottesdienstes. Sie ist der Grund dafür, warum überhaupt ein Gottesdienst abgehalten wird.

Die Thora ist jedoch kein Buch, sondern eine *Gesetzesrolle,* aus der vorgelesen wird. Jede Synagoge besitzt im allgemeinen mehrere solcher Schriftrollen. Sie sind der am meisten geschätzte Besitz der Gemeinde. Und in der Synagoge wird ihnen sogar ein eigener Platz zugewiesen: die *Bundeslade,* wie sie in der Vergangenheit hieß, heute der *Thoraschrein.* Er liegt stets an der Ostwand des Gebetshauses. Für ihn wurde in die Wand eine Nische gebaut oder ein Schrank vor die Wand gestellt, und es kann auch ein Schrank in einer Nische sein. Gemäß seiner heiligen Aufgabe als Hüter der Thorarollen ist der Thoraschrein entsprechend eingerichtet und geschmückt. Die Juden in Deutschland hängen einen *Vorhang* vor den Eingang.

Die Bezeichnung für Bundeslade und Vorhang – *Aron Hakodesch* und *Parochet* – gehen noch auf die Lade zurück, in der die steinernen Gesetzestafeln erst in der *Stiftshütte* und dann in *Salomos Tempel* lagen. Damals stand die *Bundeslade* im *Allerheiligsten*, das ein Vorhang vom *Heiligen* trennte. Im zweiten Tempel, den Esra baute und der später *Herodes' Tempel* hieß, gab es keine Gesetzestafeln mehr.

Vor dem Thoraschrein befindet sich der *Amud,* das Bet- oder Lesepult. Hier steht der Vorleser oder Kantor, der *Chasan*, der den Gottesdienst leitet. Auch auf der Bima könnte er aus der Thora vorlesen, er muß es aber nicht. Das kann ein anderer auf sich nehmen, und dieser andere wird dann nicht mehr Chasan, sondern *Koreh*, das heißt Vorleser, genannt.



Ein Sefer-Thora, die Schriftrolle mit den Fünf Büchern Mose. Da die Thorarolle nicht mit bloßer Hand berührt werden darf, verwendet der Vorbeter bei seinem Vortrag ein Yad, einen silbernen Zeigefinger.

Um die Bima herum stehen Bänke für die Synagogenbesucher. Für die Synagogenvorsteher wird meistens eine Bank ganz in der Nähe der Bima bereitgestellt. Aber es ist keine Pflicht, keine Vorschrift. Häufig stehen alle Bänke an der hinteren Wand und blicken nach Osten, ebensooft stehen sie zur Mitte, zur Bima hin angeordnet. Das alles ist jedoch ziemlich nebensächlich. Neben dem Platz für die Sitzbänke gibt es außer dem Lesepult meistens auch noch einen Schrank, in dem die für den Gottesdienst benötigten Bücher und Ritualgegenstände aufbewahrt werden.

Die Gesetzesrolle

Wie bereits erwähnt, erfolgt das Vorlesen der Thora von der *Bima* herab – dem erhöhten Podest im Zentrum der Synagoge – nicht aus einem Buch, sondern aus einer Schriftrolle. Diese Schriftrolle ist nicht einfach eine Rolle Papier. Ihr altehrwürdiger Charakter ist treu bewahrt worden. Die Gesetzesrolle oder *Sefer-Thora* besteht aus Pergament. Allerdings ist nicht jedes beliebige Pergament, das man im Geschäft kaufen kann, es wert, das Wort Gottes zu tragen. Sogar die Tierart, aus deren Haut das Pergament hergestellt wird, unterliegt einer Reihe von Einschränkungen. Verwendet werden dürfen nur jene Tiere, die auch nach den Speisevorschriften als rein gelten. Ebenso müssen – es braucht wohl kaum noch betont zu werden – das Färben der Häute und alle übrigen Vorbereitungen so vorgenommen werden, daß der Arbeiter stets den heiligen Zweck des Pergaments vor Augen hat. In Anbetracht dieser Umstände überrascht es nicht, daß die Gesetzesworte nicht mit einer gewöhnlichen Druckmaschine auf das Papier gebracht werden. Die Schriftrolle wird mit der Hand beschrieben, jedes einzelne Wort, angefangen mit: „Am Anfang . . ." im ersten Buch Mose, bis zu den letzten Worten im fünften Buch Mose. Ein *Sefer-Thora* enthält den gesamten Pentateuch, das heißt die Fünf Bücher Mose, auf einer langen Pergamentrolle. Selbstverständlich gibt es keine einzige Haut, die lang genug für diesen umfangreichen Text wäre. Darüber hinaus wäre das Beschreiben einer derartigen Fläche auch nicht unbedingt bequem. Deshalb wird eine genügende Anzahl von Einzelblättern vorbereitet, die die volle Schriftrolle bilden. Sie werden einzeln beschrieben und anschließend sorgfältig zusammengenäht.



Die Thorarollen, der wertvollste Besitz einer jeden Jüdischen Gemeinde: Jede Rolle ist von Hand auf Pergament geschrieben, mit schwarzer Tinte und Federkiel, wie seit Tausenden von Jahren.

Ebenso muß die Tinte einer Reihe von rituellen und technischen Vorschriften entsprechen. Sie sollte pechschwarz sein und vor allem dauerhaft, damit sie ziemlich dick aufgetragen werden kann, ohne daß sie beim Aufrollen der Schriftrolle rissig wird oder abblättert. Die meisten Schreiber bereiten ihre Tinte eigenhändig nach einem streng gehüteten Rezept zu. Zum Schreiben verwenden sie einen altmodischen Federkiel von einer Gänse- oder Truthahnfeder.

Der Text ist in Spalten angeordnet, wobei eine Spalte im allgemeinen mindestens vierzig, jedoch nicht mehr als sechzig Zeilen umfaßt. Gewöhnlich sind die Pergamentblätter so groß, daß vier oder fünf Spalten nebeneinander Platz haben. Insgesamt bestehen die fünf Bücher aus knapp zweihundert Spalten, was bedeutet, daß für ein vollständiges *Sefer-Thora* vierzig Pergamentblätter benötigt werden.

Hebräisch ist eine Konsonantensprache, was aber nicht bedeutet, daß sie keine Vokale besitzt oder daß die Vokale nicht ausgesprochen werden. Im Altertum gab es in der hebräischen Sprache einfach keine Zeichen für die Vokale. Die heute gebräuchlichen Symbole wurden gegen das achte Jahr-

hundert unserer Zeitrechnung erfunden. Demzufolge besteht das geschriebene hebräische Wort nur aus einer Reihe von Konsonantenzeichen. Aufs Deutsche übertragen würde es bedeuten, „Vater" wie „Vtr" und „König" als „Kng" zu schreiben. Und genauso wird der Pentateuch auch heute noch geschrieben.

Hebräisch wird von rechts nach links geschrieben. Es ist durchaus möglich, daß anfangs alle Schriften so geschrieben wurden. Viele der frühesten Zeichen, die der Mensch für eine „schriftliche" Mitteilung verwendete, wurden in Stein gemeißelt. Dabei hielt der „Schreiber" seine „Feder" in der linken Hand, auf die er mit dem Holzhammer in der rechten Hand schlug. Es ist nur logisch, daß der Schreiber bei diesem Verfahren rechts anfing und weiter nach links auf der zu beschreibenden Fläche fortfuhr. Aufgrund praktischer Entwicklungen hat sich das in der Zwischenzeit geändert.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, mit welcher Sorgfalt der Schreiber die einzelnen Buchstaben bildet. Die Schönschreibkunst – und sie ist ja eine Kunst – erfordert eine Geduld, die man nicht hoch genug preisen kann. Alle Spalten müssen vollkommen gleichmäßig sein, alle Zeilen in einer geraden Linie beginnen und auslaufen. Kein einziges Wort darf getrennt werden, denn bei einer Sprache ohne Vokale muß der Leser das ganze Wort mit einem Blick erfassen können. Abgesehen davon hängt die Aussprache häufig von dem Zusammenhang ab, in dem ein Wort verwendet wird. Wenn man z. B. im Deutschen „Brt" sieht, könnte es dann nicht „Bart" oder „Brot" bedeuten? Deshalb gibt es weder Trennstriche noch einzelne Silben; trotzdem muß jede Zeile genau am Ende der Spalte aufhören. Sollte das unmöglich sein, gibt es nur eine Lösung, nämlich einen Buchstaben zu „verlängern", bis er bis zum Rand reicht. Allerdings greift ein geschickter Schreiber kaum je zu diesem Mittel, denn eine wirklich schöne, ins Auge fallende Handschrift sollte regelmäßig und mit gleichen Abständen geschrieben sein. Vom Anfang bis zum Ende sollte das ganze Manuskript die gleichen typischen Merkmale, die gleiche, deutlich unterscheidbare „Handschrift" aufweisen.

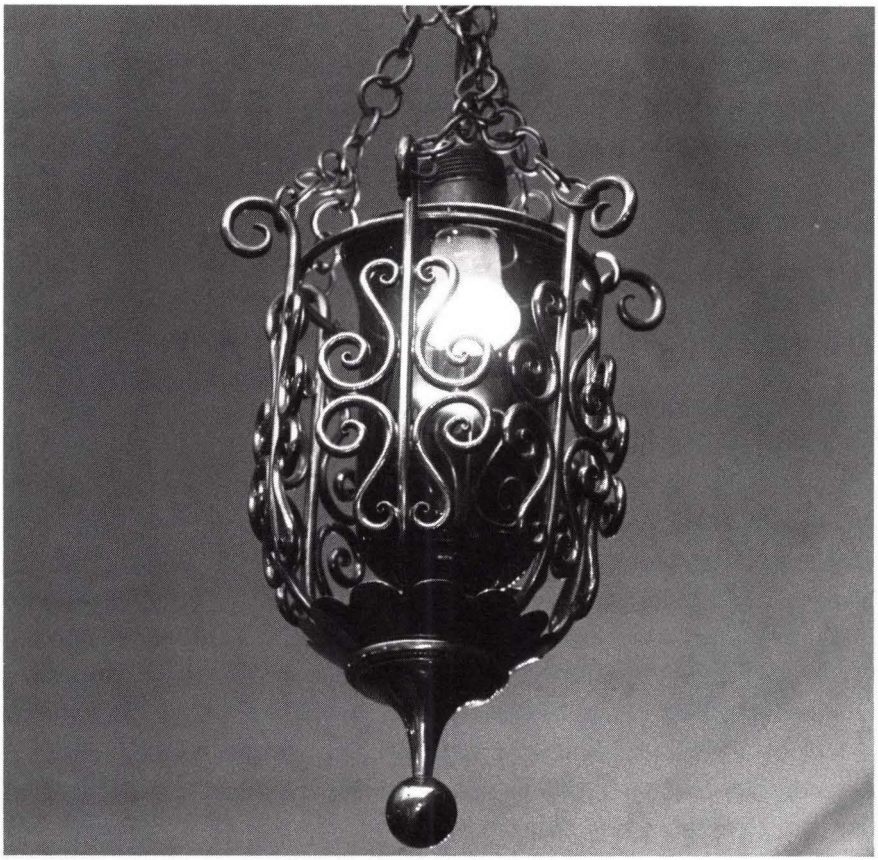
Natürlich wird ein *Sefer-Thora* nicht an einem einzigen Tag geschrieben, sondern in vielen Monaten geduldiger, treuer Arbeit. Der Schreiber weiß, daß er keine gewöhnliche Arbeit ausführt, und er ist sich bewußt, daß jedes Wort „das Wort" ist, so als diktiere Gott es ihm persönlich. Unter diesen Um-

ständen ist auch nicht der geringfügigste Fehler gestattet. Deshalb muß er ständig aufmerksam und völlig konzentriert arbeiten, damit seine Gedanken nicht zu wandern beginnen. Jeder Nerv ist angespannt, die Konzentration ist absolut, damit Geist und Seele sich auf die Arbeit richten können. Jeden fertigen Abschnitt überprüft er sorgfältig, und wenn die Arbeit vollendet ist, lesen er und andere sie nochmals peinlich genau durch. Der größte Lohn des Schreibers ist das Wissen, daß er seine hingebungsvolle Arbeit mit reinem Körper und reiner Seele vollenden durfte.

Nachdem alles beendet ist – die Tinte ist völlig getrocknet und die Blätter wurden zusammengenäht – wird das erste Blatt, das die Anfangsworte des ersten Buches Mose enthält, an einem Stöckchen befestigt, ebenso wie das letzte Blatt mit dem fünften Buch Mose an einem zweiten. Jetzt kann die Pergamentrolle um die beiden Stöcke zueinander gerollt werden, die lang genug sind, um oben und unten mit kräftigen Griffen versehen zu werden. Zwischen Griff und Stock wird je eine flache Holzscheibe eingeschoben. Sie ist so groß, daß die Ränder des Pergaments im zusammengerollten Zustand auf der Holzfläche ruhen. Damit wird nicht nur das Aufrollen erleichtert, sondern werden die Blätter auch vor Beschädigungen bewahrt, wenn sie auf die *Bima* gelegt werden.

Jetzt versteht der Leser zweifelsohne, warum das *Sefer-Thora* für die Synagoge solch ein wertvoller Gegenstand ist. Es ist wertvoll im materiellen Sinn, darüber hinaus ist es jedoch vor allem ein geheiligter Besitz. Heilig übrigens im höchsten, nie im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Damit will ich sagen, daß es um das *Sefer-Thora* keinerlei Geheimnisse gibt und daß ihm weder eine metaphysische noch eine sakramentale Bedeutung oder Aufgabe zugeschrieben wird. Wenn dem so wäre, hätte ich es wahrscheinlich nicht so sachlich und verhältnismäßig nüchtern beschreiben können.

So wie die Gesetzesrolle sorgfältig und voller Ergebenheit hergestellt wurde, so wird sie auch weiterhin behandelt. Ihr Besitz wird gepflegt, damit sie so lange wie möglich für den Gebrauch erhalten bleibt. Die Rolle wird sorgfältig in eine Hülle geschlagen, und man versucht, das Pergament so wenig wie möglich mit der Hand zu berühren. Darüber hinaus ziert man sie mit schönen Tüchern und Schmuck, die in Form von Türmen oder einer Krone an den oberen Handgriffen angebracht sind. Häufig schützt die Hülle an der Vorderseite auch noch ein Schild. Und dieser Schmuck wurde meistens aus



Das Ner Tamid, das Ewige Licht. Die hier abgebildete Lampe hing 40 Jahre im Betraum des Hauses Osannstraße 11. Als Symbol inhaltlicher Kontinuität wird dasselbe Ewige Licht auch in der neuen Synagoge seinen zentralen Platz erhalten.

Silber gearbeitet, manchmal ist er sehr alt und hat eine sehr schöne Form. Im allgemeinen sind Hülle und Schmuck der Schriftrollen Geschenke von Menschen, die auf diese fromme Weise ihren Dank für ein besonderes Ereignis in ihrem Leben zum Ausdruck bringen möchten. Auch jemand, der das Andenken eines geliebten Menschen in der Synagoge ehren möchte, macht der Synagoge solche Geschenke. Auf diese Weise erhält die Synagoge von Zeit zu Zeit eine neue Gesetzesrolle. Das ist jedesmal ein wichtiges Ereignis. Die Rolle wird sehr feierlich eingeweiht, und die ganze Synagoge bereitet ihr einen königlichen Empfang.

Ein Verein, den es in fast jeder Gemeinde gibt, ist für die Pflege und Instandhaltung von Thorahüllen und Schmucksachen wie auch von Wertgegenständen im allgemeinen verantwortlich, genau wie für Erneuerung und Erweite-

rung des Synagogeneigentums. Gegründet werden solche Vereine von den Frauen, die sich auf diese Weise in den Dienst der Synagoge stellen. Und die Synagogen sind denn auch ein sichtbares Zeichen dafür, wie ernsthaft die Frauen ihrer Aufgabe nachkommen.

Die Thoravorlesung – Anmerkungen zum Kalender

Innerhalb eines Jahres werden alle fünf Bücher Mose in einem vorgeschriebenen Zyklus vorgelesen. Jedes Jahr wird von vorne angefangen. Für jeden Sabbat eine Passage, einen Wochenabschnitt. Demzufolge werden die fünf Bücher Mose in genau so viele Abschnitte eingeteilt, wie es im Jahr Sabbattage gibt. Aber nicht immer ist es die gleiche Anzahl.
Denn der jüdische Kalender richtet sich nach dem Mond. Jedes Jahr besteht aus Monden, d. h. Monaten. Ein Monat ist die Zeit, die der Mond benötigt, um seinen Umlauf um die Erde zu vollenden, nämlich fast neunundzwanzigeinhalb Tage. Selbstverständlich kann ein Monat nicht in der Mitte eines Tages beginnen. Aus diesem Grund hat ein Monat 29 Tage und der nächste 30. In der Regel hat ein Jahr 12 solche Monate oder 354 Tage. Deshalb ist es durchschnittlich 11 Tage kürzer als das gewöhnliche Kalenderjahr, das sich nach der Sonne richtet. Und selbstverständlich muß auch der jüdische Kalender die Sonne berücksichtigen. Denn davon hängen ja die Jahreszeiten, das Wachstum der Pflanzen, die Landwirtschaft ab. Darüber hinaus sind auch die jüdischen Feiertage, die schon zu biblischen Zeiten gefeiert wurden, eng damit verbunden. Das *Passah*-Fest muß im Frühling gefeiert werden, in dem Monat, in dem in Israel die Ähren reifen. Das Wochenfest, *Schawuot*, als die ersten Früchte in den Tempel gebracht wurden, muß sieben Wochen später, am fünfzigsten Tag (Pfingsten) stattfinden, wenn schon der erste Weizen gereift ist. Und zum Laubhüttenfest, *Sukkot*, müssen schon alle Feldfrüchte geerntet worden sein. Deshalb dürfen diese elf Tage, die dem Mondjahr im Vergleich zum Sonnenjahr fehlen, nicht einfach unbeachtet gelassen werden. Irgendwie muß man sie einschieben. Sonst würde das Passahfest schon nach einigen Jahren im Herbst und das Laubhüttenfest im Frühling oder Winter gefeiert werden. Der Unterschied wird durch das Einschieben eines zusätzlichen Monats wieder wettgemacht. In diesem Fall hat das Jahr dreizehn Monate. Und ein solches Jahr wird als Schaltjahr bezeich-

net. Man kann es auch so ausdrücken: Das jüdische Jahr hat soviele Monate, wie es Mondmonate in einem Sonnenjahr gibt, das heißt, zwölf volle Monate und einen angebrochenen. Aus Gründen, die aus sozialer Sicht und auch von der Ordnung her einleuchten, ist es jedoch unmöglich, nur diesen einen kleinen Teil als Kurzmonat in ein Jahr einzuschieben. Er wird zusammen mit den sich anschließenden Teilen aufgehoben, bis er schließlich einen vollen Monat bildet. Innerhalb von neunzehn Jahren beträgt der Unterschied zwischen Sonnen- und Mondjahren abgerundet 210 Tage. Deshalb gibt es in einem Zyklus von 19 Jahren sieben jüdische Schaltjahre.
Aus diesem Grund ändert sich die Anzahl der Wochen pro Jahr genau wie die der Sabbattage. Die fünf Bücher Mose sind nun jedoch in 54 Wochenabschnitte eingeteilt. Ein gewöhnliches Jahr mit 354 Tagen hat dagegen nur 50 oder 51 Sabbattage. An Feiertagen werden, auch wenn sie auf einen Sabbat fallen, die Passagen aus den fünf Büchern Mose vorgelesen, die sich auf das betreffende Fest beziehen. Der ebenfalls fällige Wochenabschnitt wird dann für den ersten freien Sabbat aufgehoben, der auf das Fest folgt. Deshalb müssen des öfteren zwei aufeinanderfolgende Abschnitte zusammen vorgelesen werden, und es gibt denn auch bestimmte Abschnitte, die speziell für diese doppelte Vorlesung vorgesehen sind.
Die Thoravorlesung ist gemäß dem Kalender so eingeteilt, daß die gesamten fünf Bücher Mose mit dem letzten Teil – Moses Segen und Tod – am letzten Tag des letzten Festes zu Ende gelesen werden, mit dem das Laubhüttenfest und die Folge der Feste abgeschlossen wird. Am gleichen Tag und sofort nach dieser letzten Vorlesung wird erneut mit dem 1. Buch Mose begonnen. Das ist in der Synagoge, im Gottesdienst, ein Ereignis, das ein besonderes Ritual kennzeichnet. Deshalb wird der letzte Tag des abschließenden Festes auch als *Simchat Thora*, das heißt als Gesetzesfreude, bezeichnet.
Heute erfolgt das Vorlesen aus der Thora von einem dafür zuständigen Mann, den *Koreh*. Und er kann auch zugleich der *Chasan*, der Vorbeter, sein, muß es aber nicht sein. Das war aber nicht immer so. In der Vergangenheit wurde eine bestimmte Anzahl von Männern – diese Zahl änderte sich je nach Sabbat, Versöhnungstag, anderen Feiertagen, Voll- und Neumond, Gedenk- und Fastentagen und auch je nach Arbeitstagen – nacheinander aufgerufen, um der Reihe nach einen Absatz des angegebenen Abschnitts aus der Thora vorzulesen. Wie jedoch schon weiter oben gesagt, besteht



Das Schofar, das Widderhorn, gehört in den Mittelpunkt des Gottesdienstes an den Hohen Feiertagen. Im Bild: Vorbeter William Usher.

der Text in der Gesetzesrolle nur aus Konsonanten und nicht mehr. Es gibt keinerlei phonetische Zeichen und auch keine anderen Hilfsmittel, nicht einmal die Satzzeichen sind angedeutet. Darüber hinaus wird der Text nur selten als feierliche Deklamation vorgetragen. Orientalische Völker singen beim Sprechen im allgemeinen, und das gilt noch stärker für ihre Gebete. Der im Singsang vorgetragene Bibeltext, wie er sich bei religiösen Zusammenkünften entwickelt hat, begleitet denn auch schon seit frühesten Zeiten jedes einzelne Wort in einem bestimmten Rhythmus. Als die phonetischen Schriftzeichen erfunden wurden, erdachte man für diesen Vortrag ebenfalls kleine Zeichen.

Sie sind in fast allen mit Vokalzeichen gedruckten hebräischen Bibeln enthalten. Jedes Zeichen gibt eine bestimmte Notengruppe an. Anhand dieser Tonzeichen lernt man die Melodie und behält sie. Und in solch einem Singsang muß auch die Vorlesung erfolgen. Und das erklärt auch, warum nicht jeder einfach aus der Gesetzesrolle vorlesen kann. Im Gegenteil. Dazu ist ein allgemein gutes Gedächtnis erforderlich wie auch ein gutes musikalisches Gedächtnis. Nicht jeder Synagogenbesucher wird in der Lage sein, einen willkürlich gewählten Absatz des Wochenabschnittes aus dem Steg-

reif aus der Thora vorzulesen, noch dazu mit der richtigen Melodie. Trotzdem steht jedem die Ehre zu, ebenfalls zur Thora aufgerufen zu werden und, wenn es sich um ein besonderes Ereignis handelt, auch schon einmal außerhalb der Reihe. Der Ausdruck *aufgerufen werden* hat einen leicht hebräischen Beiklang. Die Bima ist ja eine „Erhöhung". Und fast jedes Familienereignis kann solch ein besonderer Anlaß sein: die Geburt eines Kindes, die Beschneidung, die Hochzeit, die Trauerfeier bei Todesfällen, Jahrestage Verstorbener, der Tod von Verwandten und vieles mehr. Schließlich nimmt die Synagoge teil am Alltagsleben zu Hause, am ganzen Familienleben. Sollen da etwa nur Fachmänner aufgerufen werden? Und die, die nichts davon verstehen oder als solche gelten, einfach übergangen werden? Soll die Thoravorlesung nur das Vorrecht von Fachleuten sein? Oder sollte man dem einen doch die Gelegenheit geben, es selbst zu tun, während für andere ein Dritter die Aufgabe übernehmen sollte? Und gleichzeitig alle anderen beschämen? Noch dazu angesichts der Thora? Das war natürlich nicht möglich. Deshalb wurde das Vorlesen durch den einzelnen selbst abgeschafft, auch für den größten Fachmann. Heute kann jeder „aufgerufen werden". Er sagt den vorgeschriebenen Lobspruch vor- und hinterher, aber der *Koreh* liest vor.

Nur in einigen Fällen darf der Aufgerufene persönlich seinen Absatz oder einen Teil davon vorlesen. Ein solcher Fall ist der Junge, der dreizehn Jahre alt geworden ist und seine Pubertät und somit aus religiöser Sicht seine Volljährigkeit erreicht hat. Er wird, wenn die erforderliche Anzahl von Aufgerufenen anwesend ist, zum ersten Mal zur Thora aufgerufen. Und er darf denn auch persönlich der Gemeinde seinen Absatz vorlesen. Den hat er selbstverständlich vorher gründlich gelernt. Es ist auch verständlich, daß dieser Auftritt für den Jungen, den *Bar Mizwa*, der von jetzt an mündig ist und seine religiösen Pflichten voll erfüllen muß, ein wichtiges Ereignis ist, dem es nicht an Spannung fehlt. Das gilt für ihn, seine Mutter, seinen Vater und alle übrigen Verwandten. Die ganze Gemeinde nimmt daran lebhaft Anteil. Diese Zeremonie entspricht in ungefähr der Konfirmation in der Kirche. Aber es ist keine Kleinigkeit, zur Thora aufgerufen zu werden, das erste Mal überhaupt, an dem man selbst das Wort aussprechen muß!

Ein weiterer Fall tritt ein, wenn die Aufgerufenen die Ehre haben, zu Simchat Thora (Gesetzesfreude) den letzten Absatz aus der Thora vorzutragen oder

am gleichen Tag wieder mit dem 1. Buch Mose anzufangen: Sie dürfen ihren Absatz aus der Schriftrolle persönlich vorlesen. Im allgemeinen lesen sie nur die letzten Sätze ihrer *Parascha* (Absatz). Aber auch hier wiederholt der Koreh noch einmal den einen oder anderen Satz, „um niemanden zu beschämen", denn möglicherweise war die Vorlesung so schlecht oder so fehlerhaft, daß der Fachmann noch einmal darübergehen muß. Um, wie gesagt, niemanden zu beschämen, liest der Koreh den Absatz nochmals vor, gleichgültig, ob der Vortrag des Laien gut oder schlecht war.

Außer in diesen beiden Sonderfällen kann niemand seine Parascha persönlich vortragen. Selbst wenn ein Koreh in der Synagoge in einem anderen Ort aufgerufen wird, muß er es sich gefallen lassen, daß der dortige Koreh seinen Absatz für ihn vorträgt.

Der Vortrag – und das braucht wohl kaum noch hervorgehoben zu werden – muß ergeben und sorgfältig erfolgen. Der Koreh zeigt jedes einzelne Wort. Allerdings nicht einfach mit dem Finger. Als Zeigestock verwendet er einen Stab, der meistens aus Edelmetall ist und mehr oder weniger kunstvoll bearbeitet wurde, dessen Ende in einer kleinen Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger ausläuft. Der Aufgerufene liest leise mit, schließlich ist es ja sein Absatz. Auch die Anwesenden sollen dem Vortrag folgen, „als ständen sie beim Sinai und vernähmen die Offenbarung aus Gottes Mund". Sie folgen ihm in ihren gedruckten Bibeln, wo die Worte mit phonetischen Zeichen sowie Lese- und Gesangzeichen versehen sind. Man achtet sorgfältig auf einen deutlichen, gewissenhaften Vortrag, und wenn er fehlerlos in Wort und Melodie ist, wird er hoch eingeschätzt. Andernfalls wurde der Gottesdienst nicht richtig durchgeführt, und sinnentstellende Fehler müssen bei nochmaligem Lesen korrigiert werden.

Die Reihenfolge, in der die Teilnehmer aufgerufen werden, liegt im Ermessen der Synagogenverwaltung oder ihrer Vorsteher. Darin haben sie ziemlich freie Hand, wie im Rahmen der Vorschriften im *Schulchan Aruch* festgelegt. Darüber hinaus haben sich selbstverständlich auch örtliche Bräuche entwickelt, denen ebenfalls eine bestimmte Bedeutung zukommt. Die Synagogenbesucher sind verantwortlich für die Überwachung des Vortrags. Im allgemeinen vertraut man sie allerdings dem Rabbiner oder einem anderen Fachkundigen an, der in jedem Fall entscheidet.

Der Vorsteher steht bei der Thoravorlesung auf der Bima links vom Koreh; er

ist es auch, der die Gemeindemitglieder der Reihe nach durch den Koreh, den Synagogendiener oder den dafür Verantwortlichen aufrufen läßt, und zwar im allgemeinen bei ihrem biblischen Namen auf Hebräisch. Der Koreh selbst steht vor dem Lesepult, auf dem die Gesetzesrolle aufgerollt wird. Der Aufgerufene steht rechts von ihm, und der Rabbiner oder ein anderer Aufsichtsführender steht in den meisten Fällen auch rechts.
Die Gemeinde beteiligt sich so also ständig aktiv an der Thoravorlesung.

*

Dieser Text stammt aus dem Buch „Jüdische Riten und Symbole" von Rabbiner S. Ph. De Vries (Fourier-Verlag). Es gilt als Standardwerk über die jüdische Religion, über Bräuche und Vorschriften innerhalb des jüdischen Alltags. Sein Autor, Rabbiner De Vries, kam im Frühjahr 1944 im Konzentrationslager Bergen-Belsen um. Als Vermächtnis hinterließ er ein Werk, das durch die Entschlüsselung jüdischer Riten und Symbole zum Verständnis zwischen Juden und Nichtjuden beiträgt.



Blick zum Himmel.

Die Bedeutung

Rabbiner Chaim Lipschitz
Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde Darmstadt

Nacht der Zerstörung – Tag des Aufbauens

Bittere Erinnerung und die gute Hoffnung verbinden sich bei der Synagogen-Einweihung

Ein charakterstarkes Volk mit einem festen Glauben, so kann man das Judentum wohl bezeichnen. Ja, es ist dies vielleicht die einzig treffende Definition unseres Volkes: Ein Volk von ganz außerordentlicher Existenz-Zähigkeit. Dazu fehlen der geschichtlichen Beweise nicht. Gerade wir Menschen dieses Zeitalters sind Zeugen der historischen Erscheinung: Das gequälte, aus Millionen Wunden blutende, das fast vernichtete, das schon totgesagte jüdische Volk, das nicht sterben kann und nicht sterben will, zeigt sich erneut vor aller Welt in der vollen Gestalt seines Wesens und Glaubens, als verkörpere es das biblische Postulat des jahrtausendalten Psalmistenwortes: „Nicht sterben werde ich, sondern leben um Gottes Wirken zu verkünden." (Ps. 118). Mit diesem Selbstverständnis leben wir Juden als Volk und als einzelne. Jeder, der sich heute bewußt zum Judentum bekennt, ist dadurch motiviert; dies allein gibt unserem Leben und Überleben einen Sinn.
Welche Bedeutung sonst kann unser Dasein hier und heute haben? Welchen Sinn unser Leben hier in der Bundesrepublik Deutschland oder in der übrigen Diaspora? Was sonst konnte die wenigen Überlebenden der Schoa, der nationalsozialistischen Vernichtungskatastrophe, bewegen, sich nach all den bitteren Erfahrungen dennoch hier in Darmstadt wie überall in der Bundesrepublik (wieder) niederzulassen, wenn nicht der natürlich immanente Wille zu leben und somit – ob man es begreifen kann oder nicht – dem geistig transzendenten Verlangen, „Gottes Wirken zu verkünden", nachzukommen.
Das ist keine schwärmerische Phrase. Es spricht dafür die Tatsache, daß das allererste, was damals die Überlebenden bewegte, bevor sie sich noch um eine eigene Existenz zu kümmern begannen, der Sorge um die (Wieder-)Errichtung einer Synagoge, der Stätte des Gebetes und der Verkündigung, gewidmet war. Dank ihrer konsequenten Haltung gelang es den Männern und Frauen der ersten Stunde, eine solche, wenn auch vorerst provisorische Stät-



Im Gespräch: Gemeinderabbiner Chaim Lipschitz und Oberbürgermeister Günther Metzger.

te zu gründen. Die Hoffnung aber, dereinst ein festes, ehrwürdiges Gotteshaus an Stelle der drei ehemaligen Synagogen zu Darmstadt, die in der Pogromnacht des 9. November 1938 von den gottlosen Nazis zerstört wurden, erbauen zu können, haben sie und ihre Nachfolger nie aufgegeben.

Diese Hoffnung soll nun, ein halbes Jahrhundert nach dem Churban, auf den Tag genau am 9. November 1988 Wirklichkeit werden. An diesem Tag soll das Ewige Licht vor der Heiligen Lade der neuen Synagoge aufleuchten. Das wird wohl der Höhepunkt der Einweihungszeremonie sein. „Und siehe, da es Abend werden will, wird wieder Licht erscheinen" (Zach. 14,7).

Welch ein grandioses Tun, welch ein symbolvolles Datum! Vermögen wir die tiefe Bedeutung dieses Geschehens gebührend zu erfassen? Der finsteren Nacht der Schande und der Zerstörung soll – dank des segensreichen Wirkens und Mühens von Menschen der guten Tat und edler Gesinnung – ein lichter, heller Tag des Aufbauens und der Hoffnung entgegengesetzt werden. Kein „Bewältigen" oder „Verdrängen" der jüngsten Geschichte, sondern ein lehrreiches Aufzeichnen der Kontrasttatsachen:

Die Nacht der Zerstörung
Der Tag des Aufbauens
Bittere Erinnerung
gute Hoffnung.

Erinnerung und Hoffnung sind wie Dornen und Rosen von einem Stamm. Die Dornen, die stark empfunden wurden, als sie stachen, werden wohl sehr lange und sehr häufig – entsprechend den Verwundungen – nachschmerzen. Die Zukunft aber wird immer wieder, allen Enttäuschungen zum Trotz, nicht auf Grund der bestehenden trüben und bitteren, sondern vielmehr der erfreulichen und guten Erfahrungen ausgemacht.

Ritula Fränkel

„Mit angehaltenem Atem betrete ich den Neubau"

Ein in Glas gehüllter Ort der Zusammenkunft – Kein schöneres Bauwerk im ganzen Viertel

Ein Mädchen, vor 36 Jahren in Darmstadt geboren und im Hause Osannstraße 11, dem Haus der Jüdischen Gemeinde, aufgewachsen. Das Mädchen von einst, das erste im Nachkriegs-Darmstadt zur Welt gekommene jüdische Mädchen, ist heute selbst Mutter und lebt im fernen Jamaica. Doch ihre Bindung an die Geburtsstadt und die hiesige Jüdische Gemeinde ist geblieben. In ihrem sehr persönlichen Beitrag beschreibt Ritula Fränkel, die Tochter des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, ihre Erinnerungen an die frühen Jahre im Gemeindehaus in der Osannstraße – und ihre Eindrücke von einem Besuch auf der Synagogen-Baustelle in der Wilhelm-Glässing-Straße im August 1988, rund drei Monate vor der Einweihung der neuen Synagoge.

„Wem gehörst du an, wohin gehst du!" Dies war vor circa 60 Jahren das Thema der Festrede von Rabbiner Bruno Italiener anläßlich des 50jährigen Bestehens der Synagoge in Darmstadt. Auch heute hat die Zahl fünfzig eine besondere Bedeutung: Nach fünfzig Jahren erhält Darmstadt wieder eine richtige Synagoge.

Im Mittelalter waren die Synagogen bescheidene und unauffällige Gebäude, häufig angepaßt an die Bauform der Umgebung, denn immer wieder wurden sie von judenfeindlichen Eiferern beschädigt, in Brand gesteckt, zerstört. Deshalb begnügten sich viele jüdische Gemeinden mit einem einfachen Raum für den Gottesdienst und einem schlichten Schrank für die Thora-Rollen.

Auch Darmstadts erster jüdischer Betraum nach dem Krieg, in der Osannstraße 11, war ein vierzig Jahre währendes Provisorium. Der Saal wirkte karg und bescheiden, ohne jede Verzierung, die Thora-Mäntel hatte meine Mutter selbst aus Samt genäht. Von den Menschen allein wurde er mit Leben ge-

füllt. Nicht alle kamen zum Beten; soziale Kontakte wurden geschlossen, Neuigkeiten erzählt, manchmal sogar Geschäfte abgewickelt. Oft erinnerte die Atmosphäre an ein reges Marktgeschehen.
Ein seltsames Häuflein von Menschen hatte sich da zusammengefunden; auf verschiedene Weise waren sie dem Tod entronnen: Als Partisanen im Wald versteckt, dem Konzentrationslager nur durch ein Wunder lebend entkommen; außerdem amerikanische Soldaten und „displaced persons", die in der Osannstraße einen Platz gefunden hatten. Geborgenheit und Schutz bot dieser Ort den Überlebenden. Für die Nachgeborenen war es die Illusion eines jüdischen Mikrokosmos.
Ich bin am 6. November 1952 in der Osannstraße geboren. Meine Eltern waren in die Wohnung im Erdgeschoß eingezogen, und erste zaghafte Versuche fanden statt, um ein jüdisches Leben in Darmstadt zu organisieren. Die provisorische Synagoge in der Osannstraße verbindet sich in meinen Erinnerungen und Träumen mit dem Ort, wo ich gefahrlos war, abgeschirmt nach außen durch den doppelten Schutz der Eltern und des „lieben Gottes" im ersten Stock. Wenn ich mich an das Haus zurückbesinne, kommen mir Assoziationen wie Schutzburg und Festung in den Sinn. Schon die nächst anliegende Straße, die Hobrechtstraße, konnte zum Gefahrenort werden: Der Vater eines Spielkameraden entpuppte sich als hoher SS-Mann. Erst wieder innerhalb der eigenen Mauern war man sicher. Aufwachsen mit dem Gotteshaus im Stockwerk darüber, das Sicherheit bot und gleichzeitig Kontrolle.
Oft wünschte ich, das Ewige Licht im Synagogenraum des ersten Stockwerks zu verdunkeln, denn ich setzte es mit dem Auge Gottes gleich und wollte doch nicht, daß er alles sieht. Als damals einziges jüdisches Mädchen in Darmstadt, nach dem Krieg geboren, hatte ich keine gleichaltrigen jüdischen Spielkameraden. Die Synagoge jedoch war offen für christliche Freunde. Meine beste Freundin kam mit zu allen Feiertagsgottesdiensten. Der Hebräischlehrer, der einmal wöchentlich zum Unterricht nach Darmstadt kam, hatte nur drei jüdische Kinder in seiner Klasse!
Jahrelang glaubte ich, es gäbe nur noch so wenige jüdische Männer auf der Welt, daß es unmöglich wäre, die vorgeschriebenen zehn Männer zum Minjan für den Gottesdienst zu finden. Die Feiertage wurden zu einem herbeigesehnten Ritual, besonders der Sederabend an Pessach wird mir immer in Erinnerung bleiben. Magische Erzählungen, bildhaft-symbolische Hand-



Vier Jahrzehnte Geschichte der Jüdischen Gemeinde fanden hinter diesen Mauern statt: das Gemeindehaus in der Osannstraße 11.

lungen, das chassidische Pessachlied vom Lämmchen, welches der Vater heimbrachte und das von der Katze gefressen wurde, woraufhin der Hund die Katze biß, der Stock den Hund schlug, das Feuer den Stock verbrannte, das Wasser das Feuer löschte, der Ochse das Wasser trank, der Schächter den Ochsen schächtete, der Todesengel den Schächter mit sich nahm und Gott am Ende erschien und den Todesengel vernichtete. Und all dies, weil der Vater für zwei Susse ein Lämmchen heimgebracht hatte. In diesem Lied versinnbildlichte sich Verfolgung und Vernichtung, Lebenskampf und höhere Macht für mich.

Wenn ich heute etwas wehmütig von der Osannstraße Abschied nehme, ist sie ein Ort, der meine Kindheit beschreibt, und ich trete mit angehaltenem

Atem in den Neubau der neuen Synagoge. Trotz Bauschutt, gestapelten Marmorplatten und Zementmischmaschine vermittelt die neue Synagoge den Eindruck eines ganzen, in sich geschlossenen Raumes des Besinnens. Sie ist ein in Glas gehüllter Ort der Zusammenkunft. Transparent und doch geschützt durch die unsichtbare Glaswand der äußeren Galerie. Die schußsicheren Fenster stimmen traurig, der Zaun, der die Sicht auf das ungewöhnliche Gebäude vielleicht etwas verstellen wird, um doch gegen Anschläge und vor Beschmierungen zu schützen, macht nachdenklich. Diese Synagoge ist nicht ihrer Umgebung angepaßt. Ich habe in dem ganzen Stadtviertel kein einziges anderes Bauwerk gefunden, das so schön ist!
Ich bin ja meiner Kindheitssynagoge entwachsen, jetzt, schon länger lebe ich nicht mehr in Deutschland, aber mit der neuen Synagoge finde ich vielleicht das Versprechen, daß wir als Juden in Deutschland eine Qualität des Lebens und einen kulturellen, spirituellen Zusammenhang entwickeln können. In der Synagoge selbst ist so viel Raum für Ideen, Phantasien und Anregungen. So kann vielleicht, wie in der Osannstraße, ein Ort entstehen, der die Einsamkeit draußen läßt.

Klaus Staat

Wo fängt ein gutes Gewissen an?

Warum haben die Darmstädter ein jüdisches Gotteshaus gebaut, oder:
Eine Synagoge taugt nicht zur Kosten-Nutzen-Analyse

Ob die späte Geburt eine Gnade ist, weiß ich nicht. Ich wollte immer älter sein, als ich war – schon als Kind, um der Schule zu entfliehen und wegen der aufregenden Filme, die gesehen zu haben die Größeren sich brüsteten. Aber auch, weil Alter – wie es unablässig hieß – Erfahrung bedeute, und Erfahrung das Leben erleichtere. Allmählich ist das Älterwerden freilich nicht mehr so dringend – zumal die Erfahrung, soweit sie sich eingestellt hat, lehrt, daß es mit dem leichten Leben so weit auch nicht her ist.
Mit der späten Geburt allerdings meint, wer sie als Gnade empfindet, etwas anderes als die Sorge um Bauch und Bandscheibe, als die Sehnsucht nach davondriftenden Yuppiejahren. Die späte Geburt ist ein ganz und gar deutsches Datum. Wessen Jahrgang unter diesen – im Falle der Bedrängnis überaus dehnbaren – Begriff fällt, der fühlt sich ausgestattet wie mit einem Visum: „Ich bin es nicht gewesen." Die späte Geburt schließt die Beteiligung am historischen Verbrechen der Deutschen aus. Sie garantiert ein gutes Gewissen. – Garantiert?
Wo fängt ein gutes Gewissen an? Ich kann nicht leugnen, daß mir das Geburtsdatum – es liegt mitten im Krieg – eine Bewährung erspart hat, von der ich nicht weiß, wie ich sie bestanden hätte. Wir Spätgeborenen sind wohlbehütet aufgewachsen inmitten neu zugeteilter Freiheitsrechte und waren sanft gebettet in den Marshallplan. Was uns das Leben je abgefordert hat an Charakterstärke – was war es im Vergleich zu den namenlosen Leiden der millionenfachen Opfer, was war es im Vergleich zur Kraft derer, die standgehalten haben, obwohl ihre Existenz, ihre Familie, ihr Leben bedroht waren? Die meisten gaben dem Druck nach und machten die ihnen abverlangte kleine Umdrehung im großen Räderwerk mit. Sie wagten keinen Gedanken daran, daß ohne die Millionen dieser kleinen Umdrehungen das Räderwerk zum Stehen gekommen wäre. Täter zu werden, um nicht Opfer zu

werden – dieser schrecklichen Anfechtung nie begegnet zu sein, ist ein billiges Geschenk des Jahrgangs. Ein gutes Gewissen ist damit nicht verbunden. Es ist nicht hinreichend als guter Mensch ausgewiesen, wer lediglich keine Gelegenheit hatte, Böses zu tun.

Nach Auschwitz gibt es ohnehin kein gutes Gewissen mehr – auch nicht für den Spätgeborenen. Ein – wiederum spezifisch deutsches – Sprichwort bezeichnet das gute Gewissen als sanftes Ruhekissen. So ist denn auch die Neigung groß, sich unter der Last der Geschichte zu einem bequemen Nickerchen auf dieses Kissen zu beugen. Es ist dies ein höchst trügerisches gutes Gewissen, weil das Nickerchen nicht ohne Träume bleibt, in denen die Vergangenheit widerwärtige Grimassen schneidet. Ein erquickender Schlaf ist es nicht. Es ist ein Albtraum. Es ist mit dem guten Gewissen, wie es einst mit dem Gral war: Wer ihn suchte, konnte ihn nicht finden. Ihn erreichte nur, wer ohne auf den Gral gerichtete Absicht die zu seiner Erlangung notwendigen Tugenden entfaltete. Wenn auch wohltuenderweise die seinerzeit geforderten Tugenden nicht mehr sämtlich gefragt sind, so ist doch das Verfahren ein höchst pfiffiges gewesen. Es schloß nämlich aus, daß die Tugend nur vorübergehend und aus Kalkül ins Spiel gebracht wurde.

Ebenso verhält es sich mit dem guten Gewissen. Wer emsig daran arbeitet, wird am Ende enttäsucht. Ablaß gibt es nicht. Wer stets freundlich zu Juden war, für die neue Darmstädter Synagoge gestiftet und gar einen Kibbuz besucht hat, muß erkennen, daß Auschwitz noch immer da ist. Auschwitz wird als Kainsmal für die deutschen Verbrechen an den Juden überdauern, mögen sie in Amsterdam, Babij Jar oder Darmstadt geschehen sein. Dieses Mal trägt jeder Deutsche. Wie spät die Geburt auch immer sein mag: Nach Auschwitz ist ein gutes Gewissen nicht mehr möglich. Auschwitz verlangt nach einem scharfen Gewissen. Auschwitz mahnt auch die Spätgeborenen zur Skepsis gegenüber jeder lautstark vertretenen Überzeugung, zum Widerspruch gegenüber jeder Manifestation alleiniger Wahrheit, zum Widerstand gegen jedes Unrecht. Auschwitz verlangt von den jungen Deutschen also einige Anstrengungen: Wachsamkeit, Mut, auch Opferbereitschaft. Ein sanftes Ruhekissen ist das nicht.

Warum aber haben die Darmstädter dann eine Synagoge gebaut? Wollten sie nicht ihr Gewissen beruhigen, weil die Darmstädter von 1938 die Synagogen zerstört oder bei deren Zerstörung tatenlos zugesehen haben? Ta-

tenlos – dieses Wort ging dem Stadtverordneten Rüdiger Breuer am 9. November 1984 durch den Sinn. Zusammen mit anderen Honoratioren der Stadt hatte er an der Gedenkfeier vor dem Mahnmal für die zerstörten Synagogen teilgenommen. Auf dem Heimweg fragte er sich, ob es richtig sei, Jahr für Jahr tatenlos, wenn auch teilnahmsvoll, an jener Stelle zu verharren, an der 1938 eine gaffende Menge tatenlos verharrt hatte, als die Synagoge brannte. Er fragte sich, ob eine gemeißelte Inschrift an der Mauer eines neuen Bürohauses die angemessene Reaktion auf das Unrecht sei. Er kam zu dem Schluß, daß einzig angemessen wohl eine neue Synagoge sei, da doch die alten zerstört worden waren. Seine Schlußfolgerung war derart simpel, daß man sich fragen mußte, warum man nicht schon früher darauf gekommen war. Warum, zum Beispiel, hatten die Amerikaner, die doch gerade das Grauen der Konzentrationslager erlebt hatten, im zerstörten Darmstadt 1945 nicht den Bau einer Synagoge angeordnet, bevor die Bürger mit dem Wiederaufbau ihrer Stadt beginnen durften? Vermutlich stellte sich diese Frage in der allgemeinen Not nicht. Auch für die Sieger gab es anderes zu tun.

Gibt es nicht auch heute noch anderes zu tun? Braucht die kleine jüdische Gemeinde in Darmstadt überhaupt eine Synagoge? Diese Fragen – es ist nicht zu verhehlen – sind, während Breuers Idee sich durchsetzte, gestellt worden. Unter der Hand nur, weil man dergleichen nicht laut sagt. Einer sagte es aber laut. Es war wohltuend für manchen – sagen wir: Skeptiker, daß es sich bei dem Zweifler um einen Juden handelte. Treffend aber war es nicht. Ganz abgesehen von dem Zynismus, den Juden nach dem an ihnen begangenen Völkermord ihre geringe Zahl vorzuhalten: Sakralbauten, gleich für welche Religion sie entstanden, sind nie einer Kosten-Nutzen-Analyse unterzogen worden. Würde Mollers Ludwigskirche, eines der Darmstädter Wahrzeichen, stehen, wenn das Projekt einer großherzoglich-hessischen Wirtschaftsprüfung unterzogen worden wäre? Man hätte die Finger davon gelassen. Und niemals wäre auf dem Berg über Ronchamp die neue Notre-Dame-du-Haut entstanden, dieses in der Wollust der Form jubilierende Mahnmal gegen den Wahnsinn des Krieges. Le Corbusier baute seine Notre-Dame an der Stelle der alten, gewaltsam zerstörten Wallfahrtskirche. Niemand fragt, ob man seine Kirche braucht. Die Menschheit wäre ärmer ohne sie.

Ein Mahnmal gegen den Wahnsinn ist auch die neue Darmstädter Synagoge. Darmstadt wäre ärmer ohne sie. Zehn Millionen Mark hat die Stadt Darmstadt für den Bau ausgegeben. Für solche Summen wurde schon manche Halle oder Straße gebaut, über deren Wert sich streiten läßt. Der Wert dieser Synagoge als ein Gemeinschaftswerk der Darmstädter ist unstreitig. Aber ebenso wichtig wie die zehn Millionen Mark Steuergelder, ebenso wichtig wie diese stellvertretende Form des Anpackens, bei der man von der eigenen Beteiligung erst aus der Zeitung erfährt, war die direkte Mitfinanzierung über den Erwerb symbolischer Bausteine, mit der die Menschen, wenn auch mit einer weitaus geringeren Summe, so doch aus eigenem Willen, zur Finanzierung der Inneneinrichtung beigetragen haben. (Schöner noch wäre es gewesen, sie hätten die Bausteine selbst vermauert. Aber wer kann heute noch ein Haus bauen? Auch in der Nächstenliebe ist die Arbeitsteilung unvermeidlich.)

Daß die Kuppel der neuen Synagoge nur einen Steinwurf von der Kuppel der Ludwigskirche aufragt, ist Zufall. Doch diese Nachbarschaft verstärkt die Kraft des Symbols. Mollers runde Kirche ist 1822–1827 für die katholische Minderheit im protestantischen Darmstadt gebaut worden. Das damalige Toleranzedikt war fürstlichen Ursprungs. Das neue Symbol geht vom Volke aus (jedenfalls, um Einwänden zu begegnen, und weil man ja nie alle haben kann: von einem qualifizierten Teil desselben). Die Synagoge soll aber kein Symbol bleiben. Neben ihrer Hauptfunktion als Gotteshaus, als religiöses Zentrum für die Jüdische Gemeinde, wird sie mit den sie umschließenden Gemeinderäumen die Funktion eines Treffpunkts bekommen. Deshalb bleibt das jüdische Zentrum in der Wilhelm-Glässing-Straße auch über seinen Bau hinaus eine Gemeinschaftsaufgabe. Seine Unterhaltungskosten werden sich die Stadt und die Jüdische Gemeinde nach Kräften (letztere nach kleinen, erstere nach großen Kräften) zu teilen haben.

Menschen müssen sich kennenlernen, um sich akzeptieren zu können, ihre Religion, ihre Ansichten, ihre Lebensweisheiten. Es ist auch für Christen interessant, vielleicht sogar beeindruckend, einen jüdischen Gottesdienst zu erleben – mit seinem eigenartig versunkenen Sprechgesang, seiner Innerlichkeit, seiner engen Bindung an das geschriebene Wort, das ja auch das Alte Testament der Christen ist. Mit Juden ins Gespräch zu kommen, ist immer interessant, mit ihnen zu diskutieren, auch mit ihnen zu streiten. Mit Juden kann

man herrlich streiten, inbrünstig streiten, lustvoll streiten. Die Gefahr, daß eine Gemeinde kopfnickender Gleichgesinnter um einen dozierenden Referenten versammelt sitzt, ist unter Juden denkbar gering. Ihre Lust zum leidenschaftlichen Disput ist nicht zu unterdrücken.
Auschwitz lehrt: Die Gewalt kommt aus der Trennung, die Versöhnung aus der Begegnung. Das ist die Bedeutung der neuen Synagoge für die nichtjüdischen Darmstädter. Daß manche von ihnen dafür gestimmt oder gestiftet haben, weil sie nach Auschwitz auf der Suche nach einem guten Gewissen sind, schwächt nicht die Kraft der Idee, schmälert den Wert ihrer Ausführung nicht. So unerbittlich sind die Forderungen der Tugend nun auch wieder nicht. Auch Parcival suchte den Gral und stieß dabei auf Feirefiz. Erst drosch er auf ihn ein, wie er es gelernt hatte. Dann aber erkannte er ihn, den Andersartigen, als seinen Bruder. Da umarmten sie sich.



Gotteshaus, Ort der Versammlung und Symbol – die neue Synagoge.

Die Geschichte

Eva Reinhold-Postina

Darmstadts Synagogen: „Zur Besichtigung empfohlen"

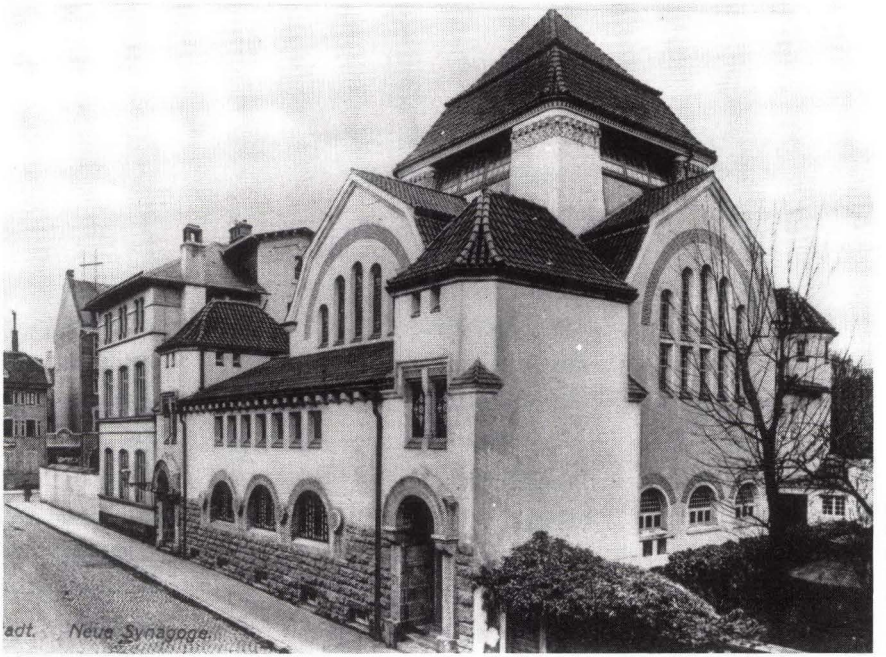
Nur Postkarten und Skizzen erinnern noch an einstige Pracht der jüdischen Gotteshäuser von Wickop und Köhler

Sie stand nur dreißig Jahre, dann wurde sie von Nazis verwüstet und verbrannt. Aber auch nach ihrer Zerstörung galt sie noch ein halbes Jahrhundert lang als Darmstadts schönste Synagoge. Nun muß sie ihren Platz räumen – die Erinnerung an das jüdische Gotteshaus in der Bleichstraße weicht dem Bild des realen Neubaus in der Wilhelm-Glässing-Straße. Nach genau fünf Jahrzehnten führt Darmstadt in der Liste seiner bemerkenswerten Bauten wieder eine Synagoge.

Der Entwurf dieser neuen Synagoge hat Aufsehen erregt, nicht nur in Darmstadt, sondern auch im Um- und Ausland. Lob zollt dem Architekten die Jüdische Gemeinde für den gut durchdachten Entwurf des neuen Gotteshauses mit Gemeindezentrum. Freude bereitet der wohlgestaltete Bau all jenen Bürgern Darmstadts, die den Anblick einer gut proportionierten Fassade im tristen Nachkriegsviertel schätzen. Herausforderung bedeutet der Entwurf den ehrgeizigen Kollegen des Planers. Aber nicht nur an den Wünschen, Zwängen und Erwartungen der Gegenwart wird das junge Bauwerk gemessen, sondern auch an den Vorbildern der Vergangenheit. Stünden Darmstadts alte Synagogen noch, gebührte ihnen heute ein Platz im Denkmalbuch der Stadt. Aus baukünstlerischen Gründen, so wäre ihr Eintrag ins Buch begründet, würden sie für die Nachwelt bewahrt. Aber Darmstadts alte Synagogen existieren nicht mehr. An sie erinnern nur noch Fotos, einige persönliche Geschichten und wenige Zeitungsberichte.

Die Jugendstil-Synagoge in der Bleichstraße war nicht nur Darmstadts schönste Synagoge, sondern auch eines der bemerkenswertesten Bauwerke der Stadt in den ersten zwei Jahrzehnten nach der Jahrhundertwende. Kein Reiseführer, kaum eine Stadtbeschreibung, in der das kuppelgekrönte Bauwerk nicht erwähnt und zur Besichtigung empfohlen wurde.

Der Darmstädter Architekt Georg Wickop, ein Professor der Technischen



Eindrucksvoll: Sie galt lange als Darmstadts schönste Synagoge. Den Entwurf für den Bau in der Bleichstraße zeichnete Georg Wickop.

Hochschule, hatte Konstruktion und Gestalt des Bauwerkes erdacht und gezeichnet. Der gebürtige Aachener lehrte seit 1895 an der Technischen Hochschule Architektur. Wickop, der viele Jahre auch als Denkmalschützer der Provinz Starkenburg für die Pflege von Ortsbild und historischer Bausubstanz zuständig war, hegte eine Vorliebe für handwerkliche Details. All seine Entwürfe orientierten sich an traditionellen Vorbildern und bautechnischen Möglichkeiten. Das Dekor beschränkte Wickop stets auf die handwerkliche Gestaltung lokaler Baumaterialien.

Mit Jugendstil nichts im Sinn

Sparsam mußte Planer Wickop mit dem Geld der Jüdischen Gemeinde haushalten. Nur mit Spenden wurde der Bau finanziert. Unter all diesen Voraussetzungen hätte die Jüdische Gemeinde kaum einen besseren Architekten beauftragen können: Georg Wickop war bekannt dafür, auf überflüssigen Pomp und Schmuck zu verzichten. Statt aufwendiger, zusätzlicher Dekorationselemente nutzte der Architekt Portale, Fensterumrandungen,

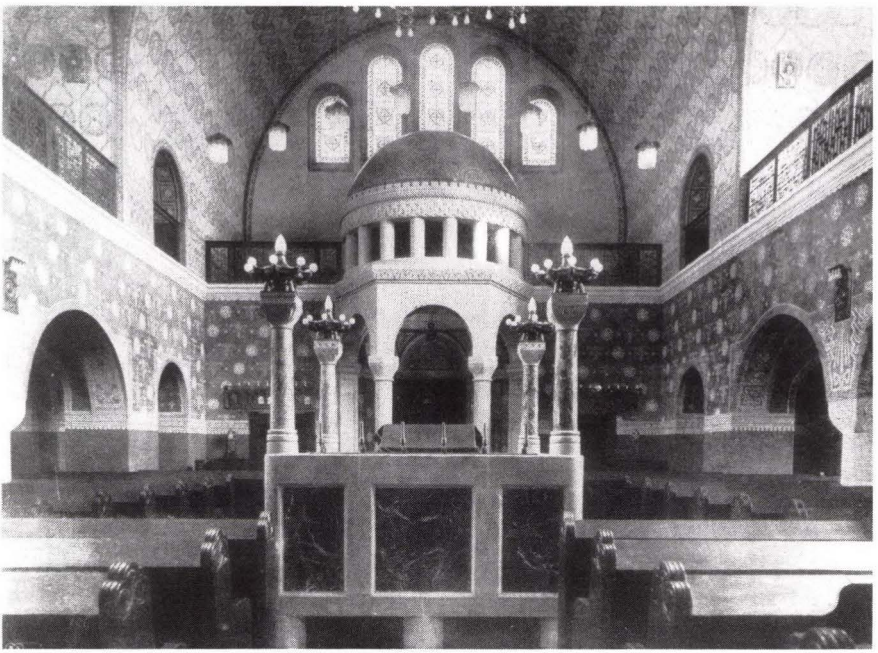
mehrfach abgewinkelte Dachflächen und Sockelverkleidung zur Zier seiner architektonisch schlichten Baukörper.
Professor Wickop stand damit im krassen Gegensatz zu den Idealen der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe. Während dort oben der Jugendstil seine Blüten trieb, konzentrierten sich Wickop und seine Kollegen von der Technischen Hochschule auf das Architekturvokabular der heimatlichen Bautradition nach mittelalterlichen Vorbildern. Formen und Dekorationen ihrer Entwürfe mußten aus dem Bau selbst entstehen, aus Funktion und Nutzung. Nachträglich angehängter Zierat und der wahllose Rückgriff auf historische Stilelemente waren diesen Traditionalisten verpönt. Weder mit der gerade überwundenen Epoche des Historismus noch mit dem ihrer Meinung nach exzessiven Jugendstil mochten Wickop und Gleichgesinnte in einem Atemzug genannt werden.
Georg Wickop hätte sich gegen die Einordnung seiner Architektur in die Kategorie Jugendstil verwahrt. Zu Recht, aus seiner Sicht. Doch die Zeit verdeutlicht Trends: Bauhistoriker reihen Wickops Architektur heute unter dem Oberbegriff Jugendstil in die Geschichte ein. Sie begründen ihre Einordnung mit dem Wunsch beider Architektengruppen, sowohl der Traditionalisten als auch der Jugendstilkünstler, durch junge Architekturformen ein neues Bauzeitalter zu beschreiben. Beide suchten nach Ablösung für die überholten Bauformen des Historismus; ihre Wege zur neuen Architektur unterschieden sich.
Form und Aufteilung der neuen Synagoge in der Bleichstraße entwickelte Georg Wickop aus der jüdisch-orthodoxen Tradition. Im Fachblatt „Der Baumeister" schrieb der Planer im Mai 1909 einen Beitrag über den von ihm entworfenen Bau. Vor allem durch das kleine Grundstück – rund 24 Meter breit und 27 Meter tief – wie auch durch die knappen Mittel sei er in seinen Möglichkeiten eng begrenzt worden. Der altertümliche Ritus mit seinen zahlreichen Vorschriften habe ihn als Planer stark gebunden.

Wickop im „Baumeister"

„Im Mittelpunkt der gottesdienstlichen Handlungen", so beschrieb der Professor selbst den Innenraum seines Baus, „steht bei diesem altehrwürdigen Kultus die Verlesung des Gesetzes vom Almemor aus, einem um drei Stufen erhöhten, kanzelartigen Aufbau, der inmitten der Gemeinde seinen Platz



Prächtig: Blick ins Innere der Synagoge. Baumeister Wickop schmückte den Raum mit farbigen Wandmalereien.

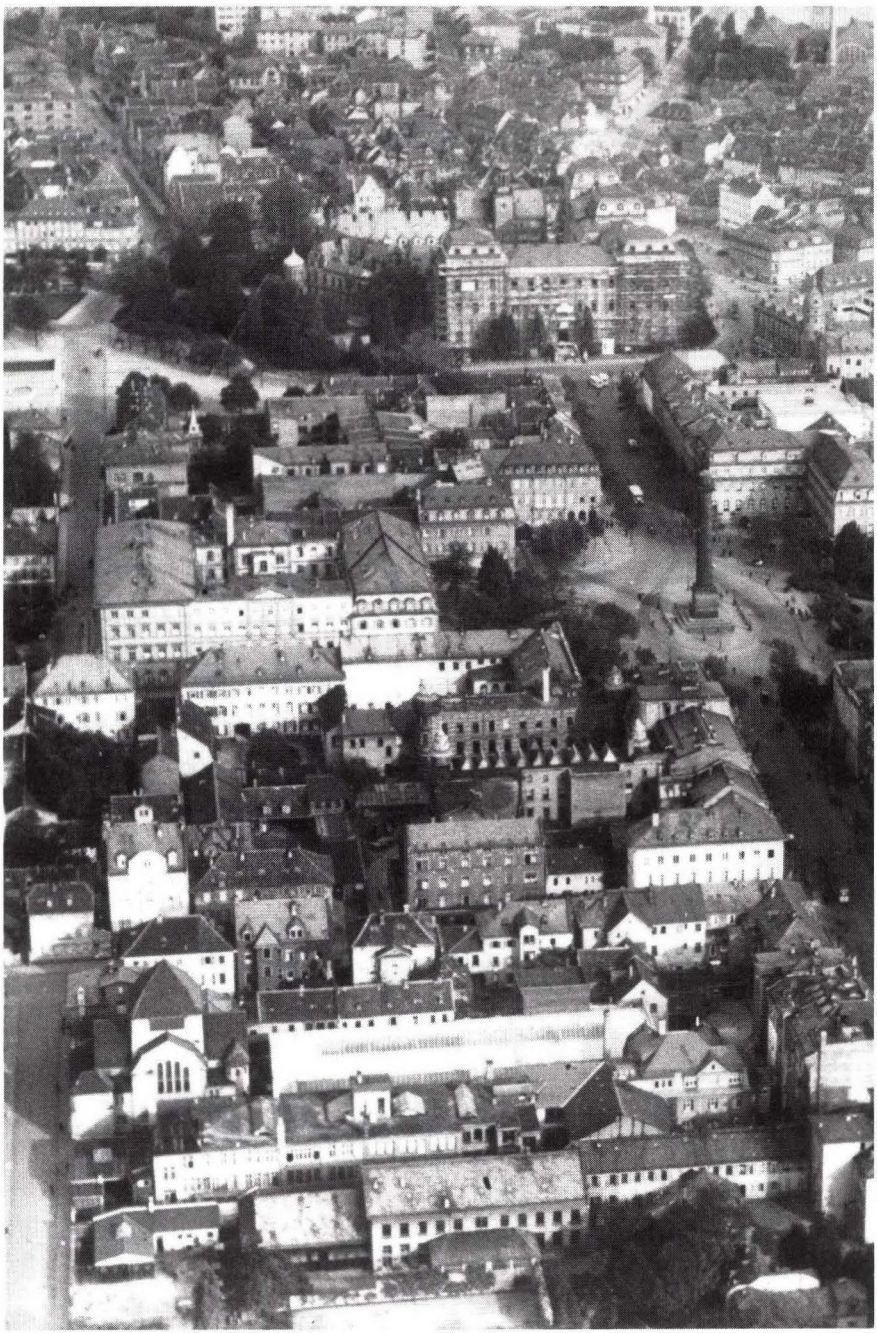


Zentral: Der mächtige Thoraschrein beherrschte die alte Synagoge.

hat. Vor dem Allerheiligsten haben die Kanzel des Rabbiners und das Pult des Vorsängers ihre Plätze, links und rechts die Sitze des Rabbiners und des Gemeindevorstandes. Über diesen sind auf beiden Seiten die Jahreszeitlichter angebracht, die zum Andenken an Verstorbene brennen."

Traditionellen Vorschriften zufolge trennte Georg Wickop Männer und Frauen im Gottesdienst. Im Erdgeschoß seiner Synagoge sah er insgesamt 300 Sitzplätze für die Männer vor. Die Frauen, 150 an der Zahl, saßen eher versteckt auf der Empore, durch schmiedeeiserne Gitter im Bronzeton den Blicken der Partner entzogen, die während des Gottesdienstes nicht abgelenkt werden sollten.

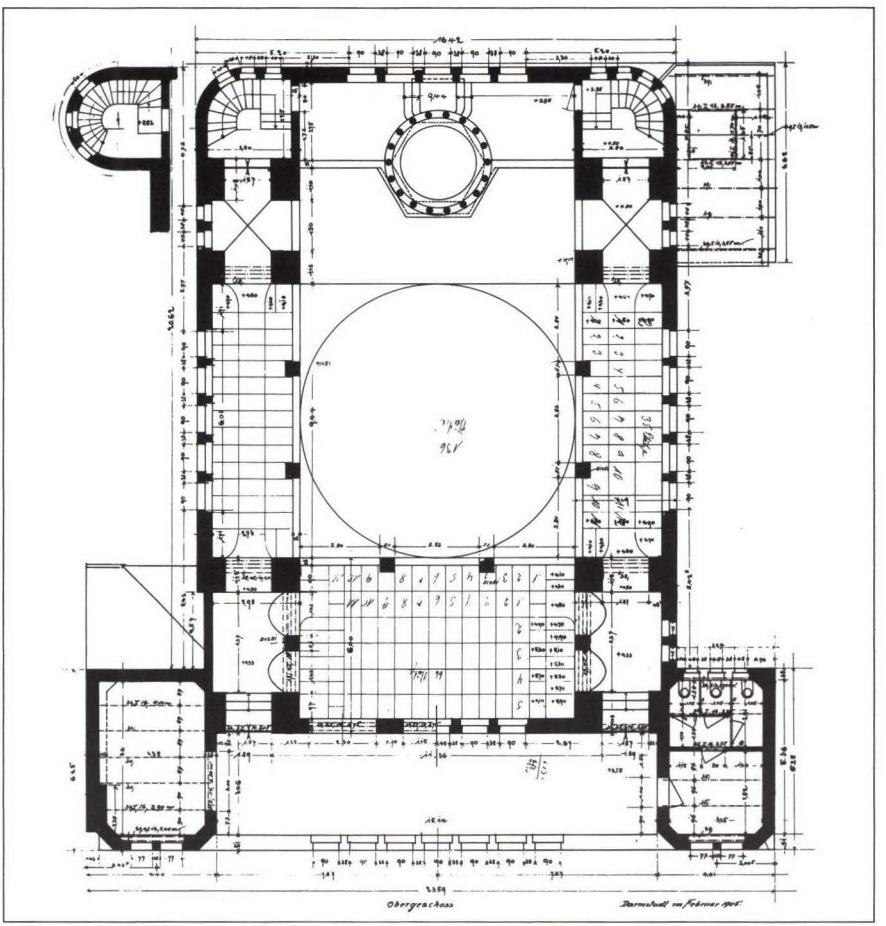
Ritus und Raumnot zwängten den Planer in ein enges Korsett. Auf fast quadratischem Grundriß versammelten sich alle Gläubigen um den Almemor. Wickop blieb nur eine Wahl: Er konzipierte seine Synagoge als Zentralbau. Die markante, weithin sichtbare Kuppel maß 9,45 Meter im Durchmesser. Gestützt wurde der massive Dachaufbau mit seinen zwölf Fenstern durch vier Tonnengewölbe, die an allen vier Seiten an Dachform und Fassadengestalt ablesbar waren. Unter dreien dieser Gewölbe saßen die Damen auf ih-



Markant: Links unten im Bild: Die Synagoge in der Bleichstraße. Die Aufnahme stammt aus den zwanziger Jahren.

rer Empore. Im Schutz des vierten Stützbogens ließ Wickop das Allerheiligste einbauen. Genau gegenüber dem Eingang und – der Tradition folgend – nach Jerusalem gerichtet.

Über die Lage des Thoraschrankes schrieb Georg Wickop 1909 im „Baumeister": „Dieses ist eine ungewöhnliche – und in Deutschland vielleicht zum ersten Mal ausgeführte Lösung – durch einen kleinen Rundtempel überbaut, der, unten sechseckig, sich an einen geschlossenen Emporeneinbau anlehnt, welcher in der Mitte den Thoraschrank, seitlich das Rabbinerzimmer und einen Geräteraum umschließt."



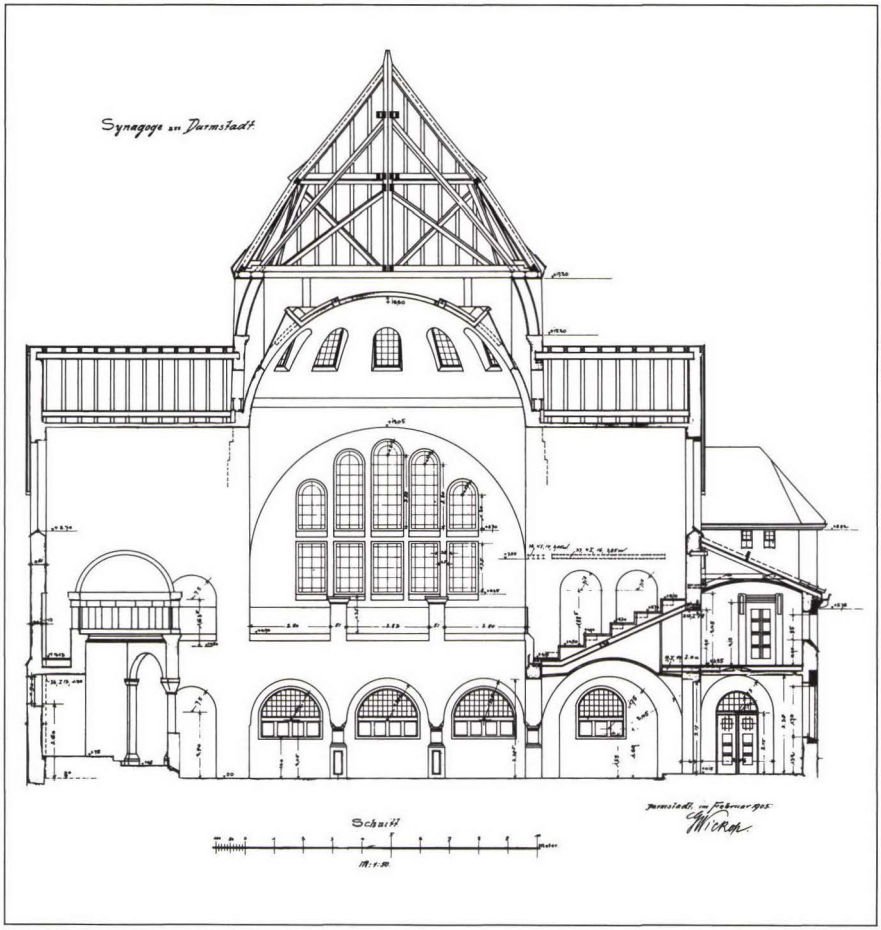
Informativ: Der Grundriß des Erdgeschosses. In der Mitte oben das Rondell des Thoraschrankes. Der große Kreis in der Mitte des Planes markiert die Lage der Dachkuppel.

Historische Form mit Zukunft

Der Thoraschrank mit der Rundkuppel gehört zu den schönsten architektonischen Details der Wickopschen Synagoge. Alfred Jacoby, Planer der neuen Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße, hat dieses Stück Baugeschichte für seinen Entwurf kopiert und an den Maßstab des neuen Gotteshauses angepaßt. Es ist das einzige historisierende Element, dem der Planer fast unverändert den Weg von der Baugeschichte in die Gegenwart ebnete.
Ähnlichkeiten zwischen den beiden Synagogen von 1906 und von 1988 entdecken aufmerksame Betrachter allerdings auch im Grundriß. Alfred Jacoby plante seinen Betraum ebenfalls unter einer zwölfteiligen Kuppel um den Almemor herum. Er orientierte sich dabei allerdings weniger an Wickopschen Vorgaben als vielmehr an der orthodoxen Gottesdienstordnung. Auch die Trennung von Männern und Frauen, die Ordnung der Sitzbänke auf der umlaufenden Empore und unten im Saal, erinnert ans bewährte Vorbild in der Bleichstraße.
Die neue Synagoge betreten Männer und Frauen gemeinsam, bevor sie sich zum Gottesdienst trennen. Bei Wickop war das anders. Sein Entwurf trennte Paare schon auf dem Trottoir der Bleichstraße: Die Frauen betraten den Bau durch die linke Tür, die zur Treppe und dann nach oben führte. Männern war der rechte Eingang vorbehalten. Die Garderoben lagen übereinander, zur Straße hin. Beide Eingänge hatte Wickop in Form kleiner Türme gestaltet. Diese mit Mönch-und-Nonne-Ziegeln gedeckten Portaltürmchen belebten zusätzlich die Dachlandschaft und blockierten den Blick neugieriger Passanten in die dahinterliegenden kleinen Höfe der Synagoge.

Grüner Marmor und Goldmosaik

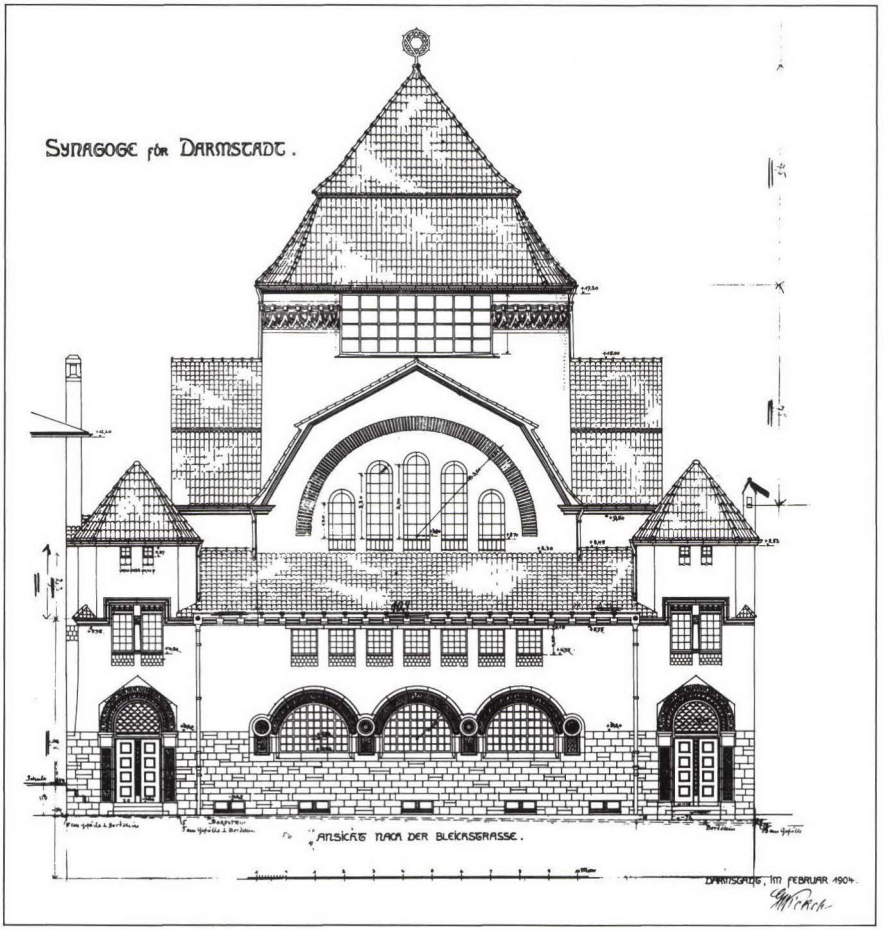
Schlaflose Nächte mag Georg Wickop die Statik seines Bauwerkes gekostet haben. Denn nur mit geschickt ausgeklügelter Konstruktion war die Ableitung der Schubkräfte aus der großen Dachkuppel ins Fundament möglich. Stahlbetonpfeiler und -decken trugen geduldig Gewichte, die konventionelles Mauerwerk zum Einsturz gebracht hätten. Nur bei den kleinen Kuppeln und den Außenwänden verließ sich der Baumeister auf traditionelle Ziegelsteine.



Durchgeschnitten: Der Querschnitt offenbart Höhen- und Größenverhältnisse.

Edel gestaltete Georg Wickop den Innenraum der Synagoge in der Bleichstraße. Almemor und Thoraschrank waren aus poliertem Kalkstein und dunkelgrünem Marmor. Die von 32 kleinen Säulchen getragene Kuppel des Allerheiligsten prangte in Goldmosaik. Im Kontrast zu den in kühlen Farbtönen angelegten Eingangsräumen präsentierte Wickop den Gebetssaal der Synagoge in warmem Goldbraun vor dem Hintergrund eines tiefviolettroten Teppichs.

Überwältigend muß die Wandmalerei in der Synagoge auf Betende und Besucher gewirkt haben. Großflächige Muster in Grün, Schwarz und Weiß zierten die Wände bis hinauf zum bronzefarbenen Gitter der Empore. Darüber



Original: Die Zeichnung wurde von Georg Wickop angefertigt und unterschrieben.

spannten sich die vier Tonnengewölbe im ockerfarbenen Dekor unter der mit goldenen Sternen und blaugrauen Wolken geschmückten Kuppel.
Johann Vincenz Cissarz, in den Jahren 1903 bis 1906 Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, entwarf die Fenster zu Wickops Synagogenplänen. Glasgemälde und Kirchendekorationen gehörten zu seinen Spezialitäten. 1904 hatte Cissarz an der Weltausstellung in St. Louis teilgenommen. Dieser Erfolg und seine eher konservative Kunstauffassung mögen Cissarz Wickop als Künstler empfohlen haben.
Traditionsreiche Darmstädter Firmen beteiligten sich an der Realisierung der Wickopschen Ideen: Das Bauunternehmen Wilhelm Ganss mauerte Wände

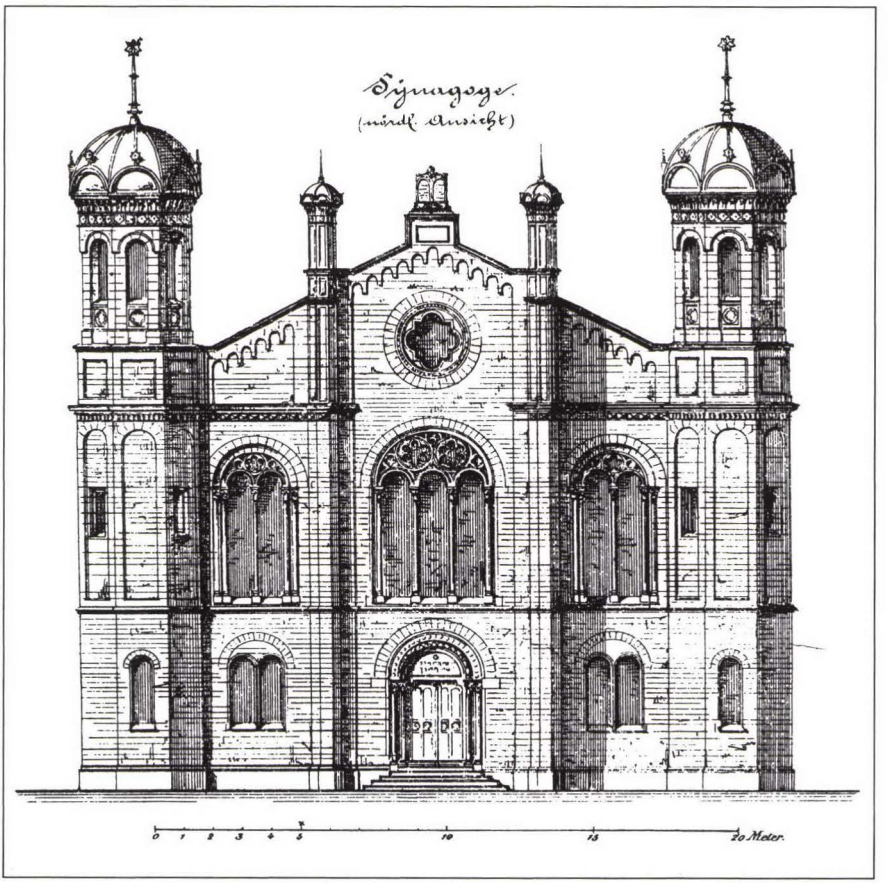
und zog Decken ein. Donges sorgte für stählerne Tragkonstruktionen, und um die Installationen kümmerten sich die Fachleute der Firma Nohl. Georg Wickop selbst hatte mit dem Bau der Synagoge nur noch wenig zu tun. Die Arbeit in der Baugrube und auf dem Gerüst überließ er anderen: Das renommierte Darmstädter Planerbüro Mahr und Markwort (später Markwort und Seibert) empfahl sich für die Bauleitung. Die beiden routinierten Fachleute garantierten die solide Ausführung der Wickopschen Vorlagen.

Spielraum für Köhler

Ähnlich hatte es schon Wilhelm Eduard Köhler gemacht. Der Kreisbaumeister, der seine Initialen unter den Entwurf für die liberale Synagoge in der Friedrichstraße geschrieben hatte, verließ sich beim Bau ganz auf seinen Mitarbeiter Stephan Braden. Gemeinsam mit Braden, der später zum Stadtbaumeister am Woog avancierte, hatte Köhler unter anderem das Landgerichtsgebäude entworfen. Stephan Braden selbst baute in den neunziger Jahren das erste Straßenbahndepot am Böllenfalltor.
1876, über zehn Jahre nachdem sich die Jüdische Gemeinde Darmstadts über Riten und Bräuche zerstritten und schließlich gespalten hatte, ließ sich die liberale Religionsgemeinschaft eine neue Synagoge bauen. Das alte Bethaus in der Kleinen Ochsengasse bot längst nicht mehr allen Platz. Und seine eher bescheidene Architektur gefiel den inzwischen selbstsicher gewordenen Mitgliedern der etablierten Jüdischen Gemeinde Darmstadts nicht mehr. Die neue Synagoge sollte ein stattliches Haus werden, ein prächtiger Bau, den die Gemeinde ihren christlichen Nachbarn vorführen konnte.
Eduard Köhler, 1822 in Darmstadt geboren, war über ein Amt in Bingen die Karriereleiter bis zum Kreisbaumeister in Darmstadt hinaufgeklettert. 1873, mit der Ernennung zum Kreisbaurat, erhielt er den Auftrag zum Neubau der Synagoge. Das Grundstück an der Ecke Friedrich- und Fuchsstraße grenzte ans damals gerade aufblühende Johannesviertel. Im Süden des Gründerzeitquartiers orientierte sich Köhler an der wilhelminischen Pracht der großen Wohnbauten.
Köhlers Entwurf erregte öffentliches Aufsehen. Der „Mittelrheinische Architecten- und Ingenieursverein", der sich 1875 zur Jahrestagung in Darmstadt traf, widmete dem damals noch unvollendeten Synagogenbau



Selten: Das Foto – vor 1904 aufgenommen – zeigt sowohl die liberale Synagoge als auch – siehe Pfeil – das alte Gotteshaus der orthodoxen Gemeinde, das 1906 durch den Bau von Wickop ersetzt wurde.

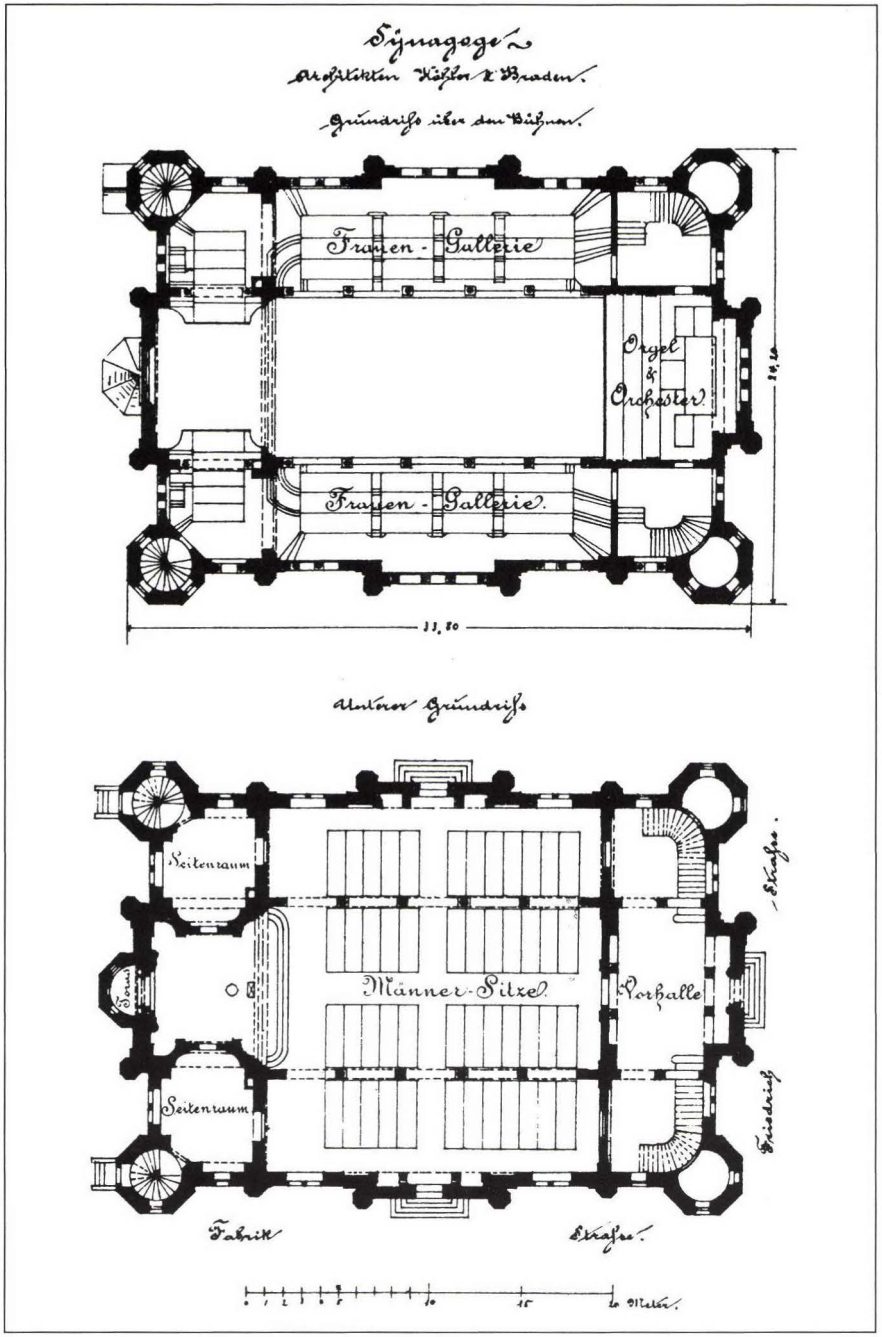


Detailliert: Die Fassadenzeichnung der liberalen Synagoge in der Friedrichstraße wurde 1875 im Skizzenbuch des „Mittelrheinischen Architecten- und Ingenieurvereins" publiziert.

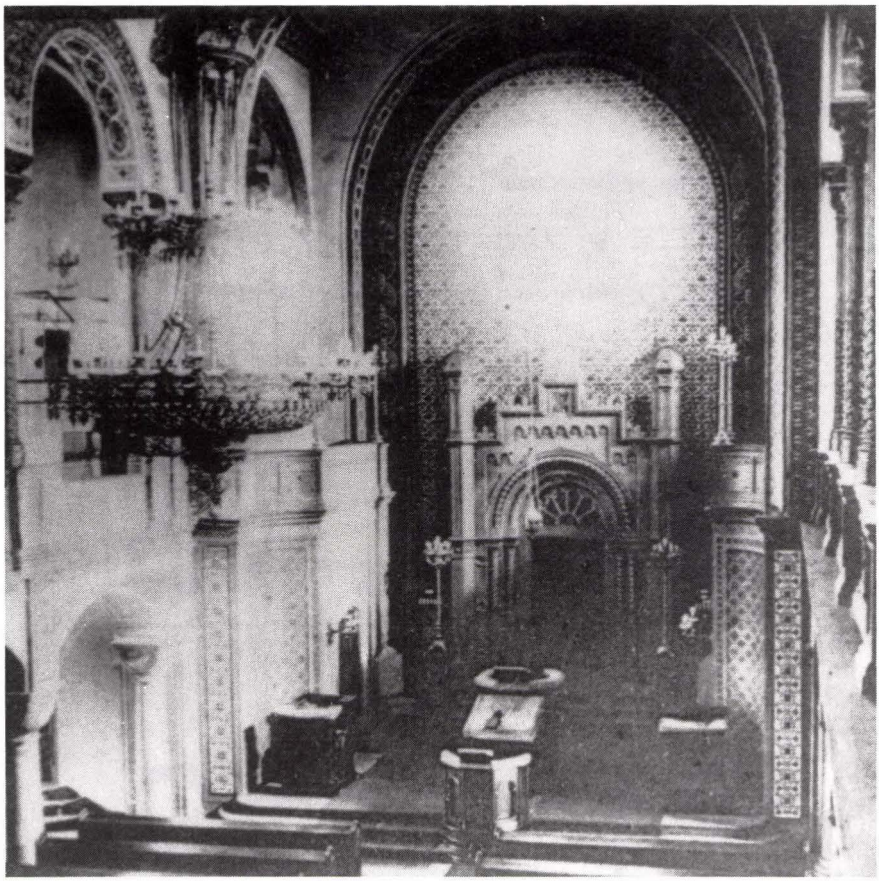
Beschreibung, Ansicht und Grundrißzeichnung in seinem „Skizzenbuch zur Erinnerung an die zweite Hauptversammlung des Vereins".

„Die Synagoge", so heißt es im Reprint, „ist im Jahre 1873 in Angriff genommen und zur Zeit noch im Bau begriffen." Auch über Form und Material informierte der Verein seine Mitglieder: „Der innere Raum ist durch zwei Säulenreihen, welche auf Stichbogen die Emporbühnen tragen, in drei Schiffe geteilt."

Eduard Köhler nutzte bei seiner Planung Spielraum, den ihm das liberale Bekenntnis der Religionsgemeinde einräumte. Die Gläubigen bestanden nicht länger auf dem zentralen Almemor. Nicht zur Mitte hin, sondern zum Vorlesepunkt an der Stirnseite der Synagoge orientierten sich die Betenden im



Getrennt: Auch in der liberalen Synagoge saßen Männer und Frauen nicht zusammen. Hier die Grundrisse von Erdgeschoß und Galerie.



Maurisch I: Der Innenraum der liberalen Synagoge Ecke Fuchs- und Friedrichstraße.

Gottesdienst. Baumeister Köhler zeichnete den Grundriß der Synagoge dreiteilig, mit einem hohen und stützenfreien Mittel- und zwei Seitenschiffen, in die er die Frauenemporen auf beiden Seiten einhängte.

Beispiel Kirchenbau

Eduard Köhlers Entwurf hatte eine Besonderheit: Vorlesepult und Allerheiligstes lagen erhöht auf einem Podest. Diese Anordnung muß sich der Baumeister bei Kirchen abgeschaut haben. Köhler brach mit dieser Gestaltung allerdings keine Tabus. Im Gegenteil: Gerade in den Gründerjahren orientierte sich Synagogenarchitektur in Deutschland häufig an christlichen Gotteshäu-



Maurisch II: Haupteingang zur liberalen Synagoge.

sern. In Anlehnung an den kirchlichen Hochaltar wurden das Allerheiligste und das Vorlesepult um einige Stufen erhöht und an der Schmalseite des Gebäudes eingebaut. Zulässig erschien diese Neuerung allerdings nur den liberalen Gemeinden. Orthodoxe Juden trennten sich nicht von traditionellen Vorbildern. In ihren Synagogen stand und steht der Almemor nach wie vor im Mittelpunkt des Betsaales.

Mit einer detaillierten Beschreibung orientierte der „Mittelrheinische Architecten- und Ingenieursverein" seine Mitglieder über das zukünftige Aussehen der neuen Synagoge: „Sämtliche Außenflächen", so nahm die Broschüre schöne Zukunft vorweg, „sind mit sauber gerichteten rothen Sandsteinen verkleidet. Die Dächer des Schiffs sind mit Schiefer, diejenigen der Ecktürme mit Zink eingedeckt." Nirgendwo sonst wurde diese Synagoge so eingehend beschrieben. Über Materialwahl und Farbgebung im Innern liegen heute keine verläßlichen Beschreibungen mehr vor.

Köhler, dessen Entwurf später von Stephan Braden bis in die Details ausgearbeitet wurde, griff bei der Gestaltung der liberalen Synagoge ziemlich hemmungslos in die Kiste historischer Versatzstücke. Kaum ein Zitat neuromanischer Architektur ließ er aus beim Schmuck der viertürmigen Synagoge an der Friedrichstraße. Was dabei herauskam, das bezeichnen Bauhistoriker heute als Historismus, weniger Orientierte haben einen kritischeren Ausdruck: Zuckerbäckerstil!

Aber Eduard Köhler und seine Auftraggeber maßen ihre Ideen an ihrer Umgebung. Wie stets in der kurzen Baugeschichte der Juden in Deutschland, so versuchte auch die liberale Religionsgemeinde in Darmstadt, ihr Gotteshaus möglichst an die Umgebung anzupassen. Der romanische Stil, den die Gründerzeit neben Gotik, Renaissance und Barock wieder im Stadtbild zuließ, erinnerte zudem an orientalisch-maurische Architektur, eine Stilrichtung, die Erinnerungen an das Ursprungsland des Judentums in Vorderasien weckt.

Am 24. Februar 1876 weihte die liberale Religionsgemeinde ihre neue Synagoge in der Friedrichstraße ein. Dabei war der Reporter des Darmstädter Tagblatts, der die Einzelheiten sorgfältig für seine Leser notierte. Er lobte die geschmackvolle neue Synagoge, das geräumige Innere und die brillante Beleuchtung. Nähere Baudetails erschienen ihm leider der Notiz nicht wert und sind deshalb nicht überliefert. Wohl aber die Namen erlauchter Gäste: Prinz und Prinzessin Ludwig, die Battenbergs und die Schönbergs waren zum Er-

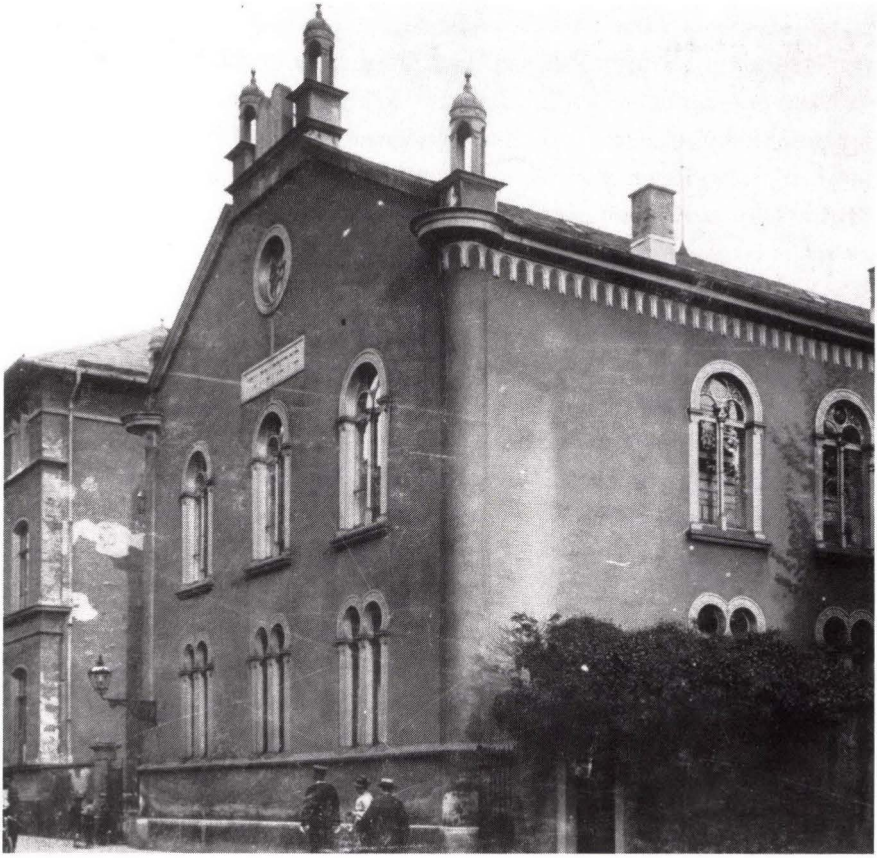
eignis gekommen. Rabbiner Dr. Landsberger segnete mit Unterstützung einiger Kollegen die Thorarollen ein, und Kreisbaumeister Köhler überreichte nach kurzer Ansprache den Schlüssel zur Heiligen Lade. In seiner Weihepredigt beschäftigte sich der Rabbiner vor allem mit den drei Sprüchen, die über den Haupteingängen der neuen Synagoge eingraviert standen: „Dieses Haus soll sein ein Gebethaus für alle Völker der Erde." „Gesegnet sei, der da kommt im Namen Gottes" und „Die Pforte führt zu Gott".

Alte Synagoge fast vergessen

Nur eine alte Postkarte erinnert an Innenraum und Außengestalt eines eher bescheidenen Gotteshauses, das 1873 von der orthodoxen Gemeinde eingeweiht worden war. Diese Synagoge, von der nicht einmal mehr bekannt ist, wer ihren Plan eigentlich entworfen hatte, stand nur gut vier Jahrzehnte lang, dann wurde sie abgerissen und wich dem großen Neubau von Georg Wickop.

Am 22. August 1873, um 5 Uhr nachmittags, war die Gemeinde von ihrem alten Domizil in der Kleinen Ochsengasse in dieses neue Bethaus eingezogen. Hohe Gäste durften nicht fehlen: Mitglieder des Kreisamtes und der städtischen Behörden gaben der Gemeinde die Ehre. Der prächtig geschmückte Tempel, so notierte der Berichterstatter des Frag- und Anzeigeblattes damals, war überfüllt. Nach der Segnung der Thorarollen hielt Rabbiner Dr. Marx die Weihepredigt. „Die treffliche Predigt, welche namentlich auch den hohen Werth des Friedens unter den einzelnen Religionsgenossenschaften hervorhob, mußte auch auf die anwesenden Nichtisraeliten einen tiefen Eindruck machen", notierte der Berichterstatter des Frag- und Anzeigeblattes, „und hörten wir mehrfach den Wunsch äußern, daß dieselbe durch Druck auch in weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möchte." Ob die Rede tatsächlich gedruckt wurde, das läßt sich heute nicht mehr sagen. Rabbiner Landsbergers Rede dagegen, die er drei Jahre später zur Einweihung der liberalen Synagoge in der Friedrichstraße hielt, wird heute vom Stadtarchiv aufbewahrt.

Grundrisse von der ersten Synagoge in der Bleichstraße sind nicht überliefert, aber eine Innenaufnahme erlaubt Rückschlüsse auf die Gestaltung des Innenraumes. Wie stets, saßen Männer und Frauen getrennt. Die Frauen hat-



Bescheiden: Die erste Synagoge von 1873 in der Bleichstraße. Links daneben das Schulhaus, das beim Abriß dieser Synagoge 1904 stehenblieb.

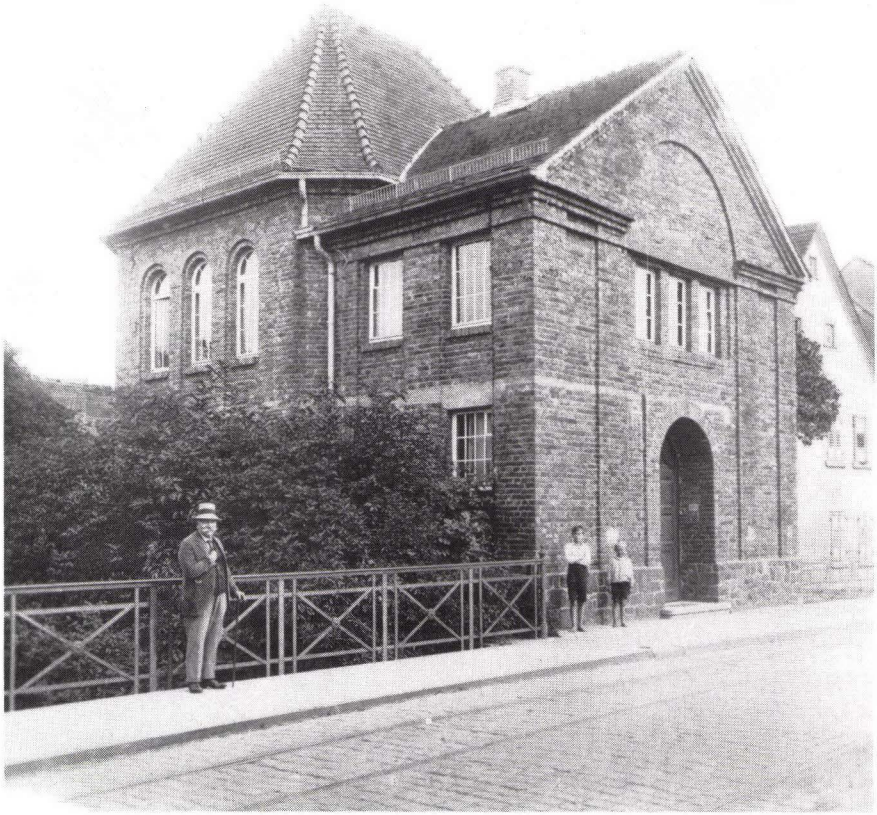
ten ihre Plätze auf der Galerie im ersten Stock. Sie saßen auf zwei seitlichen Emporen, durch einen schmalen Lichtraum getrennt, der ihnen kaum den Blick nach unten erlaubte, wo die Männer den Gottesdienst zelebrierten.
Die Inneneinrichtung wie auch die Fassadengestaltung der Synagoge erinnern an orientalisch-maurische Architektur. Das ist typisch für die deutschen Synagogen dieser Zeit. Im Laufe von nur rund zwei Jahrhunderten hatten die Juden in Deutschland wenig Gelegenheit, eine eigene Synagogenarchitektur zu entwickeln. Unter gesetzlichem und gesellschaftlichem Druck gaben sich die Gemeinden nach außen hin eher bescheiden und unauffällig. Die ersten Synagogen in der Kleinen Ochsengasse und Arheilgen sind dafür Beleg. Von der Straße her waren sie entweder gar nicht zu sehen, oder sie glichen Wohnhäusern, was sie ursprünglich gewesen waren.



Eng: Die orthodoxe Gemeinde wuchs schnell. 1904 war im Innern kein Platz mehr für alle Gemeindemitglieder.

Eberstadt und Arheilgen

Im Gegensatz zu ihren Darmstädter Glaubensbrüdern unterhielten die Eberstädter Juden Schule und Synagoge in populärer Lage, unmittelbar an der Modaubrücke. Dort hatten die Eberstädter Bürger 1564 ihr Rathaus gebaut. 1847 kaufte die Jüdische Gemeinde den Bau als Schule, Betraum und Wohnung des Religionslehrers. 1914 wurde das ehemalige Rathaus durch eine neue Synagoge ersetzt. Die Bauarbeiten begannen noch vor dem Ersten Weltkrieg, 1915 wurde die Synagoge eingeweiht. Ein einziges Foto erinnert noch an diesen Bau. Die Ansicht zeigt nur die Straßenfassade. Über dem Eingang sollen die Unterrichtsräume gelegen haben. Auf der Rückseite, gen Osten, die eigentliche Synagoge unter einer Kuppel. Auch in Eberstadt saßen Männer und Frauen getrennt auf zwei Etagen.



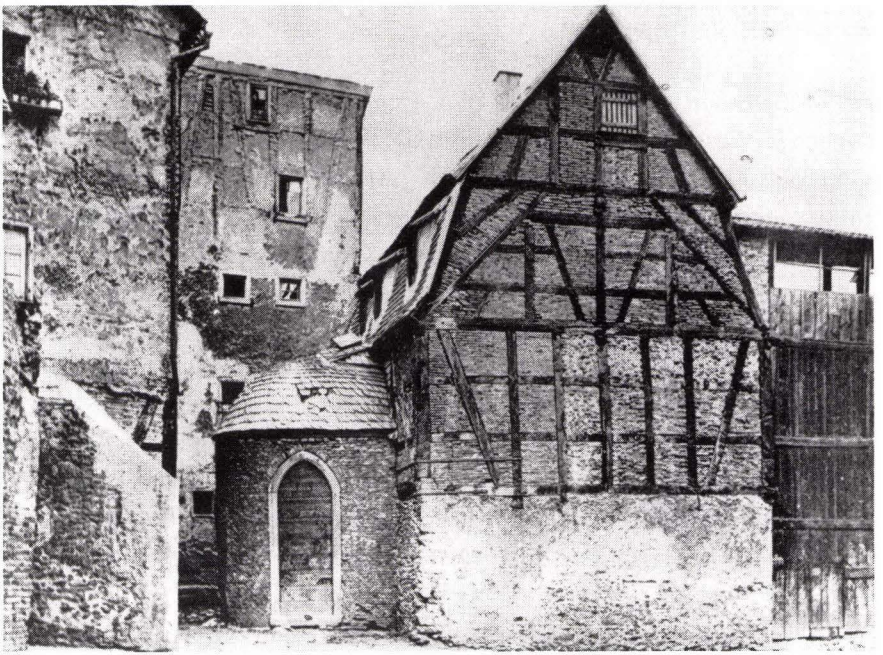
Ländlich: Die Synagoge in Eberstadt wurde 1915 eingeweiht. Vorne links im Bild der Stifter des Gotteshauses, Hermann Nathan-Gernsheimer. Seine Enkelin, Alice Rothschild, lebt heute wieder in Darmstadt.

Spärliche Informationen erinnern an die „Judenschule" mit Betraum in Arheilgen. Dabei hatte diese kleine Synagoge, die äußerlich nicht mehr als ein Wohnhaus war, die Pogromnacht sogar überstanden. Spielende Kinder, so wird erzählt, hätten sie erst Jahre später beim Zündeln in Brand gesteckt. Mauerwerksreste, längst in ein neues Wohnhaus integriert, zeugen heute noch von der Existenz der Arheilger „Judenschule" in der Kleinen Brückengasse 14.

Nur ein Foto dokumentiert Existenz und Aussehen der ersten Synagoge der orthodoxen Religionsgemeinschaft in der Darmstädter Altstadt. Das Foto stammt allerdings aus dem Jahre 1905. Damals war die Synagoge in der Kleinen Ochsengasse 14 als Gebetsort längst aufgegeben worden.

Gottesdienst im Hinterhaus

Vor knapp dreihundert Jahren – 1695 – wurden in Darmstadt die ersten jüdischen Gottesdienste abgehalten. Am 21. August 1695 erging die Verordnung, den Juden Darmstadts sei es nun gestattet, sich zum Gottesdienst zu treffen. Die Genehmigung, die endlich religiöse Gleichberechtigung gebracht hätte, hatte allerdings einen Haken: Gottesdienste durften nur in Privathäusern abgehalten werden, abseits der öffentlichen Wege und ohne jegliche Störung der Nachbarschaft.
Die Gemeinde zog sich in das Wohnhaus ihres Mitgliedes Hirtz zurück, wenn auch nicht lange, denn bereits zehn Jahre später, 1705, überwarf sich Hirtz mit der Gemeinde, allen voran mit dem Rabbiner. Im Streit zog die jüdische Schule aus und übersiedelte ins Hinterhaus des Hofjuden Baruch Löw. Auch dort genoß die Gemeinde nur wenige Jahre Asyl. 1714 starb Baruch Löw, und die Schule änderte erneut ihre Adresse. Die Gemeinde traf sich von da an bei Benedict David.
Zwanzig ruhige Jahre lang versammelten sich die Darmstädter Juden im Haus von Benedict David. Nach Davids Tod spürte dessen Sohn offensichtlich wenig Neigung, die inzwischen für sein kleines Wohnhaus viel zu groß gewordene Gemeinde ständig um sich zu haben. 1735 zogen Darmstadts Juden die Konsequenz. Sie kauften ein Haus im Hof der Kleinen Ochsengasse 12 und ließen es in zweijähriger Arbeit zur ersten Darmstädter Synagoge umbauen. Das Unternehmen stieß nicht nur auf Gegenliebe. Der damalige Bürgermeister und der Rat versuchten, das Vorhaben zu hintertreiben. Sie hatten allerdings keinen Erfolg – der Landgraf persönlich setzte sich für den Bau der Synagoge ein. Am 4. Juni 1737 wurde das Gebetshaus in der Kleinen Ochsengasse eingeweiht.
Bis zum Jahre 1863 besuchten die Darmstädter Juden diese Synagoge. Dann kam es zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der liberalen Religionsgemeinde und der orthodoxen Gruppe, der Israelitischen Religionsgesellschaft. Letztere zog aus der gemeinsamen Synagoge aus und hielt ihren Gottesdienst zunächst wieder in Privathäusern ab. 1864 kauften die Orthodoxen ein Grundstück in der Kleinen Ochsengasse 14. In einem Hinterbau, nur durch einen Hof von der bisherigen Betstätte getrennt, trafen sie sich zum eigenen, separaten Gottesdienst.



Nostalgisch: Die erste Synagoge in der Kleinen Ochsengasse, aufgenommen zu Beginn dieses Jahrhunderts, als sie längst kein Gotteshaus mehr war.

1873 schließlich war die räumliche Spaltung der beiden Glaubensgruppen perfekt: Die Orthodoxen bauten ihre neue Synagoge in der Bleichstraße. Die Liberalen gaben Eduard Köhler den Auftrag zum Entwurf der stattlichen Synagoge in der Friedrichstraße.

In diesen Jahren erlebte nicht nur Darmstadt seinen Synagogenbauboom. In ganz Deutschland ließen sich jüdische Gemeinden neue und schönere Gotteshäuser bauen. Die Jahrhunderte bescheidener Zurückhaltung schienen endgültig vorbei. Die Suche nach deutsch-jüdischer Architektur begann. Zunächst waren die Architekten der neuen Synagogen auf fremde, nichtjüdische Architekturvorbilder angewiesen. Aus dem reichen Stilrepertoire des Historismus, mit romanischen Rundbögen und orientalischen Minaretten, stellten sich Deutschlands Juden ihre schönsten Synagogen zusammen.

Wie vor gut hundert Jahren, so ist auch die neue Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße ein typisches Kind ihrer Zeit. Ihr Architekt hat moderne Architekturformen mit traditionellen Baustoffen harmonisch kombiniert. Die Grundrisse und Raumfolgen im Innern entsprechen orthodoxer Tradition. Die Gestalt ist eher international. Ob und wann diese neue Synagoge einmal

zum Baudenkmal wird, das läßt sich erst in einigen Jahrzehnten sagen. Bis dahin aber steht sie auf der Liste bemerkenswerter Bauwerke in dieser Stadt. Mancher Reiseführer, viele Stadtbeschreibungen werden sie zur Besichtigung empfehlen.

Prof. Dr. Eckhart G. Franz
Leitender Direktor des Hessischen Staatsarchivs in Darmstadt

Jüdische Geschichte in Darmstadt

In Majdanek, Auschwitz und Theresienstadt verlieren sich die letzten Spuren der alten Gemeinde – Nur wenige kehrten zurück

Vor fast 50 Jahren, im November 1939, mehr als ein Jahr nach dem barbarischen Fanal der Synagogen-Brände, denen auch die jüdischen Gotteshäuser Darmstadts zum Opfer gefallen waren, schlug Kaufmann Adolf Kahn im Vorstand der durch Auswanderung, Flucht und erste Verhaftungen auf wenige hundert Mitglieder zusammengeschmolzenen „Jüdischen Kultusvereinigung Darmstadt" vor, man solle die Geschichte der Gemeinde dokumentieren, solle „Material zum Gedächtnis großer Darmstädter Juden sammeln". Der Antrag Kahns, laut Protokoll „dankbar aufgenommen", ist wichtig als Zeugnis dafür, daß er und seine Freunde sich noch damals, nach Jahren der Erniedrigung und Verfolgung durch den NS-Staat, als „Darmstädter Juden", als „Darmstädter Bürger" gefühlt haben, die an die Mitwirkung ihrer Vorfahren an der Geschichte dieser Stadt erinnern wollten. Das vor einigen Jahren von der Stadt Darmstadt herausgegebene Gedenkbuch „Juden als Darmstädter Bürger" hat sich im Vorwort auf dieses Vermächtnis berufen.
Schon in der Römerzeit mögen jüdische Kaufleute aus den Legionsstädten am Rhein auf der „platea montana", der späteren Bergstraße und auf den Etappenstraßen zum Limes auch durch Ried und Odenwald gezogen sein. Jüdische Familiennamen wie Mainzer, Speyer und Wormser, Oppenheimer und Trier, die sich später auch in Darmstadt finden, erinnern an die bis in die Zeiten Kaiser Konstantins zurückreichende Geschichte der jüdischen Gemeinden am Rhein. Für die deutschen Juden des Mittelalters, die als „kaiserliche Kammerknechte" zumindest theoretisch den besonderen Schutz des Reiches genossen, wechselten Zeiten erfolgreicher Mitwirkung am Wirtschaftsleben, Grundlage einer wissenschaftlich-kulturellen Blüte, die sich in den künstlerisch gestalteten hebräischen Handschriften der Darmstädter Bibliothek niedergeschlagen hat, mit periodischen Wellen der Verfolgung, die zur Vertreibung der Juden aus England, Frankreich und Spanien geführt haben.

Als Kaiser Ludwig der Bayer den ums Reich verdienten Grafen von Katzenelnbogen 1330 das erbetene Stadtprivileg für ihre Burgsiedlung Darmstadt erteilte, erhielten sie gleichzeitig das Recht, in ihren Städten und Festungen bis zu 24 Judenfamilien aufzunehmen. Die Anfänge der jüdischen Gemeinden in Groß-Gerau und Zwingenberg reichen wohl bis in jene Zeit zurück. In Darmstadt und Arheilgen lassen sich in den Jahren nach der Reformation, als das Jahrmarkts-Privileg von 1529 der wirtschaftlichen Entwicklung neuen Auftrieb gab, erstmals ortsansässige Juden nachweisen, allerdings nur für wenige Jahre, da die restriktiven Judenordnungen des sonst so toleranten Landgrafen Philipp ein endgültiges Fußfassen erschwerten. Nachdem Philipps jüngster Sohn Georg 1567 erster Landgraf von Hessen-Darmstadt geworden war, finden sich jedoch weitere Belege für die Ansiedlung landgräflicher Schutzjuden im Bannkreis der nunmehrigen Haupt- und Residenzstadt. Neue judenfeindliche Verordnungen erfolgten. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der die Stellung der jüdischen Geldverleiher und Heereslieferanten gestärkt hatte, konnten die eifersüchtigen Bürgerdeputierten im Hessischen Landtag noch einmal eine generelle Vertreibung aus den größeren Städten durchsetzen. Angesehene jüdische Familien Hessens, die Messel, Pfungst oder Wolfskehl, nannten sich nach den Dörfern des Umlands, in die sie damals verbannt wurden.

Die eigentliche Geschichte der Darmstädter Judengemeinde beginnt in den Jahren des kunst- und prunkliebenden Landgrafen Ernst Ludwig, der für den Ausbau seiner Barock-Residenz auf die Mitwirkung jüdischer Finanziers und Kaufleute angewiesen war. Hoffaktor Meyer Kassel lieferte die „französischen Komödienwaren" für das 1710 neueröffnete Hoftheater. Im gleichen Jahr wurde die jüdische Begräbnisbruderschaft für den Judenfriedhof unweit des künftigen Orangeriegartens in Bessungen gestiftet, nachdem im Jahr zuvor mit Rabbi Michael Bacharach aus dem böhmischen Nachód erstmals ein eigener Rabbiner für die Darmstädter Judenfamilien berufen worden war, zuverlässiger Beleg dafür, daß die Gemeinde nun stark genug war, um den für den jüdischen Gottesdienst notwendigen „Minjan" von zehn erwachsenen Männern zu bilden. In Meyer Kassels Haus in der Großen Ochsengasse wurde 1737 die erste Synagoge eingerichtet. Als Ernst Ludwig ein Jahr später sein goldenes Regierungsjubiläum feierte, gab es einen eigenen Festgottesdienst in der „Judenschule", die ebenso wie die Häuser der jüdischen



Schmucktransparent zu Ehren des Landesherrn.

Kaufleute mit hebräisch und deutsch beschrifteten Schmucktransparenten zu Ehren des Landesherrn behängt war. Die Darmstädter Judenschaft bildete inzwischen ein eigenständiges Element in der bürgerlichen Bevölkerung der Stadt, die damals rund 3000 Einwohner zählte. Neben den wohlhabenden Hoffaktoren und Kaufleuten, die im Handel mit Tuchen, Kleidern, mit Vieh und mit Leder, mit Salz oder mit Tabak oft weitgespannte Handelsbeziehungen unterhielten, gab es eine Reihe kleinerer Händler und Hausierer, nur vereinzelt Handwerker, den für das koschere Schlachten notwendigen Metzger, den Gastwirt der jüdischen „Garküche" und den aus Trebur zugezogenen Hofgoldsticker Wolf, der die barocken Uniformen verzierte.
Juristisch waren die Juden noch immer „Schutzjuden" mit geminderten Rech-

ten, denen an sich sogar der Erwerb von Grund- und Hausbesitz untersagt war, obwohl die Mehrzahl der Darmstädter Juden damals längst eigene Häuser besaß, am Birngarten oder im Umkreis der Synagoge in der Altstadt. Trotz fortdauernder Ressentiments – selbst der kluge und fortschrittliche Staatsminister Friedrich Karl von Moser schrieb einmal, man müsse sich in den Staatsfinanzen „von den Blutigeln, den Juden, losmachen" – suchte der aufgeklärte Absolutismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Juden stärker als bisher in die Bevölkerung zu integrieren, in die äußeren Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft einzupassen. Zur „Hauptreformation der Juden und ihrer Einrichtungen", die der 1783 neuernannte Landjudenschaftskommissar Georg Konrad Stockhausen konzipierte, gehörte unter anderem die Anordnung, daß alle Protokolle und Steuerrechnungen, aber auch die privaten Geschäftsbücher der jüdischen Kaufleute, künftig nicht mehr auf Hebräisch, sondern auf Deutsch zu führen waren. Man feierte die ersten jüdischen Schüler im Darmstädter Pädagog und die Verleihung des Bürgerrechts der Residenz an zwei junge Uhrmachermeister, Söhne aus Darmstädter Judenfamilien, die auf Kosten der landgräflichen Schatulle einen „bürgerlichen Beruf" erlernt hatten.

Den eigentlichen Durchbruch zur sogenannten „Emanzipation" der Juden brachte jedoch erst das 19. Jahrhundert, die Ablösung der aus dem Mittelalter überkommenen Staats- und Gesellschaftsordnung unter dem Einfluß der französischen Revolutionsideen des Jahres 1789. Die dort verkündeten Grundsätze, Gleichheit aller Einwohner als Staatsbürger, Gleichberechtigung aller Religionen, Gewerbefreiheit und Abschaffung bisheriger Zunftschranken und Privilegien, wurden vom Rechts- und Verfassungsdenken des konstitutionellen Liberalismus in Deutschland aufgegriffen. Entscheidend wurde die wirtschaftliche Entwicklung. Die Vermögen der jüdischen Kaufleute Darmstadts waren bereits mit den Militärlieferungen der napoleonischen Kriege deutlich angewachsen. Schon vor Inkrafttreten der neuen Verfassung des Großherzogtums, die ausdrücklich die Aufnahme auch „nichtchristlicher Glaubensgenossen" in Staats- und Ortsbürgerrecht vorsah, hatte der Darmstädter Stadtrat fast zwei Dutzend jüdischen Kaufleuten die Stadtbürgerschaft zuerkannt.

An der wirtschaftlichen Umgestaltung im Zeichen der in Hessen nur zögernd durchgesetzten Industrialisierung hatte das Darmstädter Judentum, das hier

gebotene Chancen nutzte, maßgeblichen Anteil. Als die handwerkliche Produktion durch die neuen, industriellen Manufakturwaren abgelöst wurde, übernahm der jüdische Handel den Vertrieb. Es gab eine rasch wachsende Zahl jüdischer Kleider- und Schuhgeschäfte, Läden für Eisen- und Haushaltswaren, Spielwaren- und Möbelgeschäfte. Firmen wie die Hofmöbelhandlung Trier, die später eine der im Zeichen des Jugendstils bekanntgewordenen Möbelfabriken aufbaute, „Eisen-Trier" und das Textilgeschäft Hachenburger auf der Unteren Rheinstraße gehörten für mehr als ein Jahrhundert zu den angesehensten Geschäftsadressen Darmstadts. Das erste Darmstädter Kaufhaus der Gebrüder Homberger im einstigen Prinz-Georgs-Palais am Markt wurde später durch die aus Michelstadt kommenden Gebrüder Rothschild übernommen, für die Georg Wickop dann den eindrucksvollen Kaufhaus-Neubau am Markt errichtete.

Wie die Triers engagierten sich jüngere jüdische Kaufleute zum Teil selbst in der Fabrikation. Die schon in den Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts von Sohn und Neffe des Hofbankiers Hirsch Raphael Kaulla begründeten Wachslichter- und Tabakfabriken gehörten zu den ersten Fabrikbetrieben Darmstadts. Weitere Gründungen der industriellen Frühphase waren die Streichholzfabriken Bessunger und Reichenbach und die Maschinenfabrik Heinrich Blumenthals, der dann in der eigentlichen „Gründerzeit" mit einer eigenen Grundstücksgesellschaft das heutige Johannesviertel baute. Alte Darmstädter wissen noch, daß es ursprünglich Blumenthal-Viertel hieß. Der mit der Industrialisierung verstärkte Geldumlauf, Kredit- und Anlagebedarf, verstärkte die traditionelle Rolle des jüdischen Geld- und Bankgeschäfts. In den 1860er und 70er Jahren gab es zeitweilig neun oder zehn jüdische Privatbanken in Darmstadt, die meisten, Wolfskehl und Ferdinand Sander, Reichenbach, Gerst und Neustadt, auf der schon damals zur Bankenstraße ausgebauten Rheinstraße. Gründung jüdischer Financiers war auch die erste moderne Großbank in Deutschland, die 1852 vorrangig für die Eisenbahnfinanzierung errichtete „Bank für Handel und Industrie" (später Darmstädter Bank), deren Geschäftshaus heute als Baudenkmal jener Gründerjahre unter Schutz steht.

Mit zunehmendem wirtschaftlichen Einfluß gewannen die führenden jüdischen Geschäftsleute, nachdem die Revolution von 1848 letzte rechtliche Schranken beseitigt hatte, auch wachsendes Gewicht im politischen und ge-

Joseph Trier

Hofmöbelfabrik

25 Wilhelminen-Strasse 25

Hoflieferant der Höfe von:

Hessen .·. Russland .·. Niederlande .·. Coburg

Geschmackvollste Ausstellung moderner Wohnungseinrichtungen

Kunstsalon

Orientalische Teppiche ◦ Kuriositäten

Französische Bronzen

erster Künstler

Zum Besuche meines neuen Ausstellungshauses lade höflichst ein

Bei Entnahme ganzer Einrichtungen liefere ich franko nach jeder deutschen Eisenbahnstation

Garantie für beste Arbeiten

Logisnachweisungsbureau

Anzeige der Hofmöbelfabrik Joseph Trier.

sellschaftlichen Leben. Seit den 1860er Jahren wirkten Bernhard Trier, dann auch Heinrich Blumenthal und Otto Wolfskehl im Darmstädter Stadtrat. In der Handelskammer Darmstadt haben jüdische Kaufleute und Bankiers seit der Gründung 1862 eine wichtige Rolle gespielt. Otto Wolfskehl war Kammerpräsdent, aber auch langjähriger Abgeordneter der nationalliberalen Regierungspartei und Vizepräsident des Hessischen Landtags. Mäzenatisches Wirken im künstlerisch-kulturellen Bereich kam hinzu. Wenn die Söhne der jüdischen Wirtschaftsführer Kunst und Wissenschaft zum Beruf machten – wie der Darmstädter Bankierssohn Alfred Messel wurde auch einer der Wolfskehl-Söhne Architekt, der andere, Karl Wolfskehl, Schriftsteller und Dichter –, so gab es auch hier bereits eine eigene Tradition. Vererbung künstlerischer Begabung dokumentieren die Familien Hachenburger und Schlösser. Herz Hähnle Hachenburger, dessen Vater schon 1769 eine landgräfliche Konzession zum Musikspiel auf dem Lande erhielt, wurde mit seiner „Herzer-Kapelle" zum „Darmstädter Strauß". Einer der Söhne war als Klaviervirtuose und Komponist Mitglied der Darmstädter Hofkapelle, ein zweiter, Kallmann, Cellist bei den New Yorker Philharmonikern, Sekki einer der ersten Darmstädter Photographen. Von den Söhnen der Gastwirtin Mindle Böhmer im „Goldenen Stern", einer Schwester des Hofgoldstickers Wolf, wurde der eine Zeichenlehrer am Philantropin in Frankfurt, der andere Musiker in London. Der noch begabtere Enkel Louis Schlösser, vom Großherzog zur Ausbildung nach Wien und Paris geschickt, wurde Hofkapellmeister, seine Söhne Kunst- und Musikprofessoren in London.

Wirtschaftlicher und politischer Erfolg, zunehmende Anpassung und Integration in die bürgerliche Industriegesellschaft, hatten Gegenwirkungen. Innerhalb des Judentums kam es zu einer Spaltung zwischen dem zunehmend liberalisierten jüdischen Großbürgertum der Städte und dem stärker den überkommenen Glaubens- und Lebenstraditionen verhafteten Landjudentum. Als mit dem Eisenbahnbau der Jahrhundertmitte eine wachsende Zahl jüdischer Landwaren-, Vieh- und Holzhändler um der besseren Verkehrsanbindung willen in die Landeshauptstadt übersiedelte – Familien wie die Bodenheimers aus Biblis, die Meyers aus Griesheim, die Adlers aus Arheilgen –, wurde die Spaltung in die Stadt hineingetragen. Neben der liberalen „Religionsgemeinde" entstand die orthodoxe „Religionsgesellschaft". In den 1870er Jahren errichteten beide Gruppen ihre neuen Synagogen im Bereich Fried-

richstraße/Bleichstraße, der die Ochsengasse in der Altstadt als Mittelpunkt jüdischen Kulturlebens in Darmstadt ablöste. Die Orthodoxen, die seit der Jahrhundertwende durch Zuwanderer aus Osteuropa verstärkt worden waren, ersetzten den ersten Neubau 1905/06 durch Wickops eindrucksvollen Jugendstilbau, der in manchen Elementen Vorbild der neuen Synagoge ist.
Äußere Gegenreaktion war der neuaufkommende politische Antisemitismus, der sich in den 1890er Jahren gerade in den ländlichen Gebieten Hessens, im wirtschaftlich rückständigen Oberhessen, aber auch im Odenwald, fast epidemisch ausbreitete. Wortführer war der Marburger Bibliothekar Dr. Otto Böckel, der als polemischer Versammlungsredner bald auch in Südhessen, auf dem „antisemitischen Volksfest" in Sandbach und im gutbürgerlichen Darmstadt seine Zuhörer fand. Die primitiv-rassistischen Hetzparolen der in Darmstadt gedruckten „Neuen Hessischen Volkszeitung" nehmen in erschreckender Weise den Tonfall des „Stürmer" vorweg. 1893 fielen immerhin drei von insgesamt neun hessischen Reichstagsmandaten an die Antisemiten. Trotz offizieller Distanzierung der herrschenden politisch-kirchlichen Kräfte kam es in Landtag und Stadtparlament in der Folgezeit zu mehr oder minder stillschweigender Zusammenarbeit der sogenannten „bürgerlichen" Parteien mit den aus der Antisemitenbewegung hervorgegangenen Mandatsträgern, die damit sozusagen „salonfähig" wurden.
Der Fronteinsatz jüdischer Freiwilliger im Ersten Weltkrieg galt vielen als Nagelprobe, als endgültige Bestätigung der vollen Eingliederung in den deutschen Nationalstaat. Um so härter war die Enttäuschung, als sich die aus dem Felde heimkehrenden „jüdischen Frontsoldaten" in der neugeschaffenen Republik einer Neubelebung des militanten Antisemitismus in der „deutsch-völkischen" Bewegung gegenübersahen. Der angesehene Darmstädter Rabbiner Dr. Bruno Italiener, im Krieg „Feldrabbiner" in Frankreich, schrieb „Waffen im Abwehrkampf" gegen den neuen Judenhaß. Carlo Mierendorff, damals Student in Heidelberg, wandte sich in seiner 1922 erschienenen Flugschrift „Arisches Kaisertum oder Judenrepublik" gegen die „gemeingefährliche Hetze" der deutschvölkischen Partei, brandmarkte den „arischen Kampf gegen das Judentum" als kaum verschleierten Kampf gegen den demokratischen Staat an sich, der von weiten Teilen der Studenten- und Akademikerschaft mitgetragen wurde. In Darmstadt griff die an der Technischen Hochschule entfachte Kampagne gegen den jüdischen Philosophie-

professor Julius Goldstein auch auf den Landtag über, und der deutschnationale Fraktionsführer Prof. Ferdinand Werner polemisierte offen „gegen den mir schädlich erscheinenden Einfluß des Judentums". Auch das avantgardistische Darmstädter Theater unter Intendant Gustav Hartung geriet ins Schußfeld antijüdischer Propaganda. Pogromparolen der seit 1929 in Darmstadt gedruckten NS-Zeitung „Hessenhammer" führten zu einem massiven Erlaß des SPD-Innenministers Wilhelm Leuschner gegen „die aufs Schärfste zu verurteilende antisemitische Verhetzung" der Nationalsozialisten.
Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler berufen wurde, als die NSDAP nach der Reichstagswahl vom 5. März, in der runde 50 Prozent der Darmstädter für die NS-Liste stimmten, auch in Hessen die Staatsgewalt übernahm, war der Antisemitismus Teil des offiziellen Regierungsprogramms. Der oberhessische Alt-Antisemit Werner wurde hessischer Staatspräsident. Schon in den ersten Tagen nach der sogenannten „Machtergreifung" gab es Terroraktionen der SA gegen jüdische Geschäftsleute und Anwälte, die mit KPD-Funktionären zum Abwaschen der plakatverklebten Litfaßsäulen gezwungen wurden, wenn auch erste Boykottaktionen gegen jüdische Geschäfte als Gefährdung der nach den Depressionsjahren mühsam wieder anlaufenden Wirtschaftskonjunktur relativ rasch unterbunden wurden. Unmittelbar in Angriff genommen wurde jedoch die systematische Ausschaltung all derer, die nach der NS-Rassenlehre als Juden eingestuft wurden, aus dem öffentlichen Dienst, aus Staats- und Gemeindeämtern, aus Hochschule, Schule und Theater, eine Aktion, die als „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" kaschiert wurde. In der forcierten „Gleichschaltung" von Berufskörperschaften, Verbänden und Vereinen wurden neben den politischen Gegnern auch die Juden zum Ausscheiden gezwungen. Jüdischen Ärzten wurde die Kassenpraxis, jüdischen Anwälten das Vertretungsrecht vor Gericht entzogen, Mitarbeitern der Verwaltung der Einkauf in jüdischen Geschäften verboten. Der Entzug der staatsbürgerlichen Rechte für alle erst nach 1918 eingebürgerten Juden, eine Maßnahme, die vor allem die seinerzeit aus dem Osten zugezogenen Juden traf, bewirkte eine erste Abwanderungswelle.
Der offene oder versteckte Druck, der mit antijüdischen Beschränkungen und Schikanen verschiedenster Art ausgeübt wurde, war in den frühen Jahren des NS-Regimes auf dem Lande sicher noch stärker als in den größeren Städ-

ten. Die eigenständige Kulturarbeit der jüdischen Gemeinden, die zwecks Ausgliederung jüdischer Schüler aus den allgemeinen Schulen neugeschaffenen jüdischen Schulen, jüdische Kultur- und Sportveranstaltungen wurden sogar gefördert; all dies lag letztlich im Trend der damals betriebenen Apartheid-Politik, die über die Absonderung zur Auswanderung führen sollte, eine Politik, der die Auswanderungspropaganda jüdisch-zionistischer Organisationen entgegenkam. Die Darmstädter Stelle des Palästinaamts hat in den Jahren 1933–1936 rund 200, zumeist jüngeren Gemeindemitgliedern die Auswanderung nach Palästina vermittelt, oft nach handwerklichen oder landwirtschaftlichen Vorbereitungskursen für das Leben im Kibbuz. Hilfsorganisationen halfen bei der Auswanderung in andere Länder, die durch Anlaufadressen bei bereits im 19. Jahrhundert ausgewanderten Verwandten in England und Frankreich, Nord- oder auch Südamerika erleichtert wurde.

Die Auswandererzahlen stiegen, nachdem die sogenannten „Nürnberger Gesetze" von 1935 die Juden auch offiziell zu Staatsbürgern zweiter Klasse gestempelt hatten, „Rassenschande" als Verstoß gegen das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" zum strafwürdigen Delikt erklärt worden war. Die Darmstädter Adreßbücher spiegeln die fortschreitende Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben durch Geschäftsaufgaben und mehr oder minder freiwillige Verkäufe. Schon im Sommer 1938 brüstete sich die „Hessische Landeszeitung", daß in „wohl wenigen Städten die Arisierung des Einzelhandels so rasch und so durchschlagend vorangeschritten ist wie in Darmstadt". An den städtischen Bädern, am Landesmuseum und an der Landesmusikschule, an der Orangerie, am Städtischen Saalbau und an der Bessunger Turnhalle, so ein anderer Bericht, hingen jetzt Schilder mit der Aufschrift „Juden ist der Zutritt verboten". Im Juli 1938 gab es neue Kennkarten, Anfang Oktober wurde „Jude" in die Reisepässe gestempelt, und Darmstadts Ratsherren beschlossen die Umbenennung der nach Otto Wolfskehl, Heinrich Blumenthal und Alfred Messel benannten Straßen. Von den rund 1650 Juden, die vor 1933 in Darmstadt gelebt hatten, waren zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als ein Drittel ausgewandert. Kleinere Orte meldeten in den periodischen Zählungen vielfach schon damals „judenfrei", zumal zahlreiche jüdische Landbewohner die Anonymität der größeren Stadt vorzogen.

In der von Joseph Goebbels ausgelösten Pogromwelle der sogenannten „Reichskristallnacht" vom 9./10. November 1938 brannten in Ausführung des von SA-Brigade Starkenburg weitergegebenen Befehls – „. . . sämtliche jüdischen Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen . . ." – auch die jüdischen Gotteshäuser in Darmstadt, in Eberstadt und in zahlreichen anderen Orten Hessens. Schlägerkolonnen von SA- und SS-Leuten demolierten die Gemeinderäume, zerstörten und plünderten noch verbliebene jüdische Geschäfte, Anwaltsbüros und Privatwohnungen. Brutale Mißhandlungen führten zu ersten Todesfällen. 169 Darmstädter Juden wurden als „Schutzhäftlinge" ins KZ Buchenwald eingewiesen, von wo sie nach Wochen entwürdigender Strafarbeit, kahlgeschoren und ausgemergelt wieder zurückkehrten. Zu den inzwischen neu verfügten Zwangsmaßnahmen zählten Vermögensbeschlagnahmen, die gettoartige Umquartierung in bestimmte „Judenhäuser" und das endgültige Verbot gewerblich-kaufmännischer Tätigkeit. Mit dem Ausbruch des Krieges im Herbst 1939 folgten die Einziehung der Radiogeräte, die Bindung an bestimmte Lebensmittelgeschäfte, der zwangsweise Arbeitseinsatz zum Schneeräumen und zum Autobahnbau.
Erst in der gemeinsamen Not der Verfolgung hat die Darmstädter Judengemeinde über den von der Glaubensspaltung des 19. Jahrhunderts gezogenen Graben hinweg wieder zusammengefunden. Auch nach der Zerstörung der Synagogen gab es zunächst getrennte Behelfsgottesdienste für Liberale und Orthodoxe. Im Winter 1939/40 wurde schließlich ein gemeinsamer Gemeindevorstand gebildet. Sammelpunkt wurde die zum jüdischen Altersheim für ganz Südhessen umfunktionierte Privatklinik Dr. Max Rosenthal in der Eschollbrücker Straße. Zumindest werktags fand künftig unter Leitung des nach der Auswanderung der Rabbiner zum provisorischen Prediger und Vorbeter bestellten Kaufmanns Bernhard Körber ein gemeinsamer Gottesdienst in der Notküche des einstigen Gemeindehauses in der Bleichstraße statt. Die nach den Schrecken der Pogromtage fluchtartig verstärkte Auswanderung lief auch in den ersten Kriegsjahren noch weiter, so daß in vielen Familien nur die Alten zurückblieben, doch gab es weiterhin Zuzüge aus dem Umland. In den Abgangsmeldungen der jüdischen Gemeinde Darmstadt für den Februar 1940 erscheinen als „künftige Aufenthaltsorte" New York und Santiago de Chile, aber auch die KZs Ravensbrück und Sachsenhausen. Nach den Gestapo-Listen lebten im Sommer noch 364 Juden in Darmstadt. Urnen ver-

B e s t a n d s a u f n a h m e

der Synagogen -Einrichtungs - Gegenstände, Kultgeräte usw.

nach dem Stand vom 2 8 . M ä r z 1 9 3 8

aufgestellt von dem Synagogen - Ausschuss am 15. September 1938

13	Thorarollen
6	Thorabehänge
2	silbervergoldete Becher mit einem Teller
6	weisse Thoramäntelchen
3	alte Silberbecher
2	grosse Kidduschbecher
12	silberne Aufrufschilder
1	versiberte Waschgarnitur
1	Garnitur Leuchter, Gewürzbüchse und Platte
1	Medaillon (Bildnis des verstorb.Oberrabbiners Wolff,Kopenhagen)
1	Memorbuch
5	Schofars
1	Pergament Esthorrolle
1	Chanukkaleuchter aus Messing
1	Trauhimmel
5	Vorhänge für Thoraschrank
2	Kassenschränke
1	Kronleuchter
8	Kandelaber
2	Wandleuchter für Jahrzeitlicht
12	Beleuchtungskörper
12	Wandarmbeleuchtungen (aus Metall)
2	Wandarme (aus der alten Synagoge)

Nicht aufgenommen : Vorbeterpult, Bänke, Stühle, Orgel, Teppiche.

D a r m s t a d t , den 19. September 1938

Der Vorstand
der israelit. Religionsgemeinde.

Inventarliste, aufgestellt vom Gemeindevorstand einen Monat vor der Pogromnacht vom 9./10. November 1938.

storbener KZ-Häftlinge kamen nach Darmstadt zurück, um auf dem Jüdischen Friedhof beigesetzt zu werden.
Als der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten das letzte Fluchttor verschloß, waren die Vorbereitungen der von Hermann Göring angeordneten „Endlösung" bereits angelaufen. Seit September 1941 trugen die Juden den gelben „Judenstern". Am 20. März 1942 fuhr ein erster in Darmstadt zusammengestellter Deportationszug mit über 1000 Juden aus Starkenburg und Rheinhessen nach Polen. Unter den 164 Namen aus Darmstadt befand sich auch Benjamin Körber, der letzte Leiter der jüdischen Schule, mit seiner Familie. Ein angehängter Güterwagen mit Nähmaschinen sollte die offizielle Tarnversion „Arbeitseinsatz im Osten" glaubhaft machen. Die Spuren verlieren sich im Raum Lublin. Einzelne Todesmeldungen kamen aus dem Vernichtungslager Majdanek. Die nächsten Transporte folgten Ende September. Ein Zug mit zumeist älteren Leuten fuhr nach Theresienstadt im damaligen „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren", unter den 1288 Namen der Liste zahlreiche Bewohner des jüdischen Altersheims, die oft schon den Transport kaum überlebten. Ein weiterer Transport ging unmittelbar nach Auschwitz. Im Februar 1943 begleitete Rechtsanwalt Benno Joseph, der sich bis zuletzt um die Betreuung gekümmert hatte, den letzten Altenheimtransport nach Theresienstadt. Düsteres Nachspiel war dann im Frühjahr und Sommer 1943 das razziaartige Aufspüren der bis dahin weitgehend geschonten Männer und Frauen jüdischer Abstammung, die in sogenannten „Mischehen" lebten, Menschen, die vielfach erst durch die NS-Rassengesetze wieder zu Juden gemacht worden waren. Baumeister Eduard Wolfskehl, der über 80jährige Jurist Heinrich Fulda, SPD-Innenminister des Volksstaats Hessen in den Jahren 1918/19, und die Malerin Gertrud Ulmann gehörten zu den Deportierten dieser letzten Gruppe, die in den Lagern umgekommen sind. Was sich auf den Transporten, in den Lagern abgespielt hat, ist sicher nur bedingt nachvollziehbar. Die Dokumentation der Darmstädter Todesopfer des NS-Terrors umfaßt rund 600 Namen.
Nur wenige der einstigen jüdischen Mitbürger Darmstadts sind nach Kriegsende in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Überlebenden waren in aller Herren Länder verstreut. Es gab neubelebte Kontakte, Briefe, auch gelegentliche Besuche. Sichtbares Zeugnis jüdischer Geschichte in Darmstadt blieb zunächst nur der jüdische Friedhof, der den Vernichtungsanordnungen der NS-

Reichsvereinigung der Juden in Deutschland Abt. Wanderung

(HILFSVEREIN)

Vom Herrn Reichsminister des Innern durch Verfügung vom 31.10.1924 Nr. II 7781 als gemeinnützige Auswanderungsberatungsstelle für jüdische Auswanderer anerkannt.

Beratungsstelle für Frankfurt a. M., die Regierungsbezirke Wiesbaden und Hessen

Frankfurt a. M., den 8. April 1940.
Unterlindau 21-23

Einschreiben!

Betrifft: Sch/Bw.
(Bei Beantwortung unbedingt anzugeben)

XIII 1a/A
Erfassung jüdischer Auswanderer.

An die
Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Darmstadt
D a r m s t a d t .

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Darmstadt
Eingeg. 10 APR. 1940.
Tgb. Nr. ...

Jüdische Auswanderer aus dem Volksstaat Hessen
1. Quartal 1940

Lfd Nr	Zu- und Vorname	Letzte Anschrift	Geburts- datum	Geburts- ort	Auswanderungs- datum 1940	Auswanderungs- ziel	Staats angeh.
1	Feuchtwanger, Arthur I.	Darmstadt	2. 3.05	Darmstadt	7.3.	USA	J
2	Feuchtwanger, Erna Sara	"	21. 1.10	Darmstadt	7.3.	"	J
3	Feuchtwanger, Albert I.	"	2. 7.37	Darmstadt	7.3.	"	J
4	Frank, Louis Israel	Mainz	3. 1.92	Beuel	24.1.	USA	J
5	Frank, Irma Sara	"	18. 6.97	Mainz	24.1.	"	J
6	Frank, Lotte Sara	"	4. 5.24	Mainz	24.1.	"	J
7	Frank, Günther Israel	"	14. 1.28	Mainz	24.1.	"	J
8	Freudenberger, Herbert	Darmstadt	10. 3.24	Darmstadt	5.3.	USA	J
9	Friedberg, Wilh.Israel	Mainz	4. 2.82	Mainz	24.1.	USA	J
10	Frost, Amalie Sara	Mainz	17. 5.78	Heinsheim	20.2.	Bolivien	J
11	Ganz, Michael Israel	Mainz	14. 3.71	Weisenau	22.3.	Süd-Afrika	J
12	Goldschmidt, Jonas Is.	Sprendlingen	26.3.77	Sprendling	20.3.	USA	J
13	Goldschmidt, Joh.Sara	"	20. 7.86	Sprendlg.	20.3.	"	J
14	Goldschmidt, Inge Sara	"	19. 7.24	Sprendlg.	20.3.	"	J
15	Goldschmidt, Siegfr.I.	"	10. 5.28	Sprendlg.	20.3.	"	J
16	Griesheim, Julius Isr.	Beuern	1. 6.92	Beuern	6.2.	USA	J
17	Grünebaum, Richard Is.	Offenbach	26. 1.02	Bürgel	20.3.	USA	J
18	Grünebaum, Ceda Sara	"	26.10.11	Ffm.	20.3.	"	J
19	Grünebaum, Semi Isr.	"	26. 9.39	Ffm.	20.3.	"	J
20	Haas, Isaak Israel	Heldenberg	7. 9.69	Höchst/N.	6.2.	USA	J
21	Haas, Pauline Sara	"	7. 3.80	Gr.Krotzenb.	6.2.	"	J

Auswanderungsliste vom ersten Quartal 1940.

Machthaber, die mit der Einebnung der Totenhöfe auch die letzten Spuren jüdischer Vergangenheit tilgen wollten, entgangen war. Das Inventar der alten Grabsteine erschließt die Grabschriften als Quellen mehrerer Jahrhunderte jüdischen Lebens. Mit dem Neubau der Synagoge wird die neubelebte jüdische Tradition auch im Stadtzentrum Darmstadts wieder einen angemessenen Platz finden, einen Ort der Erinnerung, der Mahnung, aber auch der Hoffnung.

SA. der NSDAP.
Brigade 50 (Starkenburg)

Darmstadt, den 11. November 1938
Moosbergstraße 2
Fernruf: 7048 und 7043
Postscheckkonto: Frankfurt a. M. 134 68
Bankkonto: Städtische Sparkasse 155

Abteilung F Br. Bef. Nr. 4319

Betrifft:

Bezug:

Beilagen:

(Bei Antwortschreiben Datum und Briefbuchnummer angeben.)

An

SA - Gruppe K u r p f a l z

M a n n h e i m .

Am 10.11.1938 3 Uhr erreichte mich folgender Befehl :

" Auf Befehl des Gruppenführers sind sofort innerhalb der Brigade 50 sämtliche jüdischen Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen.
Nebenhäuser die von arischer Bevölkerung bewohnt werden dürfen nicht beschädigt werden. Die Aktion ist in Zivil auszuführen. Meutereien oder Plünderungen sin zu unterbinden.
Vollzugsmeldung bis 8.30 Uhr an Brigadeführer oder Dienststelle. "

Die Standartenführer wurden von mir sofort alarmiert und genaustens instruiert, und mit dem Vollzug sofort begonnen.

Ich melde hiermit, es wurden zerstört im Bereich der

Standarte 115

1.)	Synagoge in Darmstadt, Bleichstrasse	durch Brand zerstört
2.)	" " " Fuchsstrasse	" " " Innenraum und
3.)	" " O./.Ramstadt	Einrichtung zertrümmert
4.)	" " Gräfenhausen	" "
5.)	" " Griesheim	" "
6.)	" " Pfungstadt	" "
7.)	" " Eberstadt	durch Brand zerstört

Standarte 145

1.)	Synagoge in Bensheim	durch Brand zerstört
2.)	" " Lorsch in Hessen	" " "
2.)	" " Heppenheim	" " und Sprengung Zerstört
3.)	" " Birkenau	durch Brand zerstört
4.)	Gebetshaus in Alsbach	" " "
5.)	Versammlungsraum in Alsbach	" " "
6.)	Synagoge in Rimbach	Inneneinrichtung vollst. zerstört.

Bl. -2-

Blatt 2 zum Schreiben 11.11.1938 der Brigade 50 (Starkenburg) an Gruppe Kurpfalz.

Standarte 168

1.)	Synagoge	in Seligenstadt	durch Brand zerstört
2.)	"	in Offenbach	" " "
3.)	"	in Klein-Krotzenburg	" " "
4.)	"	in Steinheim a/M	" " "
5.)	"	in Mühlheim a/M	" " "
6.)	"	in Sprendlingen	" " "
7.)	"	in Langen	" " "
8.)	"	in Egelsbach	" " "

Standarte 186

1.)	Synagoge	in Beerfelden	durch Sprengung zerstört
2.)	"	in Michelstadt	Inneneinrichtung zertrümmert
3.)	"	in König	" "
4.)	"	in Höchst i/O.	" "
5.)	"	in Gross-Umstadt	" "
6.)	"	in Dieburg	" "
7.)	"	in Babenhausen	" "
8.)	"	in Gross-Bieberau	durch Brand zerstört
9.)	"	in Fränk. Crumbach	Inneneinrichtung zerstört
10.)	"	in Reichelsheim	" "

Standarte 221.

1.)	Synagoge und Kappelle	in Gr.Gerau	durch Brand zerstört
2.)	"	in Rüsselsheim	niedergerissen u. Inneneinrichtung zerstört
3.)	"	in Dornheim	Inneneinrichtung zerstört
4.)	"	in Wolfskehlen	" "

Der Führer der Brigade 50 (Starkenburg)

Brigadeführer.



Aktenvermerk!

Fernmündlicher Anruf des Führers der Brigade 50 Darmstadt
Brigadeführer L u c k e .

Brigadeführer L u c k e meldet am 10. November 1938 um 9,00 Uhr:
Es wurden durch Brand zerstört die jüdische Kirche in Darmstadt, die Synagoge in Darmstadt, die Synagoge in Eberstadt.
Die Synagoge in Darmstadt zerstört und innen ausgebrannt.
Die Synagoge in Eberstadt zerstört und innen ausgebrannt.
Die Synagogen in Griesheim, in Gräfenhausen und Oberramstadt zerstört.
Die Synagoge in Bensheim durch Brand zerstört. Die Synagoge in Lorsch bei Bensheim durch Brand zerstört. Die Synagoge in Heppenheim durch Sprengung zerstört. Die Synagogen in Rimbach und Birkenau zerstört. Die Bethalle in Alsbach a.d.B. zerstört. Versammlungsraum am jüdischen Friedhof in Hähnlein zerstört. Die Synagoge und Kirche in Gross - Gerau durch Brand zerstört. Die Synagoge in Rüsselsheim abgebrochen. Ferner wurden vernichtet die Synagogen und die Holzkirche in Dornheim. In Offenbach wurde die grosse Kirche und die Synagoge durch Brand zerstört. Etwa vorhandene Synagogen werden noch ermittelt und zerstört.

Mannheim, den 10. November 1938.

abgenommen: . . . . . .
Sturmhauptführer.

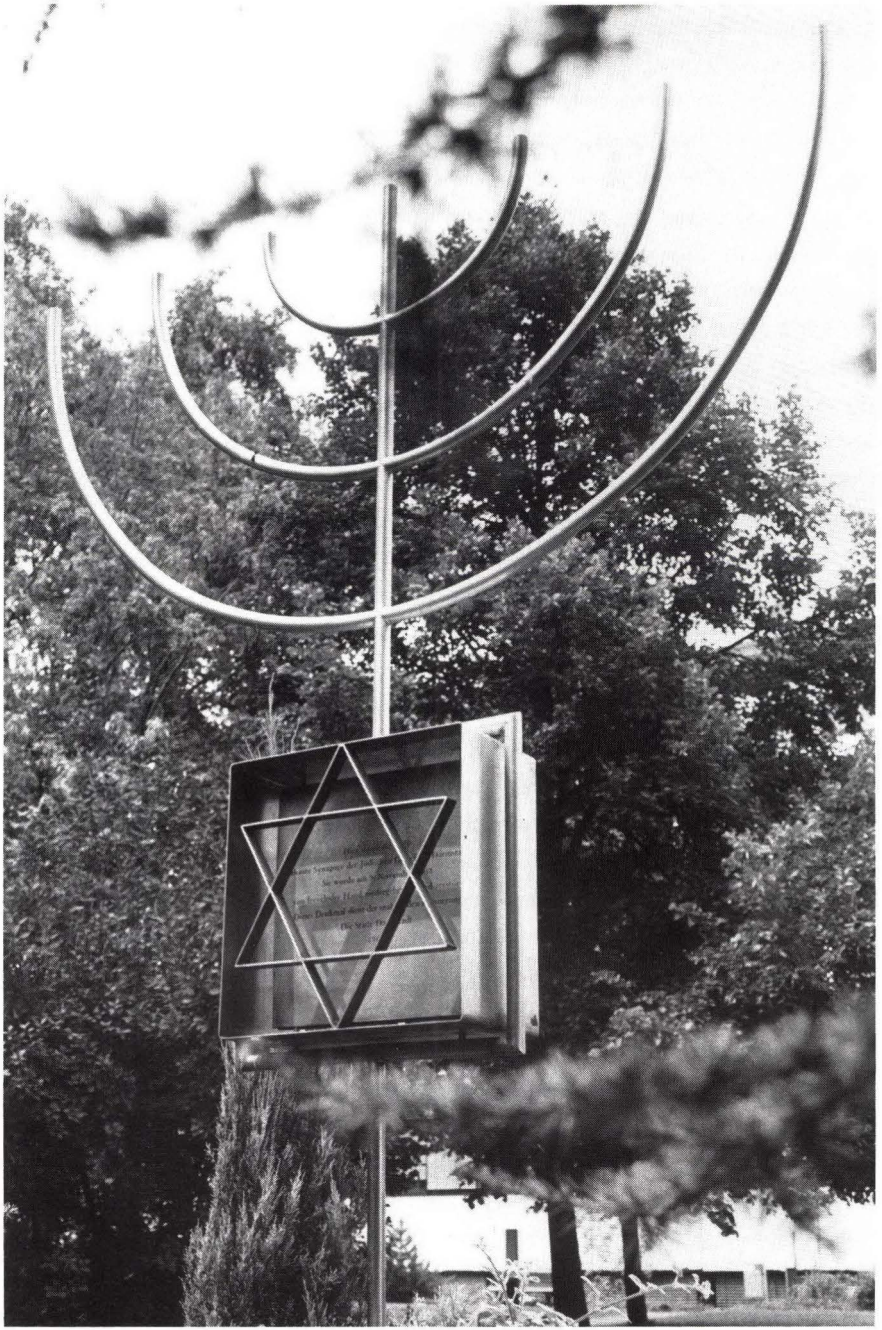
Moritz Neumann

Vertrauen lebt aus Taten

Die neue Synagoge soll jüdische Existenz in jüdisches Leben verwandeln

Der nachfolgende Beitrag ist eine Ansprache, die das Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Moritz Neumann, am 9. November 1987 bei der Gedenkveranstaltung der Stadt Darmstadt zur Pogromnacht gehalten hat. Auf Initiative einer Gruppe von Schülerinnen schloß sich der Mahnveranstaltung ein Schweigemarsch an, bei dem viele hundert Menschen vom Standort der zerstörten Synagoge in der Bleichstraße zur Baustelle der neuen Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße zogen.

Wir gedenken heute des 9. November 1938. Wir gedenken dieses Tages alljährlich und zumeist am selben Ort. Und es sind fast immer dieselben Menschen, die zusammenkommen aus Respekt, aus Achtung und in Trauer dessen, was an dieser Stelle vor 49 Jahren geschehen ist.
Wir kennen diese Gedenkveranstaltungen seit vielen Jahren. Und doch ist etwas anders geworden in Darmstadt. Spätestens seit jenem Beschluß der Stadtverordnetenversammlung, der da lautet, die Stadt Darmstadt werde der Jüdischen Gemeinde Darmstadt ein neues Gotteshaus bauen und es am fünfzigsten Jahrestag der Pogromnacht übergeben.
Ohne voreilig zu sein, glauben wir festgestellt zu haben, daß seither eine Bewußtseinsveränderung stattgefunden hat – und dies auf beiden Seiten: innerhalb der Jüdischen Gemeinde ebenso wie bei der nichtjüdischen Darmstädter Bevölkerung. Seitdem das Vorhaben zum Bau einer neuen Synagoge konkrete Formen angenommen hat, seitdem sichtbar über die Fundamente hinaus das neue Gotteshaus Gestalt annimmt, sind Kontakte zwischen der Jüdischen Gemeinde und anderen Organisationen zahlreicher geworden, ist das Interesse an der Arbeit auch innerhalb der Jüdischen Gemeinde gewachsen.



Erinnerung an die zerstörte Synagoge in der Friedrichstraße, dem heutigen Gelände der Städtischen Kliniken.

Es gibt mehr Interesse denn je zuvor am jüdischen Leben in dieser Stadt, auch wenn dieses Leben – verglichen mit dem, was einstmals jüdisches Leben in Deutschland ausgemacht hat – fast nurmehr in Spurenelementen vorhanden ist. Um so wichtiger ist es, dieses Interesse der nichtjüdischen Umwelt zu spüren, um so notwendiger ist es, von Aufmerksamkeit und Wohlwollen überzeugt zu sein, das uns auch in Zukunft helfen muß, unsere Arbeit innerhalb der Jüdischen Gemeinde mit Überzeugung und Zukunftsglauben zu leisten. Gerade deshalb erinnern wir uns mit Nachdruck und mit Zuversicht jener denkwürdigen Worte, die der Oberbürgermeister dieser Stadt vor einigen Monaten gefunden hat, als der Grundstein für die neue Darmstädter Synagoge gelegt wurde. Vom Wiederaufbau sprach der Oberbürgermeister, vom Wiederaufbau, der ein materieller und ein geistiger zugleich sein solle. Und er betonte, daß das Gotteshaus „. . . von uns allen getragen werde, von der gesamten Bürgerschaft mit glühendem Herzen".

Für uns, für die Jüdische Gemeinde Darmstadt, waren diese Worte mehr als nur ein Bekenntnis. Für uns sind sie Ausdruck einer umfassenden Hilfsbereitschaft. Uns erfüllen diese Worte mit der Gewißheit, daß bei den Politikern dieser Stadt die Erkenntnis darüber besteht, daß es noch lange dauern wird, bis eine Jüdische Gemeinde von der Größe dieser in Darmstadt aus eigener Kraft in die Lage versetzt sein wird, ihre Zukunft zu meistern.

Ich verhehle nicht, daß es auch Stimmen gibt, die bei Ihnen, den Politikern, bei Ihnen, den Freunden der Jüdischen Gemeinde, Erstaunen oder gar Verständnislosigkeit hervorrufen könnten. Stimmen, wie jene einer jüdischen Besucherin aus dem Ausland, die kürzlich verwundert fragte, wozu denn die Jüdische Gemeinde in Darmstadt überhaupt eine Synagoge brauche.

Die Frage ist gar nicht so untypisch. Jedenfalls nicht für einen Teil jener Juden, die einstmals stolz „deutsche Juden" waren, und die heute allenfalls auf Besuch und auf Zeit in die einstige Heimat kommen. Sie nämlich können sich oftmals noch immer nicht mit dem Gedanken anfreunden, daß es – nach allem was geschehen ist – wieder Jüdische Gemeinden in Deutschland gibt. Und so ist die Frage denn auch zu verstehen: Wozu eine Synagoge, wenn das jüdische Leben hierzulande so schwach ist wie ein eben frisch Operierter beim ersten Rundgang ums Krankenbett? Wozu eine Synagoge, wo doch keineswegs gesichert scheint, daß in Zukunft und auf Dauer Juden in Deutschland leben werden?



Ein schlichter Stein erinnert an die einstige Synagoge in Eberstadt. Auch sie wurde ein Opfer der Pogromnacht.

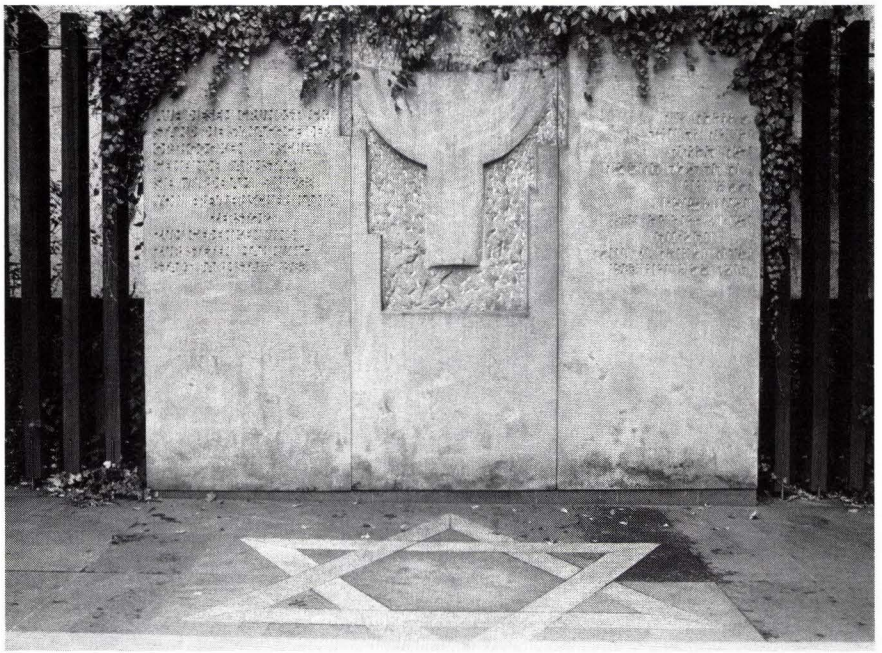
So fragen jene, die aus dem Ausland zu Besuch kommen. Wir aber, die wir hier leben, sagen es anders: Wozu eine Synagoge? Gerade deshalb, damit jüdisches Leben in Deutschland eine Zukunft hat. Damit die Zeit der Entwurzelung, auch der geistigen, zu Ende geht. Damit neue Orientierungspfosten gesetzt, Perspektiven geschaffen werden. Damit wir unseren Kindern vielleicht einmal sagen können: Es war richtig, daß unsere Eltern in Deutschland geblieben sind. Es war richtig, daß sie zunächst Abscheu und Furcht, später Skepsis und Selbstzweifel überwunden haben und somit das Vernichtungswerk der Nazis nicht nachträglich doch noch zum Erfolg werden ließen.
Wenn wir aber hier leben, wenn wir uns eingerichtet haben und nicht mehr auf den Koffern sitzen, dann haben wir die Pflicht, Synagogen zu besitzen. Denn dort sind wir Juden, wie es uns das Gesetz gebietet. Dort leben wir die religiöse Tradition unseres Volkes, dort fassen wir Fuß.
Nur so wird es möglich sein, daß in Zukunft Juden in Deutschland leben. Nicht als formlose Masse unbekannter und unerkannter Gesichter, sondern selbstbewußt und stolz, ausgestattet mit der sich allerdings erst allmählich entwickelnden Bereitschaft, Deutschland irgendwann wieder zu ihrer Hei-

mat zu machen. Wozu also Synagogen in Deutschland? Damit es nicht bloß jüdische Existenz in Deutschland gibt – sondern irgendwann auch wieder jüdisches Leben.

Auch der Umstand, daß heute so viele junge Menschen sich hier versammelt haben, hat ursächlich mit dem Bau der neuen Synagoge zu tun. Denn sie hat auf beiden Seiten einen Prozeß des Bewußtwerdens ausgelöst. Insofern leistet die Stadt Darmstadt zweierlei: Sie gibt der Jüdischen Gemeinde ein Gotteshaus zurück, und sie erteilt der nichtjüdischen Bevölkerung Nachhilfeunterricht in versäumten Lektionen. Tatsache nämlich ist, daß nur wenige junge Menschen mit dem heutigen Datum und seinen Ereignissen vor 49 Jahren sehr viel anfangen können.

Die jungen Menschen, die heute in so großer Zahl hier versammelt sind, haben deshalb eine hohe Verantwortung. Sie sind die Garanten der Zukunft; und sie müssen gemeinsam mit uns dafür sorgen, daß Ereignisse wie jenes, dessen wir heute gedenken, sich niemals mehr wiederholen. Uns macht die Teilnahme dieser jungen Menschen besonders hoffnungsfroh. Sie sind die neue Generation unserer Gesprächspartner, unserer Nachbarn, mit denen wir vielleicht in eine neue Ära jüdischen Lebens in Deutschland gehen können.

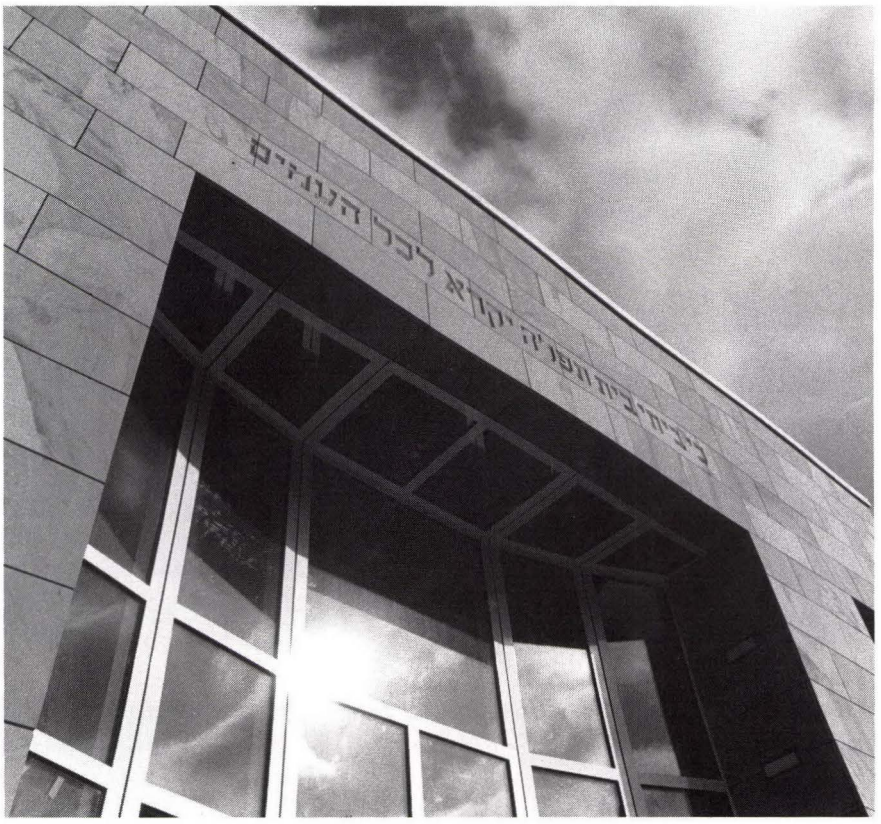
Seien Sie sich, junge Freunde, Ihrer Verantwortung bewußt. Stehen Sie zu dieser Verantwortung und verzichten Sie darauf, es sich zu einfach zu machen, indem Sie darauf hinweisen, als Nachgeborene mit der „Gnade eines Nachkriegsgeburtsjahrganges" von allem verschont zu sein. Sich zu einer Nation zu bekennen heißt, die Geschichte dieser Nation zu akzeptieren. Die gesamte Geschichte mit all ihren auch schrecklichen Facetten. Wenn Ihnen allen bewußt wird, daß jüdisches Erbe in Deutschland auch ein Teil Ihres nationalen Erbes ist, dann vermögen wir gemeinsam unser Fundament zu schaffen, auf dem unsere künftige Existenz in diesem Lande hoffentlich dereinst stabil verankert ist. Dann wird das neue jüdische Gotteshaus in Darmstadt, dessen feierliche Einweihung wir auf den Tag genau heute in einem Jahr begehen werden, auch als Symbol verstanden werden dürfen. Als Symbol zu gegenseitiger Unterstützung: Wir Juden symbolisieren damit, daß wir zum Leben in Deutschland auch in Zukunft bereit sind – trotz allem, was geschah. Sie, die Nichtjuden, symbolisieren Ihr Verständnis und Ihre Erkenntnis, daß es eben doch nicht ganz so selbstverständlich ist, daß heute



Mahnmal zur Erinnerung an die orthodoxe Synagoge an der Bleichstraße, errichtet als letztes der drei Synagogen-Mahnmale im Jahre 1983.

wieder Juden in Deutschland leben und sich einzurichten beginnen – und daß wir deshalb mit unseren Sorgen und Nöten auch nicht allein gelassen werden dürfen.

Wenn Juden in Deutschland, in Darmstadt, heute wieder erwünscht sind, bedarf es konstanter beidseitiger Bemühungen, die zarte Pflanze aufkeimenden Vertrauens zu hegen. Vertrauen aber lebt aus Taten.



Nach vier Jahrzehnten des Provisoriums erhält die Jüdische Gemeinde Darmstadt eine Synagoge: „Und siehe, da es Abend werden will, wird wieder Licht erscheinen."

Die Erinnerungen

Arthur L. Dernburg

Herzzerreißend weinte das kleine Töchterchen

Als die Synagogen brannten, wurden die jüdischen Männer verhaftet – Von Darmstadt ins KZ Buchenwald

Wie „Das Recht des Andern" vor 35 Jahren aussah, als in Deutschland die jüdischen Gotteshäuser brannten, schildert der folgende Erlebnisbericht von Arthur L. Dernburg, der heute, 92 Jahre alt, in Jerusalem lebt. Der Bericht erschien am 24. 3. 1973 im „Darmstädter Echo". Die Dernburgs gehörten zu den angesehenen Unternehmerfamilien in Darmstadt; die Firma Strauß & Dernburg, Metzgereibedarfsartikel en gros in der Grafenstraße, war in ganz Hessen bekannt. Der Vater Jacob Dernburg gehörte über ein Jahrzehnt dem Gemeindevorstand an. Seine einzige Tochter Hertha heiratete den weltberühmten Geophysiker Beno Gutenberg, einen Darmstädter Bürger, der bis 1929 in Darmstadt wohnte und dann einem Ruf als Spezialist für Erdbebenforschung nach Pasadena folgte. Dank seiner Bürgschaften konnten alle Dernburgs gerade noch im letzten Moment Deutschland verlassen und nach USA auswandern.

Am 10. November 1938 in der Frühe kam ein Bekannter zu mir und warnte mich, nicht auf die Straße zu gehen, denn man verhafte alle Juden und die Synagogen brennen. Ich rief Rabbiner Merzbach an und fand das bestätigt. Er hatte sogar am Abend zuvor von einem anderen Rabbiner in Hessen einen Anruf: Bringt eure heiligen Thorarollen in Sicherheit, denn an diesem Ort hatte man schon voreilig die Sefer Thora geraubt. Auf diese Weise sind zwei Thorarollen in Darmstadt gerettet worden. Als ich einmal bei der Gestapo vorgeladen war, sah ich Dutzende dieser heiligen Rollen in einem Zimmer auf der Erde liegen – mein Herz blutete.

Am 10. November gegen 10 Uhr morgens sah ich die Männer in unser Haus kommen, und ich wußte sofort, was geschehen wird. In diesem Moment hätte ich mich verstecken können, aber als ich hören konnte, daß sie meinen über 80 Jahre alten Vater, der im Parterre wohnte, verhaften wollten, kam

ich herunter, um an seiner statt zu gehen. Im nächsten Augenblick ergriff ich meinen Mantel und mein Gebetbuch, denn ich dachte, das ist das einzige, was mir zur Hilfe sein könnte. Dem war auch so. Viele Verhaftete hatten unter der Kälte zu leiden, da man sie mitnahm wo man sie traf, und das Gebetbuch machte im Lager von Buchenwald seine Runde, denn Gebet war zu dieser Stunde die einzige Hoffnung.

Nach der Festnahme ins Gefängnis gebracht, war ich nicht überrascht, meine Freunde und Bekannten dort vorzufinden. Die „gefährlichen Juden" wurden nach Waffen untersucht und der Hosenträger beraubt, was einen sehr komischen Anblick verursachte, da jeder seine Hosen mit beiden Händen festhalten mußte. So wurden wir durch die Stadt geführt zum Sammelplatz für die Automobile zum Weitertransport. Ich erinnere mich, daß eine ältere Frau einem SS-Mann in ihrer Darmstädter Mundart zurief: „Loß doch die Leut gehe, die hawe euch gar nichts gemacht." Der SS-Mann antwortete: „Sei ruhig, Alte, sonst nehmen wir dich auch gleich mit."

Unsere Gedanken: Was wird mit uns geschehen? Ist dies das Ende? Oder ist noch eine Hoffnung? Lange noch lag mir der herzzerreißende Aufschrei meines Töchterchens im Ohr, als man mich wegführte. Wir wurden nun in Privatwagen geladen. Ein SA-Mann saß am Steuerrad und neben ihm ein SS-Mann, bis zu den Zähnen bewaffnet, um diese feindlichen, gefährlichen Juden zu „schützen", von denen Goebbels gesagt hatte, keinem Juden werde ein Haar gekrümmt. So waren nur zwei Juden im Wagen, mein Freund Berthold Bodenheimer und ich. Der SA-Mann war ein Bekannter von Bodenheimer.

Als der SS-Mann in Fulda, wo wir nachts Halt machten, für kurze Zeit das Auto verließ, fragte der SA-Mann: „Was wird wohl jetzt mit euch geschehen?" Dieser Mann war eine große Ausnahme unter den Nazis. Als er merkte, daß ich wegen Zahnschmerzen meine Hand an der Backe hielt, steckte er mir heimlich ein paar Aspirin-Tabletten in die Hand.

Spät in der Nacht kamen wir in Buchenwald an. Wir mußten antreten in Reih und Glied. Der diensthabende SS-Mann fragte: „Wie ist dein Name, was war deine Beschäftigung?" Wenn einer antwortete „Kaufmann", so wurde er geschlagen und mußte antworten: „Jude und Betrüger war ich." So wurde jeder zum Empfang begrüßt und eingeschüchtert. Dann wurden wir in Baracken verstaut, das heißt, es waren dort vier Lagen von Holzbrettern über-

einander, keine Decke, kein Stroh, und wir wärmten uns gegenseitig, denn wir waren dicht gedrängt.
Es kamen immer neue Transporte und wurden dazugepfercht, nachdem sie wie wir verprügelt wurden.
Ich erinnere mich, daß am nächsten Tag eine Gruppe ankam, und als man einen Mann schlug, verbat er sich das mit den Worten: „Ich war deutscher Offizier gewesen mit Eisernem Kreuz 1. Klasse." Aber wehe ihm! Beim nächsten Appell wurde er über einen Tisch gelegt, und von einem riesenhaften Sadisten wurden ihm mit einem Farrenschwanz 25 von hinten aufgezählt, bis das Blut aus den Hosenbeinen rann. Das war eine allgemeine Strafe, und ich werde das Schreien und Stöhnen dieser unschuldigen Menschen nie vergessen.
Eine solche Strafe wurde uns immer vor Augen gehalten mit der Bemerkung, daß keiner entlassen werden könne, bis die Wunden verheilt sind, „damit ihr nicht Greuelmärchen im Ausland verbreiten könnt".
Jeden Morgen mußten wir zum frühzeitigen Appell antreten und fast den ganzen Tag stehen, was sehr viele Alte und Kranke nicht aushalten konnten; sie brachen einfach zusammen.
Damals gab es noch keine Vergasungsöfen, aber ich schätze, daß wir jeden Tag 40 bis 50 Tote hatten, deren Asche den Familien zugeschickt wurde, viele mit dem Vermerk: „Auf der Flucht erschossen."
Eine andere grausame Strafe war, die Leute an den Händen aufzuhängen. Ich weiß nicht, wie viele diese Prozedur überstanden haben.
Aber die größte Plage war der Durst. Es war kein Wasser da zum Trinken, geschweige zum Waschen. Es gab morgens einen sogenannten Kaffee, der folgendermaßen verteilt wurde: Ein blecherner Armeeteller wurde der zehn Reihen tief stehenden Kolonne von Gefangenen von vorne nach hinten zum Schlürfen gereicht, und wehe dem, der in seiner Verzweiflung sich vergaß und zuviel trank.
Der Durst war besonders stark, da es in den Baracken sehr staubig war. Die Plätze im Wald waren schlammig, und dieser Schlamm trocknete an den Schuhen während der Nacht zu Staub. Ich erinnere mich, daß es einmal nachts regnete, und viele mit mir liefen hinaus, um sich den Regen in den Mund regnen zu lassen. Das war natürlich von kurzer Dauer, denn sofort begann das Maschinengewehrfeuer von den Wachtürmen.

Ich sah einen Mann nach dem Stacheldraht laufen, und als er den elektrisch geladenen Zaun berührte, kamen die Funken aus den Drähten, und er war dahin.
Ein Freund von mir aus Dieburg schrie plötzlich: „Ich will nach Hause zu Frau und Kind." Er rannte aus der Baracke. Hier wurde er geschlagen, bis seine Stimme für immer verstummte. Seine Frau fragte mich später, ob ich etwas Näheres über seinen Tod wüßte. Ich habe es ihr nie erzählt . . .
Eines Tages wurde durch Lautsprecher bekanntgegeben, daß die Juden in Deutschland eine Milliarde Mark Sühnegeld zahlen müssen. Es war erlaubt, eine vorgedruckte Postkarte nach Hause zu senden, die etwa lautete: Ich sitze hier, es geht mir gut. Gesuche um Entlassung an das hiesige Lager sind zwecklos.
Ich hatte das hiesige unterstrichen, und daraus erkannte meine kleine Tochter, daß man sich vielleicht an die Darmstädter Gestapo wenden sollte, was meine Frau auch tat. Sie sagte ihnen, daß wir Gelegenheit hätten, nach Amerika auszuwandern, was vielleicht half.
Bald wurde bekanntgegeben, daß die Leute, die die Feldzugsmedaille vorweisen konnten, entlassen wurden. Ich hatte zwar die meinige nicht bei mir, aber man glaubte mir anscheinend.
Auch hatte ich einem frühzeitig entlassenen Darmstädter einen Zettel für meine Eltern mitgegeben und sie gebeten, sich an einen Vetter meines Vaters in Amerika, Governor Horner of the State of Illinois, wegen sofortiger Einreise nach Amerika zu wenden. Die Antwort von ihm, ein Telegramm „Horner hilft", habe ich mir zum ewigen Andenken aufgehoben. So kam auch mein Tag der Befreiung an die Reihe.
Nach dreißigjährigem Leben in Kalifornien sind wir nun seit vier Jahren glücklich mit unseren Kindern und Enkeln vereint im herrlichen Israel und fühlen uns sehr wohl hier. Allerdings können wir die schweren Jahre im Hitler-Deutschland nie vergessen.

Josef Hirschkorn

Aus dem Leben einer jüdischen Glaubensgemeinde

Kinder-Erinnerungen an die orthodoxe Synagoge in der Bleichstraße

In Darmstadt gab es zur Zeit, auf die sich meine Erinnerungen beziehen, 1925 bis 1935, zwei jüdische Gemeinden: die Orthodoxe und die Reformierte. Beide existierten selbständig und unabhängig voneinander, ja sie separierten sich scheinbar absichtlich voneinander, jedenfalls fühlte ich als Kind der orthodoxen Gemeinde, daß ich dazu erzogen wurde, die andere Gemeinde zu ignorieren. Jede Gemeinde besaß ihre eigene Synagoge, und obwohl beide Bethäuser nicht weit entfernt voneinander standen, kam es fast kaum vor, daß wir, Kinder der orthodoxen Gemeinde, die andere Synagoge besuchten.

Der Gottesdienst – gesellschaftlicher Treffpunkt

Der Brennpunkt des religiösen wie auch des sozialen Lebens der jüdischen Glaubensgemeinde war die Synagoge. Jeden Sabbat, und vor allem an den jüdischen Feiertagen, trafen sich die Mitglieder der Gemeinde, jung und alt beiderlei Geschlechts, zum Beten in der Synagoge, und zwar am Vorabend, am Vormittag und – im engeren Kreis – auch zum Nachmittagsgebet.

Wenn man berücksichtigt, daß die jüdischen Einwohner Darmstadts nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Synagoge wohnten, kamen bei diesen regelmäßigen und häufigen Gottesdiensten große Anhänglichkeit und Pflichtbewußtsein zum Ausdruck. Vielleicht war auch der Wunsch nach gesellschaftlichem Treffen ein Grund für den regen Besuch des Gottesdienstes. Viele Gemeindemitglieder wohnten entfernt vom Bethaus und mußten die Entfernung zu Fuß bewältigen, da doch der Gebrauch eines Fahrzeugs an Sabbat und Feiertagen aus rituellen Gründen streng untersagt war.

Auch an den Wochentagen wurde täglich zwei bis drei Mal gebetet, doch

waren diese Gottesdienste, soweit ich mich erinnern kann, weniger stark besucht. Der Gebrauch eines eigenen Autos war noch ziemlich rar und nur den begüterten Leuten vorbehalten. Hingegen kam es sonntags meist zu gut besuchten Gottesdiensten, offenbar deshalb, weil man, von Geschäften und Arbeit befreit, über die nötige Zeit verfügte.

Die orthodoxe Synagoge

Die Synagoge bedeutete für uns Kinder zum einen ein Heiligtum, ein Ort der Gottesfurcht und Erhabenheit, und zum anderen einen Platz, an dem man seine Freunde treffen konnte. Sie besaß drei Zugänge: Man konnte vom Spielhof in der Grafenstraße direkt über das der Synagoge angeschlossene Lehrhaus hineinkommen, gewissermaßen ein intimer und vertrauter Eingang für Eingeweihte. Die öffentlichen Eingänge lagen aber in der Bleichstraße, und zwar führte dort der linke Eingang zur Frauenempore, während der rechte Eingang mit dem Austritt zur Toilette verbunden war.

Herr Blumenstein – ein wichtiges „Institut"

Zwischen beiden Eingängen, zu denen man über einige Stufen gelangte, lag die Garderobe, bewacht von Herrn Blumenstein. Die Garderobe war ziemlich geräumig, denn sie mußte nicht nur Mäntel der Besucher aufnehmen, sondern auch die Zylinderhüte der Erwachsenen. Um nämlich unnötiges Aufsehen unter der christlichen Bevölkerung zu vermeiden, besaß jeder Familienvater einen Zylinderhut, den er im staubsicheren Behälter in der Garderobe zurückließ und vor dem Betreten der inneren Bethalle mit seinem Hut vertauschte. An Sabbat und Feiertagen waren alle Erwachsenen festlich gekleidet, und Zylinderhut war dabei ein „Muß".
Herr Blumenstein, ein vierschrötiger Nichtjude, war sich seiner Aufgabe als Garderobenwächter sehr bewußt; er kannte fast alle Besucher beim Namen und befleißigte sich, jedem zu seinem Hut und Mantel zu verhelfen, ja er gebrauchte sogar die üblichen Sabbat- und Feiertagswünsche, die zum Teil aus hebräischen Wortgefügen bestanden. Auch hatte er wahrscheinlich die Aufgabe, unerwünschte Eindringlinge fernzuhalten. Er bezog eine Dienstwohnung im Gemeindehaus, das der Synagoge angegliedert war und in

dem außer den verschiedenen Dienstwohnungen für Beamte auch die Räume des Lehrhauses und der jüdischen Religionsschule sowie des rituellen Frauenbades untergebracht waren. Es war deshalb nicht weiter verwunderlich, daß Herr Blumenstein immer pünktlich vor Beginn des Gottesdienstes seiner Aufgabe nachkam, da er doch gewissermaßen im gleichen Hause wohnte.

Die geheime Hand der Spende

Von der Vorhalle der Garderobe konnte man durch drei Pforten in die Haupthalle der Synagoge eintreten: je zu links und rechts die Seiteneingänge, und durch die Mitte der breitere Mittelgang. Bevor man in den rechten Seiteneingang trat, konnte man im Dunkel der Ecke eine mysteriöse Hand wahrnehmen, die zur Aufnahme von Spenden ausgestreckt war; diese konnte man durch einen eigens dafür eingelassenen Schlitz in der Handmitte stecken, ohne dabei gesehen zu werden. Die Hand im Dunkel ruhte auf einem zylindrischen Podest, das die durch den Schlitz in der Handmitte gefallenen Spenden in sich aufnehmen konnte. Das so gesammelte Geld war für wohltätige Zwecke bestimmt, beispielsweise für die Unterstützung verarmter Gemeindemitglieder. Ihnen wurden die Unterstützungsgelder so diskret übergeben, daß niemand davon erfuhr und auch der Unterstützte selbst nie wußte, von wem die edle Hilfe eigentlich gekommen war.
Still, aus dem Dunkel der Ecke mahnte die geheimnisvolle Hand, eine unbeobachtete Spende zu reichen, eine Spende, die weder durch egoistische Selbstgefälligkeit noch durch öffentliche Prahlerei gefördert wurde. Vielmehr sollte gerade die Bescheidenheit des Spenders in seiner Unerkanntheit den wahren, altruistischen Charakter der echten Nächstenliebe kennzeichnen. Denn, so mahnt die jüdische Lehre: „Acht Stufen gibt es in der Nächstenliebe, eine höher als die andere . . . Die zweithöchste nimmt der Almosengeber ein, der da im Geheimen gibt, so daß er nicht weiß, in wessen Hände seine Gabe kommt, und auch der Arme nicht den Spender kennt. Dies wird ermöglicht durch eine Spendenkasse, in die man im Geheimen Almosen gibt und die, von einem rechtschaffenen, ehrlichen Verwalter geführt, die gesammelten Gelder an Bedürftige weiterleitet . . ." (Frei nach Rambam Maimonides). Die geheimnisvolle Hand in der finsteren Ecke beschäftigte oft meine Kinder-

gedanken: „Wieviel Geld geht da wohl hinein, und wer sind die Leute, die das ganze Geld kriegen?" Eine Hand, ein stilles Mahnmal, Wohltätigkeit zu üben, eine stete Erziehung zur vorbildlichen Nächstenliebe.

Herr Feinstein – herzhafter Betreuer der Fremden

Ein anderes Institut der Wohltätigkeit verkörperte der Synagogendiener, Herr Mendel Feinstein. Auch er hatte eine Dienstwohnung im Synagogenkomplex, zu dem auch das Haus in der Grafenstraße gehörte. Dort lebte er mit seiner sechsköpfigen Familie, jedoch in Wirklichkeit teilte er seine Wohnung in wahrer Nächstenliebe mit jedem Durchreisenden und jedem Gast der Synagoge, der kein Dach überm Kopf hatte. Auch vermittelte er in vorbildlicher Weise solche Durchreisenden an andere Familien weiter zwecks Verköstigung und Unterkunft, besonders zu Sabbat und an Feiertagen. Niemand sollte die Feiertage ohne die spezifisch jüdisch-heimische Atmosphäre verbringen, die das jüdische Familienleben kennzeichneten, auch nicht der fremde Obdachlose. Es war für Herrn Feinstein eine Ehrensache, ja ein wahrhaftes Glück, sich der unbekannten vorübergehenden Gäste anzunehmen und sie aufs beste zu betreuen. Und diese Gastfreundschaft strahlte er auch auf alle Mitbeter aus.

Das Ewige Licht

Trat man durch eine der drei Pforten in die Synagoge selbst ein, so wurde nach einigen Schritten der Blick gefesselt durch die große Kuppel, die sich auf vier große Bogen in vier Himmelsrichtungen stützte. In der Kuppel waren im Kreis ihres Saumes buntgläserne Fenster eingelassen, welche im Beschauer erst recht Gefühle seiner Wenigkeit gegenüber der schaurigen Erhabenheit des Gotteshauses erweckten. „Wohin führen wohl diese Fenster, so schräg geneigt rings um den Kuppelsaum, was mag man dort sehen, wenn sie geöffnet werden?" Solcherlei Gedanken schwirrten durch meinen Kinderkopf angesichts der Riesenkuppel, die für mich kleinen Knirps soviel wie das Himmelszelt bedeutete. „Wir furchtbar ist dieser Ort, dies kann nur ein Haus Gottes sein, und dies ist die Pforte zum Himmel" (Gen. 28,17) mochten wir

Kinder unbewußt mit dem Erzvater Jakob empfunden haben, der wohl ähnliche Gefühle nach seinem Traum mit der Himmelsleiter erlebt hatte.
Hinter den drei bogenförmigen Innenwänden war die Frauenempore untergebracht, die durch ein kunstvolles Gitterwerk vor Männerblicken verborgen war. Die dem Eingang gegenüberliegende Innenwand barg die Heilige Lade mit den Thorarollen. Man gelangte zu ihr über zwei Seitenstufen, die zum Podest führten, das zwischen Vorbeterpult und Heiliger Lade gelegen war. Das Vorbeterpult hatte auf seiner Rückseite die Kanzel, von welcher Rabbiner Dr. Merzbach seine ergreifenden Reden hören ließ. Diese innere Empore war von einer kleineren Kuppel überdacht, von deren Zenith eine Lampe herabhing: „Das Ewige Licht."
Die Lampe hing an einer langen Kette und brannte in matt-rotem Licht, das an das ewige Feuer im Tempel zu Jerusalem erinnerte, welches ebenfalls nimmer erlöschen sollte. Als Kind konnte ich nicht begreifen, daß ein Licht ewig, ununterbrochen brennen könnte. „Was geschieht, wenn der elektrische Strom unerwartet aussetzt", bangte ich, „wenn die Birne ausbrennt?" Dergleichen Fragen beschäftigten mein kindliches Gemüt. Bei Erwägung aller Möglichkeiten konnte ich nicht ahnen, daß das Ewige Licht tatsächlich auf gräßliche Weise unterbrochen würde, durch rohe Hände, die nicht nur das „Ewige Licht" auslöschten, sondern das ganze Gotteshaus brutal zerstörten und in blindem Haß in Brand setzten. Weh den Überlebenden, die solches mit ansehen mußten – brandstiftende Horden, die mit übermütigem Spott „das Ewige Licht" zum Verlöschen brachten.

Sitzreihen für Prominente und für Arme

In der Synagoge, die nach Jerusalem ausgerichtet war, standen Sitzbänke mit dazugehörigen Betpulten und Kästen zur Aufnahme der Betutensilien wie Gebetbücher, Betmäntel (Tallit), Pentateuch und dergleichen mehr. Die Sitze konnten hochgeklappt werden, so daß genügend Platz für das „18-Gebet" war, welches stehend gebetet wurde und zu dessen Schluß man drei Schritte in Ehrfurcht vor Gott zurückzutreten hatte.
Die Entfernung der Sitzreihe von der „ehrenvollen" Ostwand, der alle Gebiete zugewandt waren, ließ die soziale Rangordnung der Beter erkennen: die hintersten Bänke waren für arme Leute bestimmt, die vordersten wurden

von der Gemeindeprominenz eingenommen, und je weiter hinten man saß, desto tiefer war die soziale Einstufung.
In der Mitte waren die Bankreihen unterbrochen und ließen Platz für den „Almemor", die Vorlesempore für Lehrsatzungen aus der Thora. Diese Empore, zu der man von drei Seiten über einige Stufen gelangen konnte, wurde zum Mittelpunkt der Synagoge, nicht nur durch ihre Lage im Zentrum, sondern auch durch die von dort aus vorgetragenen lithurgischen Gesänge, Gebete und Vorlesungen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Ehrbezeichnungen.
Jeder konnte von seinem Platz aus beobachten und hören, was auf dieser Empore geschah. Das Geschehen auf dieser Empore konnte als Hohlspiegel des sozialen und religiösen Gemeinschaftslebens gewertet werden. Die zur Thoralesung aufgerufenen Mitglieder spendeten laut und vernehmlich, so daß jeder genau mithören konnte, wieviel man sich die Ehre, aufgerufen zu werden, kosten ließ. Die Spenden dienten stets einer guten Sache, sie trugen bei zum Erhalt der Synagoge sowie zur Aufrechterhaltung verschiedener Einrichtungen zur Förderung jüdischer Kultur und Erziehung.
Zu besonderen Anlässen und an Feiertagen wurden sogar die Ausübungen religiöser Handlungen für die Gemeinde, wie beispielsweise das Öffnen der Heiligen Lade, oder das Ausheben der Thorarolle, vorher öffentlich versteigert und dem Meistbietenden überlassen, der nun seinerseits Freunde oder Leute von Rang mit der Ausübung des Rituals beehrte. Auch der Erlös aus diesen Aktionen sowie die öffentlichen Spenden dienten der Aufrechterhaltung wichtiger Gemeinschaftsinstitutionen, altruistisch-sozialen Charakters, wie zum Beispiel: Religionsschule, Darlehenskassen für in Not geratene Mitglieder, Friedhofswesen, Brautausstattungskassen und dergleichen mehr.
Die Synagoge war mithin Zentrum der Existenz der orthodox-jüdischen Gemeinde in Darmstadt. Mit der barbarischen Verbrennung ihrer Synagoge wurde der wohlorganisierten Selbstverwaltung der Darmstädter Juden ein tragisches Ende gesetzt, das noch grauenhafte, unbeschreibliche Folgen nach sich zog. Wie schade, daß meine liebe Synagoge meiner Kindheit nicht mehr ist.

Lou Kahn

Wenig Hoffnung für die Zukunft

Aus Darmstadt auf direktem Wege ins KZ Buchenwald

Lou (Ludwig) M. Kahn verließ Deutschland im Jahre 1939. Er lebt heute in Seattle, in den Vereinigten Staaten. Seine Erinnerungen an den 10. November 1938 hat er für dieses Buch zusammengefaßt:

Wie an jedem anderen Werktag war ich gerade fertig, unsere Wohnung in der Bleichstraße 15 zu verlassen, um zum Hauptpostamt zu gehen. Es war ein Teil meiner Obliegenheiten als kaufmännischer Angestellter der Möbelfabrik Joseph Trier, am Morgen die Post auf dem Weg zur Arbeit aus dem Postfach zu nehmen. Nachdem ich „Auf Wiedersehen" zu meinen lieben Eltern und Schwester Erna gesagt hatte, öffnete ich die Tür und war erstaunt, drei SA-Männer zu sehen. „Wer bist du?" fragte einer, und ich antwortete: „Ludwig Kahn." „Bleib mal hier, warte im Hof, du bist verhaftet." Dann fragte er, ob noch andere Männer in meiner Wohnung seien, worauf ich ehrlich antwortete: „Nur mein alter Vater."
Während ich im Hof (gegenüber der Synagoge) warten mußte, sah ich eine Anzahl uniformierte SA und SS in die Synagoge einbrechen. Alle jüdischen Männer, die in der Bleichstraße 15 wohnten, einschließlich meines Vaters, wurden im Hof versammelt und dann an der Synagoge vorbeigeführt. Durch die zerbrochenen Fenster der Synagoge sah ich die Flammen im Innern, und ich dachte an vergangene Hohe Feiertage, als ich im Chor gesungen hatte. Auch war ich um meine Lieben im Wohnhaus besorgt, da das Haus so nahe bei der Synagoge lag. Wir wurden dann zum Polizeipräsidium in der Hügelstraße gebracht, wo schon viele Juden auf der Straße standen. Mein Vater war auch da, und ich faßte plötzlich genug Mut und fragte den kommandierenden der SS, ob er doch bitte meinen vierundsiebzigjährigen Vater nach Hause lassen würde – und zu meinem Erstaunen erlaubte er meinem Vater, heimzugehen.

Trotz seiner Sorgen um mich, seine Familie und sein eigenes Leben, fühlte mein Vater, daß es richtig wäre, den Prokuristen meiner Firma aufzusuchen. Er entschuldigte meine Abwesenheit mit der Begründung, daß ich im Gefängnis sei – und dann ging er heim.
In der Zwischenzeit wurden ich und ungefähr 15 bis 20 andere Juden in den Keller des Polizeiamts geführt, wo wir für ein paar Stunden – mit den Augen zur Wand – auf unser weiteres Schicksal warten mußten. Ein mit Karabiner und Revolver bewaffneter SS-Sturmführer stand Wache. Nach langem ängstlichen Warten wurden wir herausgeführt, und wartende Personenkraftwagen fuhren uns zum Konzentrationslager „Buchenwald". Das Schild über dem Tor „Jedem das Seine" gab uns wenig Hoffnung für unsere Zukunft.

Rachel Kosh

Auch Kommunisten trugen plötzlich die Uniform der Nazis

Ein Schild als ständige Mahnung: Für Juden und Hunde verboten

Rachel Kosh, geb. Hochbaum, lebt heute in Jerusalem. Sie schreibt über ihre Familie und über ihr Leben in Darmstadt vor und während des Nazi-Regimes und über die Auswanderung nach Palästina.

Wir waren eine Familie von zehn Köpfen: Die Eltern, fünf Mädels und drei Jungen. Mein Vater Elieser (Leiser-LEO) stammt aus einer alt-eingesessenen Familie, Enoch-Hochbaum, die in Auschwitz (Oswiecim) lebte. Mein Vater ist daselbst im Jahre 1884 geboren, wo er 1908 meine Mutter Malka (geb. Goldberg) aus Sucha (Karpathen) stammend, heiratete. Die Hälfte der Geschwister sahen das Licht der Welt in Auschwitz, in dem Städtchen, das später zum ärgsten Schandfleck in der Historie der Menschheit werden sollte; wo das Riesenkonzentrationslager unter dem Motto „Arbeit macht frei" und die Krematorien von den Nazimördern errichtet wurden, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges funktionierten und wo Millionen von Juden und andere Opfer der Grausamkeit der Nazis wurden.

Mein Vater war ehemals Kunsthändler, jedoch brachte ihn die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er von 1914 bis 1919 im österreichischen Heer diente, zum Entschluß, nach Deutschland auszuwandern und sich seinen zwei Brüdern, Moses und Daniel Enoch (Hochbaum), die schon längst in Darmstadt lebten, im Jahre 1919 anzuschließen. Mein Vater eröffnete mit Hilfe seiner Brüder ein Textil-, Schuh- und Kleidergeschäft, Ecke Rundeturmstraße und Langgasse. Meine Mutter war auch im Geschäft tätig, bis sich mein Vater Angestellte leisten konnte.

1928 zählten wir schon acht Kinder: Mirjam, Heinrich (Chaim), Esther, Sali, Rachel, Markus, David und Lea. Meine Eltern konnten ihre große Familie bis 1933 gut ernähren. Mein Vater stand in sehr engem Kontakt mit seinen vielen Kunden (meist Nichtjuden) aus Darmstadt und aus Orten der Umgebung, die

ihn verehrten wegen seiner Ehrlich- und Aufrichtigkeit. Sie kauften gern bei ihm, besonders weil er ihnen den Kauf von Waren durch kleine Raten erleichterte. Bis zum Boykott gegen die jüdischen Geschäfte und Unternehmen verlor mein Vater keinen Pfennig bei seinen Kunden. Bis dahin war das Geschäft gutgehend, so daß mein Vater einige Verkäufer anstellen konnte. Im Geschäft arbeiteten auch drei meiner älteren Geschwister. Außerdem beschäftigte mein Vater einen christlichen Packer, der meinen Vater besonders verehrte. Meine Mutter hatte im Haushalt zwei christliche Gehilfinnen, die sich bei uns wohlbehandelt fühlten.
Bis 1933 hatten wir keine ernsten Auseinandersetzungen mit Nichtjuden. Unser Verhältnis mit den christlichen Nachbarn war gut. Die wirtschaftliche Lage, schon vor dem Aufstieg Hitlers zur Regierung, war in verschiedenen Gebieten Deutschlands kritisch. Auch in Darmstadt war die Zahl der Arbeitslosen, besonders unter den Werksleuten, hoch. Es gab eine Anzahl von Kommunisten, jedoch war die Zahl der Sozialdemokraten und die der Nationalsozialisten höher.

Schulzeit, Freunde und Feinde

Ich lernte vier Grundklassen in der Rundeturmschule, von 1925 bis 1928. Von da an lernte ich in einer Klasse mit erweitertem Lehrziel (E-Klasse) der Diesterwegschule zu Darmstadt, die neben den gewöhnlichen Fächern auch Fremdsprachen – Französisch und Englisch – sowie auch Büro- und Geschäftsfächer umfaßte. Das Lehrziel war die „Mittlere Reife". Meine Kontakte mit den christlichen Schülern waren bis 1933 gut. Von da an kamen immer mehr Schüler der Klasse in Uniformen der HJ und des BdM gekleidet, die sich dann schämten, mit mir zu sprechen, da ihnen der Rassenhaß gegen die Nichtarier, besonders gegen die Juden, eingetrichtert wurde und der Besitz der Uniform heilig für ihren Eid war.
Einige Klassenkameraden, die oft und gern zu mir nach Hause kamen, drückten vor mir heimlich ihr Bedauern aus, daß sie nicht mehr zu mir kommen könnten, wie auch ich nicht zu ihnen. Das tat mir sehr weh, und ich fand mich bald gänzlich von ihnen isoliert. Jedoch wurde ich von meinen Klassenkameraden nie beschimpft, während Schüler anderer Klassen (ich war die einzige Jüdin in dieser Schule) mich zu beschimpfen begannen: Juddesen, Jud-Jud

geh kaputt, Jud geh nach Palästina, Judas Ishariot, Saujude, Judenschwein. Und es geschah auch, daß sie mich schlugen und mit Steinen nach mir warfen.

Zu Hause war ich deswegen immer sehr erregt, und ich wollte auch nicht mehr zur Schule gehen. Das sagte ich auch meiner Lehrerin – Fräulein Käthe Leeder-Vollbrecht, die sehr traurig war über den Stand der Dinge. Sie selbst ließ mich verstehen, wie sehr sie dieses Regime haßte. Sie wollte ab 1933 ihren Dienst als Lehrerin verlassen, jedoch brachte sie es nicht über sich, unsere Klasse mittendrin stehen zu lassen. So lehrte sie uns bis zum Abschluß der „Mittleren-Reife"-Prüfungen, bis Ostern 1935. Beim Lehrerkollegium war meine Lehrerin Außenseiterin. Viele Lehrer erlaubten sich, in SA- oder SS-Uniform in den Klassen zu erscheinen. Sie sagte mir oft heimlich, daß sie „dieses Affentheater nicht mit ansehen kann".

Ich war seelisch sehr verstört und verlor mehr und mehr meine Konzentrationsfähigkeit. Mein Ansehen als „gute Schülerin" schwand. Besonders litt ich an den theatralischen Hitlerappells, die jeden Morgen vor Schulbeginn stattfanden. Ich fühlte mich völlig deplaziert, weinte sehr oft, war wie benommen und wußte nicht, wohin ich gehörte.

Meine Lehrerin ergriff dann die Initiative, für mich zu sorgen. Jeden Morgen plazierte sie mich als erstes in ihrem Lehrerinnenzimmer, wonach sie die Fenster schloß, damit ich nicht das Horst-Wessel-Lied und andere judenfeindliche Lieder oder Reden hören mußte. Sie versorgte mich stets mit was „Gutem" und tröstete mich mit den Worten: „Reginchen, dieses Theater wird nicht mehr lange anhalten, das versichere ich dir." Fräulein Leeder hielt noch immer am längst verlorenen Monarchentum fest und wollte das Kaiserreich zurück.

Außer Fräulein Leeder, die wie ich von kleiner Statur war und mir deswegen wie einer guten Freundin sagte: „Regina, wir sind beide kleingewachsen, nimm dir das nicht zu Herzen. Kleine Leute hat Gott geschaffen und Bengel wachsen im Wald", hatte ich in der Schule noch einen sehr guten Freund – den Schuldiener namens Bolle, der auch ein ganz besonderer Antinazi war. Er und seine Frau gaben mir immer ihr Mitgefühl, und weil ich klein und unentwickelt war, gaben sie mir oft eine frische Semmel und eine Tasse Milch, für die ich mich mit Umarmungen bedankte. Ich brachte ihnen oft Kuchen – das Gebäck meiner Mutter –, und an unserem Passah-Fest schenkte ich ihnen

Mazzes, die sie so gern hatten. Sie riefen mich beim Kosenamen – „Regina, die Königin" –, und ich war sehr stolz auf diese Bezeichnung.
Herr Bolle begrüßte mich jeden Morgen herzlich, nicht mit „Heil Hitler", sondern mit „Drei Liter" (was ja sehr ähnlich klingt), getreu seinen rechten Arm hebend und verschmitzt lachend. Ich bat ihn immer, vorsichtig zu sein. Er lachte mich nur aus, tröstete mich und stärkte mich im Glauben, daß es auch noch gute Menschen gäbe unter der Horde von Verbrechern, denen sicher bald ein schlimmes Ende bevorstehe. Leider weiß ich nicht, obwohl ich nachforschte, was aus ihm und seiner Frau geworden ist. Diese Leute bleiben mir unvergeßlich. Zurück zu meiner Lehrerin, mit der ich bis 1944 in ständigem brieflichen Kontakt stand (wie dies möglich war, ist mir unbegreiflich, denn ich war schon seit Ende 1936 in Palästina). Später erfuhr ich, daß sie und ihr Vater, ein pensionierter Mediziner, der Untergrundbewegung angehörten. Sie hatten viel zu leiden, besonders wegen der Hungersnot während und nach dem Kriege, der ihr Vater bald erlag.
Meine Zukunftspläne, später Medizin zu studieren (es gab in unserer näheren Familie drei Ärzte – unter ihnen der Chefarzt von Bad Nauheim, Dr. Daniel Enoch, der nach 1933 von den Nazis entlassen wurde), waren von den Nazis zunichte gemacht worden. Mein Abgang von der Schule mit einem guten Zeugnis für die bestandene Mittlere-Reife-Prüfung, wurde einesteils von mir herbeigesehnt, jedoch die Trennung von meiner Lehrerin, die mir jahrelang soviel Wissen und vor allem Trost, Liebe und Hoffnung zugesprochen hatte, wollte ich nicht wahrhaben. Sie sprach öfters auf meine Eltern ein, Deutschland so bald wie möglich zu verlassen, betonend, daß den Juden und den Regimehassern eine arge Zeit bevorstünde. Sie sollte recht behalten.

Der Judenboykott April 1933

Seit dem Boykott gegen die Juden (April 1933) wurden sowohl die wirtschaftliche Lage der Juden Darmstadts als auch die Diskriminierung – „Kauft nicht beim Juden", „Die Juden sind unser Unglück" – von Tag zu Tag ärger. Vor jedem jüdischen Geschäft oder Unternehmen standen einige SA-Leute und ließen niemanden herein. Dasselbe war bei uns. Die Einnahmen vom Geschäft verringerten sich mehr und mehr, bis es überhaupt keine mehr gab.

Mein Vater, der zuvor viele Dörfer und Städte bereist hatte, um seine Kundschaft zu besuchen, um Aufträge für Käufe zu erhalten oder auch Einkäufe in Textil- und Bekleidungsfirmen zu tätigen, konnte sich alsdann nicht mehr wagen, über Land zu fahren und verlor auf diese Weise sehr viel Außenstände. So sahen meine Eltern keine Aussicht, unsere große Familie weiter ernähren zu können. Das Geschäft, obwohl noch Waren enthaltend, stand meist geschlossen. Meine älteren Geschwister sahen sich daher gezwungen, jede Arbeit, die sich traf, bei Juden anzunehmen. Mein Bruder Heinrich (Chaim), der vorher die Buchführung, Steuerabrechnungen, Korrespondenz im Geschäft meines Vaters getätigt hatte, mußte umschulen. Er ging zu einem Tischler in die Lehre, um den Schreinerberuf zu erlernen. Meine ältere Schwester Mirjam heiratete vor 1933 und emigrierte schon Anfang 1933 mit ihrem Mann nach Palästina. Meine Schwester Esther, die, nachdem sie die Handelsschule in Darmstadt beendet hatte, in unserem Geschäft als Verkäuferin und Kassiererin arbeitete, ging aufs Land, um bei einer jüdischen Bauernfamilie im Haushalt zu arbeiten. Meine Schwester Sali, die vorher als Büroangestellte in einem großen jüdischen Warenhaus in Mainz arbeitete, deren Besitzer ihr Unternehmen wegen des Boykotts schließen mußten und alsdann ein Geschäft in Jerusalem eröffneten, ging zur Vorbereitung auf ihre Einwanderung nach Palästina nach Köln, wo sie im Jüdischen Krankenhaus das Bügeln und Mangeln erlernte und dafür Kost, Unterkunft und Taschengeld erhielt.

Rachel hilft mit, die Familie zu ernähren

Ich half nach den Schulstunden meiner Mutter im Haushalt, da die christlichen Gehilfinnen, zwar gegen ihren Willen, nicht mehr bei uns arbeiten durften. Wie schon erwähnt, erlernte ich in der Schule kaufmännische Fächer: Buchführung, Stenographie und Maschinenschreiben. Glücklicherweise fand ich bald nach Schulabschluß, Ostern 1935, einen Arbeitsplatz in der jüdischen Eisenwarengroßhandlung Mayer & Co. als Stenotypistin und Bürogehilfin. Jüdischen Firmen war es schon längst nicht mehr erlaubt, christliche Angestellte zu beschäftigen. In derselben Firma arbeitete mein Cousin, Moritz Enoch, der jedoch bald nach Palästina auswanderte, da er keine Zukunft für die Juden in Deutschland mehr sah. Ich verdiente ein Minimum, jedoch

konnte ich meinen Eltern in dieser schweren Zeit (die ich als Krieg gegen die Juden ansah), etwas helfen. Mein Chef, Herr Moritz Mayer, kam oft sehr verzweifelt und depressiv von seinen Reisen zurück. Er erzählte mir, wie seine „treuen Kunden" Hunde auf ihn hetzten, nur um ihn nicht für die an sie verkauften Waren bezahlen zu müssen. Seine Frau, die unter großer Angst lebte, wenn sie ihren Mann auswärts wußte, lernte bei mir in den Abendstunden Hebräisch und sprach oft auf ihren Mann ein, die Eisenwarengroßhandlung zu liquidieren und bald nach Palästina auszuwandern. Sie kamen niemals nach Palästina. Herr Moritz Mayer wurde bald nach Dachau verschleppt und von den Nazis umgebracht. Frau Mayer verschwand später in Polen. Verwandte in Israel sagten mir, daß sie in Theresienstadt umkam. Ich erinnere mich an ihre wunderschöne Wohnung, die viele Kunstgegenstände enthielt, die in der Liebigstraße war, gegenüber der Johanneskirche. Ihr großes Eisenwarenlager blieb vogelfrei. Sie hatten eine Tochter, Ruth, die im Ausland lebte und Deutschland von jeher mied.

Einzelaktionen gegen die Juden Darmstadts

Die Angst unter den Juden Darmstadts wurde täglich ärger, um so mehr, als der „Stürmer" schreckliche Taten über sie verbreitete, die sie nie begangen hatten. Hinzu kamen die Einzelaktionen der Jahre 1935/36, die die greuelsuchenden Nazis meist am Sabbat organisierten, als sie, wie ich es von meinem Vater weiß, Angehörige der Gemeinde, von der Synagoge kommend, in den berüchtigten Griesheimer Wald verschleppten, wo man sie schlug, entehrte, ihre Haare und Bärte anbrannte und sich dann selbst überließ. Auch meinem Vater geschah solches. Er versuchte, über die Grenze nach Metz zu flüchten, aber dort konnte man ihn ohne Papiere nicht aufnehmen. Er kam in einem schrecklichen Zustand nach Hause. Solche Einzelaktionen wurden niemals geahndet!
Zu dem Judenboykott gegen jüdische Unternehmen und Geschäfte kam noch die Verweisung der Juden von öffentlichen Anlagen, Spiel- und Sportplätzen, Schwimmbädern, Cafés, Theatern – die alle mit Schildern versehen waren „Eintritt für Juden verboten". Manches Mal zitierte man: „Für Juden und Hunde ist der Eintritt verboten."

Bei uns zu Hause Hunger und Armut

Sehr schnell wurde die Situation bei uns zu Hause unerträglich. Wir waren alle unterernährt und wußten jahrelang nicht, wie Fleisch schmeckt. Wir lebten von Brot und Kartoffeln, und von Zeit zu Zeit gab es Hering. Milch und Käse sahen wir längst nicht mehr. Hinzu kam, daß die fast tagtäglichen Reden Hitlers, im Radio übertragen, das Volk mehr und mehr gegen die Juden aufhetzten. Wir fanden zu Hause keine Ruhe, nicht tagsüber und nicht nachts. Unsere Holzrolläden wurden oft mit Steinen bombardiert, so auch die Auslagefenster des Geschäftes. Anfang Mai 1933 konnten wir beobachten, wie die früheren Sozialdemokraten und Kommunisten bereits in Naziuniform „herumstolzierten". Wir verstanden, daß sie hauptsächlich des Brotes wegen in die Uniformen gezwungen wurden. Trotzdem gab es noch einige christliche Bekannte und Kunden, über die wir später hörten, daß sie sich Untergrundbewegungen angeschlossen hätten. Diese kamen heimlich zu uns, durch einen Hintereingang, um etwas zu kaufen, jedoch von diesen kleinen Erlösen konnte unsere zehnköpfige Familie nicht ernährt werden.
Zusätzlich hatten wir im Jahre 1932 ein altes Ehepaar mit dem Namen Neigass aufgenommen, das wir mitzufüttern hatten. Sie lebten in der Obergasse.
Zum Friseur oder Schuhmacher wagten wir uns schon längst nicht mehr. Erstens wegen der hohen Ausgaben und zweitens, weil wir bei ihnen nicht eingelassen wurden. Das Schild „Für Juden Eintritt verboten" war unser tägliches Brot. Solange mein älterer Bruder Heinrich (Chaim) zu Hause weilte, sorgte er eigenhändig für unsere Sohlen und für die Frisuren, als auch für die Flicken an unseren Kleidern und Hosen. Er nahm es als selbstverständlich hin, für alle nötigen Ausbesserungen in der Wohnung zu sorgen und diente auch als Maler und Tapezierer. Er unterwies auch die jüngeren Geschwister und half ihnen bei Bedarf.

Mein Bruder Markus und die Nazis

Die drei jüngsten Geschwister konnten noch nicht begreifen, was es hieß, unter dem Hitlerregime zu leben. Markus, mein zweitjüngster Bruder, lernte in der ersten Klasse des Realgymnasiums mit noch einigen jüdischen Schü-

lern. Sie wußten nicht, daß bald die Stunde schlagen würde, in der man sie von der Schule entfernen würde. Markus war ein gescheiter Junge, jedoch naiv. Eines Morgens beschwerte er sich, weil sein Lehrer in SS-Uniform in der Klasse erschien und nicht den zu haltenden Geographieunterricht gab, sondern eine politische Rede hielt, in der er einiges Schlechte über die Juden sprach. Markus hatte den Mut, diesen Lehrer darauf hinzuweisen, daß er jetzt Geographiestunde geben müsse. Unter diesem „Mut" meines Bruders sollten wir alle, besonders mein Vater, sehr leiden. Einige Zeit später erschienen bei uns zu Hause einige SS-Leute, um meinen Vater abzuholen. Er mußte zwei Wochen im Gefängnis sitzen wegen des „unerhörten" Betragens seines Sohnes. Dieser Schreck kam zu einem Ende, auch indem man Markus sofort vom Gymnasium verwies.

Die erste jüdische Schule und die Notstandsküche

1934 gründete die Israelitische Religionsgemeinschaft Ecke Grafen- und Bleichstraße die erste jüdische Schule in Darmstadt. Von da an begannen die jüdischen Kinder in dieser Schule zu lernen, so auch meine jüngeren Geschwister, Markus, David und Lea. Wegen des immer ärger werdenden Hungers unter vielen jüdischen Familien Darmstadts gründete die Gemeinde eine Notstandsküche in der Bleichstraße, die Essen ausgab für all die Hungrigen. Wir waren da auch oft zu Gast, und diese Küche war ein Segen in der schweren Zeit.

Fastnacht 1936 und die Flucht aus Darmstadt

Wie schon erwähnt, gelangte meine älteste Schwester, Mirjam Kleiner, geb. Hochbaum (verstorben 1965 in Jerusalem), mit ihrem Mann, kurz nach der Hochzeit 1933, nach Palästina. Bald danach taten beide alles, Einreisezertifikate nach Palästina für meine Eltern und für drei meiner jüngsten Geschwister – Markus, David und Lea – anzufordern. Mehr als drei Kinder mit den Eltern waren sie nicht erlaubt anzufordern. Mirjam in Palästina hörte von den Greueltaten der Nazis mit Beginn des Judenboykotts, weswegen sie sehr besorgt war, weil sie ahnte, daß die große Familie dem Hunger ausgesetzt sein würde. So bat sie in jedem Brief meine Eltern, sich für die Auswan-

derung nach Palästina vorzubereiten. Es dauerte noch geraume Zeit, bis die Einreiseerlaubnis kam. In der Zwischenzeit unternahm mein Vater Schritte, das Geschäft zu liquidieren und alsdann nach Palästina zu emigrieren. Dann jedoch geschah folgender Vorfall:

Zur Fastnachtszeit 1936 geschah Grauenhaftes bei uns zu Hause. Wir gingen, wie gewöhnlich, unruhig zu Bett. Es mag kurz vor Mitternacht gewesen sein, als wir vom obersten Stockwerk (zwei Etagen über uns), wo der Sturmbannführer Naas wohnte, einen Mordsradau und das Stampfen von schweren Stiefeln hörten, dann auch Gejohle und Geschrei: „Un jetzt zu de Judde" (Heinerdeutsch). Wir konnten vernehmen, wie einige Männer die Holzstiegen herunterstapften, und alsdann waren starke Axtschläge hörbar, mit denen sie unsere Eingangstür aus Holz (in der Schlafzimmeretage im ersten Stock) intensiv bearbeiteten und zerschlugen. Wir Kinder lagen im nächsten Zimmer, in das fünf bis sechs Männer in SA-Uniform mit haßverzerrten Gesichtern hereinstürmten, uns Kinder – Markus, David, Lea und mich – aus den Betten zerrten, auf uns einschlugen und uns die hohe Wendeltreppe herunterwarfen. Das Geschrei und Weinen der Kinder war herzzerreißend. Trotz allem stürmte ich nach oben, um mit meinen „großen Kräften" sozusagen meine Eltern zu retten. Ich stellte mich vor meine Mutter und meinen Vater, als könnte ich sie beschützen. Meine Mutter bat um Erbarmen, jedoch nützten da keine Bitten. Die SA-Leute zerrten erst meine Mutter an den Haaren mit aller Gewalt, warfen sie hin und her und schlugen sie gänzlich nieder. Meinen Vater, schreckensbleich, rissen sie mit aller Gewalt am Bart, sengten seine Haare an, warfen ihn zu Boden, schlugen und traten auf ihn ein, mit all ihren Kräften, bis er leblos dalag. Die Freude der Hulligane war enorm, als sie ihre „Heldentaten" getan sahen. Sie ließen ihre Opfer lachend und gröhlend zurück und stapften zur Parterreetage herunter, wo auch das Geschäft war. Sie raubten und zerschlugen alles, was unter ihre Hände kam, und verließen alsdann das Haus.

Wir Kinder, ich war damals die Älteste zu Hause (16 Jahre), schrien so laut wir konnten um Hilfe. Keiner antwortete, und keiner kam. Es gelang mir, mit den kleinen Geschwistern aus dem Haus zu fliehen, jedoch vorher wollte ich sehen, was mit meiner Kusine Regina Enoch (jetzt Neumann) geschehen sei. Sie war bei uns zu Gast für einige Tage, bevor sie zu ihrer Familie nach Palästina fahren sollte, und ihre Schlafstätte auf dem Gästesofa war in der Parter-

reetage. Sie floh aus dem Haus, mit ihrem einzigen, wichtigen Vermögen – den Einreisepapieren nach Palästina –, als sie vernahm, was in der oberen Etage geschah. Sie rettete sich und ihre Papiere in die Nacht, und die Sorge um sie blieb auf mir zurück.
Ich rannte mit den Kindern zum Telefon im naheliegenden Wirtshaus, um das Überfallkommando zu alarmieren, jedoch antwortete man mir, nachdem ich erzählt hatte, was vorgefallen war, daß sie sich nicht um Einzelaktionen kümmern könnten. Im Wirtshaus, das voll besetzt war, kümmerte sich keiner um uns oder darum, was bei Juden in nächster Nachbarschaft vorfiel. So lief ich mit den Kindern zur Schloßwache, in der sehr kalten Nacht und kaum bekleidet, um bei der Polizei Hilfe zu suchen. Dort sagte man mir wieder, daß sie sich nicht in Einzelaktionen mischen. Ich verblieb mit den Kleinen, völlig hilflos und in schrecklicher Angst um unsere Eltern, einige Stunden auf der Straße, die Kinder vor Schmerz, Kälte und Angst weinend und mir das Herz zerreißend. Dann, als der Morgen graute, gingen wir zu unserer Wohnung zurück. Das Geschäft und die Wohnungstür wie auch die Fenster standen weit offen. Alles war demoliert und angebrannt, und unsere Eltern, was unsere Sorge noch vergrößerte, waren nicht aufzufinden. Wir waren im Schock und konnten auch nicht mehr weinen. Wir saßen auf der Stiege vor dem Haus, als eine Frau, eine ehemalige Kundin meines Vaters, auf uns zukam und uns sagte, daß ihr Mann unsere Eltern aus dem Haus gerettet und sie zum jüdischen Gemeindehaus transportiert hätte. Nun wußten wir wenigstens, daß die Eltern lebten und bestimmt versorgt würden. Wie wir später hörten, wurden die Eltern ins Jüdische Hospital von Dr. Rosenthal, Heidelberger Straße, gebracht und dann dort gesundgepflegt.
Wir Kinder und auch die Kusine Regina Enoch, die am Morgen bleich und verängstigt zurückkam, gingen alsdann ins Gemeindehaus, wo wir Kleidung und Essen bekamen. Nachdem die Eltern einigermaßen auf den Füßen standen, noch mit Verbänden am Kopf, Gesicht, Armen und Beinen, wurden sofort Pläne gemacht, Darmstadt binnen weniger Tage zu verlassen, um nach Palästina zu gelangen. So wurde die letzte kleine Habe gepackt, und mit Begleitung von Freunden unserer Familie, Salo Wasserteil und Frau, die von meinem Vater beschworen wurden, auch Darmstadt bald zu verlassen, und mir, sah ich meine Lieben in den Zug steigen. Meine Eltern waren sehr verzweifelt, mich allein in Darmstadt zurücklassen zu müssen, und hielten mich,

die selbst so unsäglich traurig war, fest umarmt, als würden sie mich nie loslassen können. Die Eltern hatten auch noch die Sorge um meine kleinste Schwester Lea, die vor der Abreise an Mumps erkrankte und hohes Fieber bekam. Mein armer Vater hatte ganze 120 Reichsmark in der Tasche. All das, was er einst besessen hatte, ging zugrunde.

Allein und ohne Familie

Ich wollte mich unter die ausfahrende Bahn werfen, denn ich sah meine Welt zusammenstürzen, in meiner schweren seelischen Depression, weil ich keine Zukunft vor mir sah, so allein. Die Wasserteils hielten mich von meiner Tat zurück, und als der Zug nicht mehr zu sehen war, nahmen sie mich für einige Tage zu sich, obwohl sie nicht imstande waren, mich zu trösten. Einige Tage später nahm mich eine Kusine von der verzweigten Enoch-Familie bei sich auf. Trotz ihrer guten Absicht führte ich ein Aschenbrödel-Dasein. Meine Kusine und ihr Mann hatten keine Geduld und Zeit für meine Depressionen. Sie hatten ja selbst genug Sorgen um ihr Geschäft, das ihnen kaum etwas eintrug. Sie hatten auch drei kleine Kinder zu ernähren und waren sehr nervös und unruhig. Mit mir wurde es ständig ärger. Ich schloß mich in meinem Zimmer ein und ließ keinen herein und nahm nichts zu mir, bis man die Tür mit Gewalt öffnete. Ich war außerstande zu reden.
Alsdann nahm sich meiner Walter Stein an, der der Vorsitzende der zionistischen Vereinigung in Darmstadt war. Er hörte von meinem Zustand und nahm mich für ein paar Tage bei sich auf. Er versicherte mir, daß ich bald nach Palästina gelangen könne, jedoch hätte ich für einige Zeit in ein Lager der Jugendalija nach Köln zu gehen, das ungefähr 40 Jugendliche meines Alters für die Alija (Auswanderung nach Palästina, die Red.) vorbereite. Ich nahm seinen Vorschlag gern an, denn hierdurch sah ich mich einer Wiedervereinigung mit meiner Familie in Palästina näherkommen. Ich war froh, Darmstadt und die für mich deprimierende Umgebung verlassen zu können. Mein Abschied von Verwandten und Bekannten war kurz, jedoch von Frau und Herrn Wasserteil war es mir schwer zu scheiden, da ich ahnte, daß sie einer dunklen Zukunft entgegengingen.
Mit meinem Bruder Chaim und meinen Schwestern Esther und Sali blieb ich in brieflichem Kontakt, die, wie schon beschrieben, für eine erhöhte Alijamög-

lichkeit auswärts arbeiteten. Sie erfuhren durch mich über den grausamen Überfall auf unser Elternhaus, über die fluchtartige Ausreise meiner Eltern und der drei kleineren Geschwister von Darmstadt nach Palästina, und daß ich mir ganz allein überlassen war. Meine Schwester Sali schrieb mir einen sehr verzweifelten Brief, in ihrer großen Sorge um mich, ihre jüngere Schwester, nach all dem, was ich zu Hause erleben mußte. Jedoch war es ihr unmöglich, mir praktisch zu helfen, und sie war zufrieden, daß ich einer Einordnung in ein Jugendlager für baldige Emigrationsmöglichkeit entgegensehen konnte. Sie schrieb mir, daß sie von unserem Vater vor seiner Ausreise einen Abschiedsbrief erhalten hatte, dessen Inhalt sie sehr erschütterte, weil mein Vater betonte, daß sein Herz brechen muß, weil er seine Kinder ohne jeden Schutz und Hilfe seinerseits in der so feindlichen, gefährlichen Umgebung zurücklassen müsse, und möge doch der Allbarmherzige geben, daß sich die gesamte Familie in Bälde in Palästina vereinen möge. Er schrieb auch, daß unsere Mutter nicht imstande sei, selbst nur einige Worte dem Brief hinzuzufügen, da sie die ganze Zeit um ihre zurückgelassenen Kinder weine. Sali und Esther, die den Brief gemeinsam lasen, blieben in schwerer Depression zurück, die andauerte, bis endlich ein Brief von meinem Vater aus Palästina ankam, der beide ein wenig beruhigte. Diese Briefe sind bis heute im Familienarchiv verwahrt.

Familie Hochbaum vereint in Palästina

Von meiner Familie ist zu berichten, daß letzten und guten Endes alle ihre Mitglieder sich nach Palästina retten konnten und bis 1938 sich alle von ihnen hier trafen, ein jeder nach schweren Erlebnissen und Tragödien. Alle konnten sich mehr oder weniger gut einordnen, und das Elternhaus blieb, bis zum Ableben der Eltern (1964 der Vater, 1966 die Mutter) der Treffpunkt von uns Kindern und später auch den Enkelkindern bei jeder Gelegenheit und besonders an den Festen. Von acht Geschwistern sind wir heute nur noch fünf, zwei Brüder und drei Schwestern.
Ich lebe in Jerusalem seit 1940, habe 1946 eine Familie gegründet und lebe in unserer Heimat mit Mann, zwei Kindern und drei Enkelkindern in Zufriedenheit.

Kurt Mayer

Heute blüht neues Leben aus den Ruinen der Synagogen

Aus der neuen Heimat Uruguay ins alte Darmstadt

Es ist nicht leicht, über mein Leben in Darmstadt zu berichten, denn ich mußte Darmstadt unter dem Druck der Verhältnisse in der Nazizeit kurz nach meinem Abitur im April 1934 schon mit 19 Jahren verlassen. Und doch sind mir viele Dinge im Gedächtnis geblieben, Schönes und Unschönes, Schwarz und Weiß mischten sich, um später in der Dunkelheit unterzugehen. So haben wir gesehen, wie gut und angenehm wir lebten, was uns als etwas Alltägliches erschien, bis es von den Nazihorden zerstört wurde.

Ich möchte auf einige Dinge zurückblicken, die vielleicht nicht alltäglich waren, aber vielleicht für mich persönlich wegweisend. So zum Beispiel, als im Realgymnasium unser Klassenlehrer, unser von uns allen verehrter Dr. Karl Grünewald, uns vorschlug, Fußball spielen zu gehen, statt Französisch zu pauken. Oder als unser Englischlehrer, Prof. Dr. Eckel, nachdem wir versetzt waren und er uns programmgemäß mit „Sie" ansprechen sollte, uns erklärte, daß die einzige Möglichkeit, die er habe dies zu tun, sei, zu uns „Sie Esel" statt „Du Esel" zu sagen.

Es war nicht ganz leicht, unter den obwaltenden Umständen ins Abitur zu kommen, und am Judenboykottag, dem 1. April 1933, mußte ich – sehr gegen meinen eigenen Willen – die Faust benützen, um einem Klassenkameraden, der mich als Jude mit den unflätigsten „Titeln" bedachte, zu zeigen, daß ein Jude – wenigstens noch zu jener Zeit – auch draufschlagen konnte, wenn es nötig war. Ein Assessor trennte uns schließlich. Daraufhin hatte ich meine Ruhe bis zum Abitur, genau das, was ich wollte. Inzwischen wurden wir aus Sparsamkeitsgründen „umgeschult" und kamen teilweise zu Beginn der Oberprima in die Ludwigs-Oberrealschule und deren Realgymnasium, wo ich dann mein Abitur ablegte. Dort waren die meisten Mitschüler mir unbekannt, mit nur wenigen Ausnahmen. Mit den früheren Kameraden des Re-

algymnasiums verlor ich dann leider jeden Kontakt. Einige wenige Freunde sind mir geblieben, die sich nicht an die Nazidoktrin halten wollten.
Nach meinem Abitur am 23. Februar 1934 verließ ich Deutschland am 17. April 1934 und ging nach Holland, wo ich dreieinhalb Jahre lebte und arbeitete. Als ich im November 1934 zum 50. Geburtstag meines Vaters zurückkam, ließ man mich wissen, ich solle so schnell wie möglich wieder nach Amsterdam zurückfahren, wenn ich nicht ins KZ Osthofen kommen wolle. So verließ ich Deutschland 1934, um es erst 1973 wiederzusehen. Inzwischen war ein früherer Klassen-„Kamerad", der in unserem Hause sehr oft Gastfreundschaft genossen hatte, mit SA-Leuten zu meinen Eltern in unser Haus gekommen, um einen Teil unserer Bibliothek zu stehlen, die vielleicht nicht ganz nach deren Geschmack war.
Und doch war nicht alles negativ gewesen, was in meinem Gedächtnis geblieben ist, es gab auch Positives, wenn auch niemand ahnen konnte, was das Nazi-Regime in Zukunft plante. Ich war ein begeisterter Sportler gewesen, spielte Handball im SV 98, Tennis im Tennis- und Eisclub und lief Ski im Darmstädter Skiclub, der eine Hütte im Schwarzwald hatte. Als wir später nicht mehr in diesen Clubs bleiben konnten, da wir Juden waren, ließ sich – ich glaube als einzige – die TG Bessungen nicht einschüchtern, nahm uns als Mitglieder auf, und so spielten wir Tennis an der „Rennbahn". Viele hätten sich an der TG Bessungen ein Beispiel nehmen können, und vielleicht hätte es dann in Deutschland und der Welt später anders ausgesehen. Unsere Hand-, Fußball und andere Sportarten hatten wir dann in dem neu gegründeten jüdischen Club RjF (Reichsbund jüdischer Frontsoldaten), der sich um den Sport bei der jüdischen Jugend kümmerte.
Ich hatte natürlich auch eine Menge nichtjüdischer Freunde, wie Gustav Falter (heute Lehrer i. R., in Trautheim lebend), der mit mir zusammen das Abitur machte und der mich später zweimal mit dem Fahrrad in Holland besuchte, mit dem ich nach dem Krieg wieder in Verbindung kam, der mich auch in Montevideo besuchte, um so eine lebenslange Freundschaft aufrechtzuerhalten. Walter May – nicht zu verwechseln mit dem Sohn Walter von Lippmann May –, dessen Vater Redakteur bei der sozialdemokratischen Zeitung „Volksfreund" in Darmstadt war, war ein inniger Freund von mir seit unserer „Bubenzeit". Als Antinazi (er war kein Jude) saß er anderthalb Jahre im Gefängnis. Kurt Reiber – der Sohn von Bürgermeister Julius Reiber – war

einer meiner besten Freunde, gebildet, hochmusikalisch und ebenfalls ein aufrechter Demokrat, er blieb in Rußland verschollen, im Kampf für ein Regime, das er aus der Tiefe seiner Seele haßte. Ironie des Schicksals. Wir hatten einen schönen Kreis von Freunden, guten Menschen mit kulturellem Niveau, mit Interesse an allem Guten und Schönen, Theater, Malerei, Musik, der natürlich auch durch die Nazis zerstört wurde.
Meine Eltern waren sehr aktiv im sozialen Leben, mein Vater Max Mayer war Vorsitzender der Vereinigten Jüdischen Wohlfahrtspflege, führend in der Bne-Brith-Loge, im Vorstand der Israelitischen Religionsgesellschaft, während meine Mutter Emma Mayer geb. Wolf, aus Lengfeld im Odenwald stammend, sehr viel soziale Arbeit im Jüdischen Frauenbund leistete.
Als ich in Holland in der Metallbranche arbeitete und die Rüstungen der verschiedenen Mächte sah, drängte ich meine Eltern zur Auswanderung, bevor der Krieg ausbrechen würde und die Lage der Juden in Deutschland sich untragbar gestalten würde. Sie verloren 90 Prozent ihres Hab und Gutes, als sie schließlich im August 1937 Deutschland verließen, aber sie retteten ihr Leben und entgingen so KZ und Krieg. Sie ruhen beide in der Erde Uruguays, dem Land, das uns Gastfreundschaft und Leben gegeben hatte, als viele andere Länder ihre Pforten schlossen, und dem wir zu ewigem Dank verpflichtet sind und wo wir eine neue Heimat gefunden haben.
Der Käufer unseres Geschäftes, das wir zu einem Schundpreis, durch den Druck der Verhältnisse, verkaufen mußten, zahlte den Restpreis nicht mehr, da er glaubte, „einem Juden nichts zahlen zu müssen". Unser Anwalt riet uns ab, an die damalige deutsche sogenannte „Justiz" zu appellieren, da ein Jude niemals sein Recht bekommen würde, selbst wenn er es hätte.
1973 war ich das erste Mal seit 1934 wieder in Darmstadt, auf Grund einer Einladung von Herrn Oberbürgermeister Sabais. Darmstadt ist eine herrliche Stadt geworden, wahrscheinlich weit schöner, als sie jemals früher gewesen ist. Ich habe einen Teil der Neubauten bewundert und ging mit schmerzendem Herzen durch viele altgewohnte Straßen und sah nicht ein einziges bekanntes Gesicht. Und gerade das ließ mich mich fremd fühlen. Unser Haus in der Riedeselstraße 23 fiel unter den Bomben, der Saalbau, das Große Haus des Theaters und unser altes Realgymnasium standen nicht mehr. Und unsere altgewohnten Synagogen waren 1938 dem Mob zum Opfer gefallen.
Ich habe noch einige wenige Freunde dort, die noch ein Blick auf die Ver-

gangenheit sind, und so kann ich nur auf die Zukunft hoffen. Ich gehöre hier – außer zur Bne-Brith-Loge „Montevideo", deren Präsident ich dreimal war und deren momentaner Mentor ich noch bin – auch zur „Confraternidad Judeo-Cristiana" (Gesellschaft für jüdisch-christliche Zusammenarbeit), die, wie in der ganzen Welt, auf die Versöhnung und Zusammenarbeit zwischen Juden und Christen hinarbeitet.

Und auch so möchte ich die Einweihung der neuen Synagoge 1988 in Darmstadt verstehen, als ein Zeichen von Menschen guten Willens, das Verflossene, den Barbarismus unserer Zeit, zwar nicht zu vergessen und seine Opfer zu würdigen, aber auch den Blick in die Zukunft zu lenken, damit derartige Grausamkeiten niemals mehr vorkommen können und Menschen zu Menschen menschenwürdig sein mögen. Heute blüht neues Leben aus den Ruinen der Synagogen in Darmstadt. Möge Gott den M enschen, die an diesem Neubau mitgewirkt haben, Kraft und seinen Segen geben, ihre Arbeit auch in Zukunft mit Zusammenarbeit und Frieden zwischen allen zu krönen.

Marion Mayer

Auch nach der Auswanderung blieb noch immer die Angst

Als Jude hatte man im Jahre 1936 keine Rechte mehr

Marion Mayer, die Tochter von Julius Steiermann, Besitzer einer Süßwarenhandlung, berichtet über die Jahre 1933 – 1937 in Darmstadt und die Auswanderung nach Amerika.

Ich ging vier Jahre (1930 – 1934) zur Rundeturm-Schule und war immer eine gute Schülerin. Ich war schon bei der Viktoria-Schule angemeldet, aber als ich 1934 dort eintreten wollte, wurde es mir als Jüdin verboten. Diese Situation war schwer für meine Eltern, für mich sowie für die anderen Darmstädter Juden zu fassen. Meine Vorfahren waren schon mindestens seit dem 17. Jahrhundert (dokumentiert) in Hessen, und unter den Darmstädter Juden kann ich mich auf viele Namen guter Familien erinnern: Kahn, Schack, Lehmann, Steinberg, Dernburg, Haas, Neu, Henschke, Hirsch, Freudenberger, Bachrach, Strauss, David, Guggenheimer, Ranis, Goldschmidt, Katzauer, Lindauer, Wieseneck, Pauly, Meyer, Rothschild, Rehfeld, Sternfels, Blum, Enoch, Wolf, Thalheimer, Reinheimer, Hönigsberger, Dahlerbruch, Mosbacher, Freytag, Langenbach, Dr. Nauheim, Bodenheimer.

Ich ging dann statt dessen zur jüdischen Schule, wie alle jüdischen Kinder aus Darmstadt und Umgebung. Die Schule wurde von der orthodoxen Gemeinde in der Bleichstraße gegründet. Obwohl wir dort eine gute Bildung in Fremdsprachen, Mathematik, Buchführung und Religion bekamen, erinnere ich mich, daß meine Eltern sagten, daß ich in der Viktoria-Schule außerdem Physik, Chemie und Algebra gelernt hätte. Als die jüdische Schule ihren französischen Lehrer verlor, lernte ich weiter bei einer Privatlehrerin. Also war unsere weitere Bildung schon früh von der Nazi-Regierung begrenzt und gehemmt worden.

Ich hatte auch einen sehr guten privaten Violinlehrer, Herrn Kleinberg, ein jüdischer Musiker, der in Polen geboren war. Deshalb mußte er plötzlich

Darmstadt und Deutschland verlassen und nach Polen zurückkehren. Er ist bestimmt nicht mit dem Leben davongekommen.
Inzwischen hatte der Boykott der jüdischen Geschäfte angefangen. Die deutschen nichtjüdischen Bürger bekamen es streng verboten, bei Juden zu kaufen. Viele Kunden kamen abends und nachts heimlich zu meinem Vater, so daß sie nicht gesehen wurden. Mein Vater Julius Steiermann hatte eine gutgehende Süßwarengroßhandlung in der Schulstraße 10, aber unter diesen neuen Umständen mußte er das Geschäft verkleinern und ins Haus umlegen. Wir wohnten im ersten Stock in der Roßdörfer Straße 42, in meines Vaters Haus wurde das Wohnzimmer Büro, das Fremdenzimmer und die Parterre-Wohnung Geschäft und ein Teil des Annexes Lager und Magazin. Mein Vater mußte den größten Teil seiner Angestellten entlassen, und meine Mutter tat die Büroarbeit.
Zu dieser Zeit fingen die Nazis an, jüdische Männer zu verhaften. Die „Gründe" waren an den Haaren herbeigezogen; wenn jemand einen Witz erzählte, der vielleicht irgend etwas mit der Regierung zu tun haben möchte, dann wurde er verhaftet. Mit der Zeit sprachen wir sogar zu Hause nur noch ganz leise, denn, wie meine Eltern warnten, „die Wände haben Ohren" . . .
Wir konnten auch lange nach unserer Auswanderung noch nicht über das schreckliche Angstgefühl hinwegkommen. Also waren viele von uns, wie wir, psychologisch verwundet. Wir wußten nie, ob wir meinen Vater abends wiedersehen würden oder ob er in Dachau oder Osthofen landen würde. Soviel ich mich erinnere, waren das zwei der ersten KZ-Lager. Und das war Darmstadt, die einst so freundliche, gemütliche, kultivierte Stadt, die Stadt des Hessischen Landestheaters und Rudolf Bings, die Stadt Flotows, der Künstler-Kolonie, der judenfreundlichen Großherzoglichen Familie?
Einige Male kam die SA plötzlich und ohne Warnung ins Haus, um die Geschäftsbücher zu prüfen. Das war, mit Absicht, immer direkt vor den jüdischen Feiertagen. Einmal wollten sie alles im Kassenschrank sehen und dadurch sahen sie zufällig meines Vaters Medaillen vom Ersten Weltkrieg. Sie fragten, ob dieselben meines Vaters wären, und mein Vater antwortete: „Als ich die bekam, lagen Sie noch in den Windeln." Meine Mutter und ich zitterten vor Angst im nächsten Zimmer, aber die SA-Männer gingen schließlich fort.
Wir hatten Mieter in den verschiedenen Wohnungen in unserem Gebäude.

Im zweiten Stock wohnte die Witwe Engroff mit ihrem Sohn, der sich schnell der SA angliederte. Der Sohn sprach nie mehr mit uns, und seine Mutter nur, wenn der Sohn es nicht sah. Frau Engroff hat uns jedoch im Geheimen gewarnt, daß wir fortgehen sollten, den sie wüßte (wahrscheinlich von ihrem Sohn), daß es den Juden unter der Nazi-Regierung immer schlechter gehen würde.

Wir hatten viele Jahre ein Dienstmädchen, das wirklich sozusagen zur Familie gehörte, ein gutes Gehalt bekam und natürlich ihr eigenes Schlafzimmer hatte. Sie war immer fröhlich und zufrieden bei uns, und sie und ich hatten viel Spaß zusammen. Aber sie verlobte sich mit einem Nazi, der ihr nicht erlaubte, uns jemals wieder zu sehen.

Eine Anzahl von Verwandten und Freunden fingen 1933 an auszuwandern, und die Anzahl wurde jedes Jahr größer. Sie gingen nach USA, Palästina, manche nach Frankreich und in andere europäische Länder. Ein Onkel sagte, daß man besser aus Europa wegginge, denn der Kontinent sei ein Hexenkessel. Wir Kinder wollten schneller weg als unsere Eltern, denn wir sahen klarer, daß die Zukunft schlecht aussah. Meine Eltern waren 1936 45 und 38 Jahre alt, und ihre Vorfahren, wie gesagt, hatten schon jahrhundertelang in Hessen gelebt. Die älteren Generationen glaubten einfach nicht, daß Hitler lange existieren würde. „Gib ihm genug Seil, und er wird sich selber hängen", hörten wir oft, sowie „Wir fahren mit dem letzten Zug!"

Viele der Leute, die mit dem „letzten Zug" fort wollten, wurden mit Vieh- und Güterwagen nach Polen verschleppt und dort ermordet, zum Beispiel Lotte Steinberg, meine Freundin, ihr Bruder Hans und ihre Eltern, Rudolf und Erna Steinberg geb. Feitler sowie Erika Dahlerbruch, ihr Schwesterchen und die Eltern Siegfried und Lina Dahlerbruch – alles Darmstädter Juden.

Ich verlor drei Tanten, drei Onkel, einen Vetter und eine Kusine im Holocaust, und eine Großtante nahm Gift, als die SS sie fortschleppen sollte. Artur und Ida Haas, eine Nachkusine aus Darmstadt, wurden ermordet. Ende 1936 sagte ich meinen Eltern, daß ich mit einem Kinder-Transport weggehen würde, wenn sie nicht mitgingen. Dann wurde mein Vater krank und engagierte einen Mann, der bei den Kunden einkassieren sollte. Er hat einkassiert – aber in seine eigene Tasche. Mein Vater verklagte ihn, aber das hat, soviel ich weiß, nicht geholfen, denn als Jude hatte man keine Rechte mehr. Das war aber unser Glück im Unglück. Wir informierten unsere Verwandten

in Chicago, daß wir eine Bürgschaft wollten. Sie erledigten das schnellstens, aber die Quota-Nummer dauerte so lange, daß wir beinahe nach Süd-Amerika mußten, wo wir auch Verwandte haben. Glücklicherweise kam unsere Nummer dran, bevor es zu spät war. Mein Vater mußte das Gebäude verkaufen, und wir konnten unsere Möbel, Haushaltsartikel und Kleidung mitnehmen, durften aber nur zehn Dollar pro Person mitnehmen.

Ich sah nur sieben meiner Schulfreunde wieder, in den Staaten: Kurt Reinheimer (Darmstadt), Helmut Hanauer (Reinheim), die beide im Zweiten Weltkrieg als US-Soldaten gefallen sind, Manfred Wolf (Darmstadt), der in New York jung starb, und Liesel Neu (Lengfeld), Lotte Pauly und Walter Strauss, die mit ihren Familien nach Chicago auswanderten, und Eva Bodenheimer, die in Baltimore lebt (die letzten drei sind Darmstädter).

Bis heute, wenn ich an die schlimmen Zeiten denke, höre ich die Nazis an unserem Haus vorbeimarschieren und das Horst-Wessel-Lied singen. Auch höre und sehe ich die Nazis an den Straßenecken ihre Büchsen rütteln und schütteln, während sie „Kampfschatz" riefen. Und ich denke sehr oft daran, daß meine Eltern und ihre Zeit- und Glaubensgenossen oft sagten: „Der alte Anti-Semitismus war der verdeckte – der jetzige (neue) ist der offene!"

Als Zeuge der schrecklichen Zeit sah ich, daß der Nazi-Antisemitismus von der Regierung aus kam und belohnt wurde, während humane Behandlung der Juden getadelt und bestraft wurde. Obwohl es anständige Leute gab, die sogar ihr Leben aufs Spiel setzten, um manchen von uns zu retten, waren zuviel andere überzeugt, daß wir Untermenschen seien, daß wir keine Rechte hätten, und deshalb waren sie sehr willig, uns zu ermorden.

Toleranz ist deshalb nicht genug. Gegenseitiges Verstehen muß immer bestehen und muß für immer gehegt und gepflegt werden.

Unsere Nachkömmlinge, jüdisch und nichtjüdisch, müssen von Generation zu Generation über den Holocaust informiert werden, genau wie wir alle die Geschichte des Auszuges aus Ägypten lernen und jedes Jahr wiederholen, „als ob wir selbst Sklaven dort gewesen wären".

Auf diese Weise, wenn in der Zukunft Symptome des Antisemitismus, Faschismus, Menschenhasses oder unfairen Vorurteiles erscheinen, werden mit Gottes Hilfe unsere Nachkömmlinge aller Religionen und aller Länder dagegen kämpfen, denn sie werden sofort an die große Katastrophe des 20. Jahrhunderts denken.

Deshalb sind die Worte, die in den Grunstein der neuen Darmstädter Synagoge eingemauert worden sind, so wichtig und nötig: „Und in jenen Tagen werde ich . . . alles Zerstörte wieder herrichten und aufbauen, daß es dauere bis in alle Ewigkeit." (Amos 9,11)

Eliezer Netivi

„Eine menschliche Geste gab mir Frieden"

Ein Taschentuch als Abschiedsgeschenk vor der Deportation

Statt persönlicher Erinnerungen an Verfolgung und Krieg schickte uns der heute in Haifa lebende Diplom-Psycho-Pädagoge einen Artikel, der im September 1961 im „Darmstädter Echo" erschienen war. Anläßlich eines Besuches in Darmstadt hatte damals Eliezer Netivi bei der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gesprochen. Eliezer Netivi ist gebürtiger Darmstädter. Sein Vater Erich Weglein besaß das Haushaltswarengeschäft Lehrbach am Markt. Im September 1961 erlebte der Sohn eine kleine Episode, die ihm half, Frieden mit seiner Geburtsstadt zu schließen.

„Ich wurde vor 47 Jahren in Darmstadt geboren, vor 27 Jahren mußte ich, als Jude, diese Stadt verlassen und verlor damit Heimat, einen sehr geliebten Beruf, Jugend und – vor allem – meine Eltern, die ich nie wieder sah. Fünfundzwanzig Jahre mied ich Deutschland, doch während der letzten beiden Jahre hatte ich Gelegenheit, Darmstadt verschiedene Male zu besuchen. Ich muß gestehen, daß ich mich nirgendwo so unglücklich gefühlt habe, wie gerade hier. Vielleicht deshalb, weil Liebe und Haß zu nahe beieinander in der menschlichen Seele wohnen. Und das, obwohl ich hier von vielen Menschen – vom Herrn Oberbürgermeister angefangen – mit Zuvorkommenheit, ja mit Herzlichkeit empfangen worden bin.

Doch gestern abend, nach meinem Vortrag, kam eine alte Frau auf mich zu und stellte sich mir vor als die erste Hausangestellte meiner Eltern, die schon vor meiner Geburt und dann weitere vier Jahre in unserem Haus gelebt hat. Und sie zeigte mir ein altes, vergilbtes Kinderbild von mir selbst, das sie nahezu 45 Jahre aufgehoben hatte. Und ihre Tochter, die als Friseuse meine Mutter betreut hatte, schenkte mir ein kleines, bescheidenes Taschentuch, das sie als Abschiedsgeschenk von meiner Mutter vor deren Deportation er-

hielt. Durch Hölle, Krieg und Ausbombung hatten diese beiden Frauen diese Andenken aufbewahrt.
Als ich heute früh aus meinem Hotelfenster sah, fühlte ich plötzlich, daß dies vergilbte Tüchlein mir geholfen hat, Frieden mit meiner Geburtsstadt zu machen. Mögen viele kleine Gesten menschlicher Größe wie diese dazu beitragen, neues Vertrauen und Verstehen zwischen Ihrem und meinem Volk zu schaffen."

Sella Sprung

Die geistige Nahrung stand über Sport und Vergnügen

Die Synagoge der Israelitischen Orthodoxen Religionsgemeinschaft war unser zweites Zuhause

Alle meine Erinnerungen an meine Geburtsstadt Darmstadt sind immer eng mit „unserer Schul" verbunden. Wir liebten diese schöne Synagoge mit einer Ehrfurcht und Liebe an erster Stelle nach dem Elternhaus. Dies war weitaus mehr als ein Ort, den man einmal wöchentlichzum Beten besuchte. Unsere Synagoge war der Mittelpunkt des Gemeindelebens, ja eigentlich unser zweites Zuhause!

Religiöse Juden beten täglich dreimal in Gemeinschaft von mindestens zehn Männern – Knaben gelten ab 13 Jahre als Erwachsene –, so daß man sich zu zehnt oft in der Synagoge traf und nach den Gebeten verschiedene Probleme besprechen konnte. Außerdem lernte man dort von Kindheit bis ins Alter – daher die Bezeichnung „Schul" – in entsprechenden Gruppen unter Anleitung des jeweiligen Rabbiners und anderen Gelehrten Thora-, Bibel- und Talmudwissenschaft bis in die späte Nacht hinein. Die letzten großen Lehrer in Darmstadt waren Rabbiner Dr. Julius Merzbach s. A. (= seligen Angedenkens, die Red.), Rabbiner Ludwig Wahrhaftig s. A. und Rabbiner Simon Schwab, der noch heute die große „Frankfurter Gemeinde" in New York leitet.

Der einfache, aber Ehrfurcht gebietende, sehr schöne Stil unserer Synagoge diente sogar als Vorlage für den viel größeren, prachtvollen Bau des Gotteshauses der größjüdischen Gemeinde in der Friedberger Anlage in Frankfurt am Main. Heute erinnert nur noch eine Gedenktafel an diese wichtigen historischen Stätten.

Ecke Grafenstraße 13 und Bleichstraße war, direkt an die Synagoge angrenzend, die Religionsschule angebaut, wo wir nach der allgemeinen Schule noch nachmittags und abends in verschiedenen jüdischen Fächern unterrichtet wurden. Später, als wir als „unerwünschte Schüler" von allen deutschen

Schulen verwiesen wurden, wurden dort, in der jüdischen Volksschule 1934–1938, auch alle offiziellen allgemeinen Themen gelehrt. Die Klassenzimmer dienten außerdem zu Versammlungen und Veranstaltungen des religiösen Jugendvereins „Ezra". Auch hier stand geistige Nahrung weit über Sport und Vergnügen. Noch sehr jung wurden wir in philosophischen Vorträgen über ernste Probleme zum Denken angeregt. Namhafte Redner auch von außerhalb beeinflußten unsere Erziehung und unser Wissen. (Meine Lehrerin in der Goetheschule, Fräulein Gertrud Matthäi-Pfaff, fragte mich oft: Woher hast du denn diese reifen Begriffe und tiefen Gedanken?)
Auch eine Jugendbibliothek und ein Archiv mit wertvollen alten Werken und Zeitschriften standen uns zur Verfügung, so daß wir hier fast unsere ganze Zeit verbrachten. In dem kleinen, bescheidenen Schulhof konnten wir auch spielen und ein bißchen toben, und eigentlich nur hier fühlten wir uns noch ein wenig unbeschwert! Hier waren wir ganz einfach daheim! Und noch jetzt, nach über 50 Jahren mit vielen verschiedenen Erlebnissen in verschiedenen Ländern, befinde ich mich im Traum sehr oft in „unserer Schul" und in „unserem Hof"! Aber das Erwachen ist dann traurig, da ja gar nichts mehr davon existiert.
In der Nacht vom 9./10. November 1938 gingen plötzlich in ganz Deutschland mehr als 1000 jüdische Gotteshäuser in Flammen auf oder wurden auf „höheren Befehl" auf verschiedene andere Weisen dem Erdboden gleichgemacht. Alte historische Bauten, kostbare rituelle Kunstgegenstände, Bücher und handschriftliche Werke von unschätzbarem Wert wurden einfach sinnlos zerstört! Das kulturell so hochstehende Volk der Dichter und Denker sollte in einer einzigen Nacht eine tausende Jahre bestehende Kultur zu einem jähen Ende bringen! Und das war erst nur der Anfang des weiteren unglaubbaren Geschehens.
Die Synagoge in der Bleichstraße wurde wegen der Feuergefahr für den angrenzenden Zeitungsverlag Wittich nicht verbrannt, sondern „nur" gesprengt und vollständig demoliert, alle heiligen Thorarollen und Bücher wurden zerrissen. Noch bis heute begehen ältere aus Deutschland gerettete Juden diesen tragischen 9. November (nach unserem Monatskalender der 16. Marcheschwan) als Fasten- und Trauertag. Und wir können nur beten und hoffen, daß sich solche Greuel nie mehr und nirgends auf der Welt wiederholen!

Lotte Swartz

Meine Freundinnen durften auf einmal nicht mehr mit mir sprechen

Das jüdische „Schwäble" mit blonden Haaren und graublauen Augen

Lotte Swartz wanderte 1937 nach Amerika aus. Bis heute unterrichtet sie dort Deutsch.

Ich bin in Buttenhausen bei Münsingen, Württemberg, geboren. Mein Vater Karl Lindauer und zwei Brüder, Max und Moritz, waren die Inhaber einer Zigarren- und Zigarettenfabrik. Die Zigarrenfabrik in Buttenhausen wurde geschlossen, und auch die Zigarettenfabrik in Stuttgart. Mein Vater kaufte die „Gutenberg"-Seifenfabrik in Darmstadt in der Mühlstraße.
Meine Eltern zogen von Buttenhausen nach Darmstadt, ich zog von Stuttgart nach Darmstadt. Ich besuchte die Rothert'sche Oberrealschule in Stuttgart. Nun kam der erste Tag in der Alicen-Eleonoren-Schule. Und jemand erklärte mir, wie man dorthin am besten geht. Wahrscheinlich bin ich zu oft links eingebogen, denn ich kam zu spät in die Schule. Die erste Stunde war Chemie in der Schule gegenüber von der Alicen-Eleonoren-Schule. Ich klopfte an die Tür, trat ein und sagte in meinem besten Schwäbisch: „Entschuldige Sie – I han d'Schule nemme gfunda." Das war natürlich zu viel für die Ohren des hessischen Dialektes. Alle Schüler lachten so laut und so lange, daß der Professor nicht mehr unterrichten konnte. Durch die ganzen Schuljahre hat er nie mehr eine Frage an mich gestellt, und von da an war ich „'s Schwäble".
Drei Jahre war ich in der Alicen-Eleonoren-Schule. Ich hatte Erlaubnis, in der Schule zu bleiben, auch während der Hitler-Jahre. 1934 bekam ich mein Lehrer-Diplom als Hauswirtschaftslehrerin. Jeden Morgen mußten wir alle aufstehen und das Bild Hitlers grüßen. – „Heil Hitler." Ich saß ganz hinten und versteckte mich ein bißchen – nie habe ich „Heil Hitler" gesagt.
Die Schule fing um 8 Uhr an, und fünf Minuten vor 8 Uhr fuhr ich die Alexanderstraße hinunter, stellte das Rad ab und war in der Klasse um 8 Uhr. Jemand hatte mich beobachtet und meldete der Nazi-Partei, daß ich jeden

Morgen um 8 Uhr zu einer kommunistischen Sitzung ginge. Ich konnte beweisen, daß ich jeden Tag in der Schule war.
Wie oft, wenn ich in der Stadt war und hörte, wenn die Jugendgruppen marschierten oder die SS oder SA, ging ich schnell in ein Geschäft, kaufte etwas, um nicht auf der Straße zu sein und dann die Fahne grüßen zu müssen. Ich kann mich noch erinnern, als die Truppen ins Rheinland zogen. Wir gingen überhaupt nicht in die Schule.
Meine zwei Freundinnen in der Schule waren Maria und Katrina aus Bensheim, und sie durften nicht mehr mit mir sprechen. Als die Nazi-Partei die Schulen übernahm, hatten wir auch einen Nazivorsteher. Er kam einmal in die Klasse und sagte: „Ich weiß, wir haben eine jüdische Studentin in der Klasse"; er zeigte auf Katrina, und sie mußte vor die Klasse kommen. „So sehen die Juden aus!" Sie hatte dunkle Haare und auch eine dunklere Hautfarbe. Niemand sagte ein Wort. Ich saß ganz hinten, blonde Haare, graublaue Augen, einen dunkelblauen Rock mit weißer Bluse und ein Berchtesgadener Jäckchen. Er dachte bestimmt, ich gehöre der Nazi-Partei an.
Ich war immer sportlich gekleidet. Als der RJF-Sportverein gegründet wurde, spielte ich Handball (Torwart), und im Sommer betrieb ich Leichtathletik. Als wir das Sportfeld bekamen, arbeitete ich mit vielen anderen viele Stunden, um die 100-Meter-Bahn in guter Form zu haben. Auch die Eltern waren beteiligt. Ich erinnere mich, meine Mutter brachte Siedwürstchen und Kartoffelsalat für die ganze Gruppe. Der Lastwagen meines Vaters war das Transportmittel, wenn wir in anderen Städten spielten.
Meine jüdischen Freundinnen waren Erika Wartensleben und Trude Hönigsberg.
Als Geschenk zum Abschluß der Schule durfte ich mit einer Tante nach Spanien (Ostern 1934) reisen. Die Tochter meiner Tante wohnte in Madrid.
Rabbiner Dr. Mertzbacher wollte, daß ich Sport unterrichte in der jüdischen Schule. Ich war dort eine Zeitlang; für ein Jahr unterrichtete ich Sport und Hauswirtschaft in der jüdischen Schule in Offenbach.
Im Juni 1937 wanderte ich nach Amerika aus. Hier in Amerika habe ich fast 40 Jahre unterrichtet. Ich ging auf die Universität und habe Deutsch gelehrt. 1979 bin ich in den Ruhestand getreten, bin aber immer noch Hilfslehrerin und lehre immer noch Deutsch.

Prof. Dr. Kurt H. Wolff

Darmstadt war für mich die Welt

Religionsunterricht beim „Bienchen" und Wanderungen im Odenwald

Kurt H. Wolff wurde 1912 in Darmstadt geboren. Er studierte Soziologie in Frankfurt und begann mit einer Dissertation zum Thema „Die Darmstädter Intelligenz". 1933 emigrierte Kurt H. Wolff zunächst nach Florenz, Ende der dreißiger Jahre nach USA, wo er in Boston Soziologie lehrte. Dr. Wolff lebt heute in Newton, in der Nähe von Boston.

Obwohl ich ein Jude bin und mir nicht vorstellen kann, etwas anderes, jemand anderes zu sein, bin ich mit der Darmstädter Synagoge mehr als durch Herz und Geist durch meine Nabelschnur verbunden – und froh und dankbar, daß es wieder eine Synagoge gibt. Gewiß erinnere ich mich gut an meine „Bamitzwa" im Jahre 1925, noch kein Jahr nachdem mein Vater, der Weinhändler Oscar Louis Wolff, plötzlich gestorben war, und an manche Geschenke, unter anderem ein gebrauchtes Fahrrad, das bis zu meiner Abreise im September 1933 mein geliebtes und unentbehrliches Verkehrsmittel war, aber auch an den noch heute in meinem Besitz befindlichen dreibändigen Gundolfschen Shakespeare, von meinem in Auschwitz verschwundenen Bruder Hanns, einem Antiquar. Aber selbst wie die Synagoge aussah (die in der Friedrichstraße), bedeutete nur roten Sandstein mit byzantinischen Plattzwiebeltürmen, und als ich ihre Photographie in „Juden als Darmstädter Bürger" nachschlug, stellte sie sich zwar deutlicher, aber anders vor.
Ich hatte noch Religionsunterricht bei Rabbiner Dr. Italiener, den ich respektierte, weil er sehr respektiert war, und später vom „Bienchen" (seinem Nachfolger Bienheim), den ich nie mit dem „Bienche Bimbernell", der wöchentlich verschlungenen Spalte Robert Schneiders im „Darmstädter Tagblatt" verwechselte; später auch von dem stattlichen Jakob Simon. Ich erinnere mich auch an Julius Goldstein, den Philosophieprofessor an der TH, und seine überwältigende weiße Mähne, besser aber an seine Frau Margarete,

die nach seinem Tod den „Morgen" herausgab und mich dort einige Arbeiten tun ließ; vor allem aber an ihre Kinder, vornehmlich ihre Töchter. Frau Goldstein schrieb mir eine wohlgemeinte Empfehlung, die mir im Ausland helfen könnte, die ich aber noch immer habe.

Die ältesten Juden, die ich kannte, waren Frau Mainzer in der Rheinstraße, die man oft sehen konnte, wie sie, auf ein Kissen auf der Fensterbank gelehnt, ihre Inspektion des Straßenlebens durch Blicke in den „Spion" beträchtlich förderte; und Ludwig Trier, irgendwie mit den Möbel-Triers verwandt, der bei meiner Bar Mizwa auch aus der Thora las, somit Kontinuität bestätigte; beide wären heute mehr als anderthalb Jahrhunderte alt.

Aber, wie gesagt: Nabelschnur – Darmstadt selbst war für mich die Welt, und ich erinnere mich, wie ich mich einmal auf einem Spaziergang verirrte und in Schweiß ausbrach, weil ich nicht wußte, ob ich in der Nähe des Böllenfalltors oder des „Exerts" war, also so weit weg von meinem Zentrum, von irgendeinem Zentrum, wie irgend überhaupt. Sowohl das Böllenfalltor (und die Gichtmauer, wenn auch nicht immer sonnig) wie der Exerzierplatz gehörten natürlich zu diesem Zentrum, dem Zentrum meiner Welt, kurz dem Weltzentrum – und noch viel mehr, zum Beispiel der Schnampelweg, der Roßdörfer Wald, die „Hirschkepp", der Einsiedel, die Orangerie, das Schloß, der Marktplatz, die Stadtkirche, der Herrngarten (wo mein geliebter Freund Hans Schiebelhuth einem hübschen Kindermädchen zurief: „Schmeißeses weck, ich mach Ihne ä schenneres!", was wahrscheinlich reine Belletristik ist, awwer schee wär's schon!), der Rutzebach, wo ich, falls ich mich übertrieben erinnere, einmal einen Krebs grapschte – und natürlich der Frankenstein, der Melibokus (-elibokus, -bokus, -okus usw.), ja der Odenwald und die Bergstraße, durch deren Gefilde ich meinem Vater, der in seinem Odenwaldclub, in Kümmel-und-Salz-Hosen, die in dicke Wollstümpfe gestopft waren, zu schnell bergauf ging, nur „Renn doch net so!" wehklagte.

Was aber stand im Mittelpunkt des Zentrums? Ei was denn sonst wie de Datterich? Und es gehört nicht viel Einbildungskraft dazu sich vorzustellen, wie bestürzt ich war, als ich bei der bisher letzten Vorstellung meinen Ohren schmerzhaft zumuten mußte wahrzunehmen, daß das Lisettche nur mit Mieh un Nohd aus Dammstadt war.

In meiner Welt von Darmstadt war es die Kunst, um die sich alles drehte. Ich hatte unglaubliches Glück. Lange bevor ich – damals war ich schon 16 –

Hans Schiebelhuth, der gerade aus Amerika zurückgekommen war, kennen- und lieben lernte und lange vor der ersten Begegnung mit dem überwältigenden Karl Wolfskehl 1933 in Florenz, hatte ich zwei Lehrer im Realgymnasium, Herrn Machemer in Zeichnen und Malen und Franz Como, erst in Französisch, später in Deutsch. Her Machemer, den viele Mitschüler vor allem komisch fanden, begeisterte mich, wie er die Bewegungen und die Einheit eines Gemäldes vortanzte und vorschrie (während der andere Zeichenlehrer seine Schüler wochenlang ein Eichenblatt mit zunehmender, aber nie ganz zu erreichender Präzision zu Papier bringen ließ).
Herr Como interessierte sich für meine Schreibversuche und riet mir dringend zu Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag", Hölderlin, Kleist und Huysmans (letzteren natürlich auf französisch). Außer meiner Begeisterung war beiden Herren die Betonung ihres Charakters durch besondere Kleidung gemeinsam, so gehörte zu Herrn Machemer ein enormer Maler-Klecksel-Borsalino, der 26 Mark gekostet hatte, wie er entzückt bekannte, und zu Herrn Como ein schwarzer, platter, aber ebenfalls weitrandiger Hut und ein schwarzes kühn wallendes Lavallier.
Glücklicherweise sah ich Franz Como und seine Familie nach dem Krieg wieder, und meine Frau und ich sind mit seiner Tochter und ihrem Mann seit Jahrzehnten innig befreundet. Und da waren Well Habicht, der Bildhauer, und seine Frau Irma, Tochter Alexander Kochs und Schwägerin Wilhelm Michels. Habichts waren befreundet mit meiner Schwester und ihrem Mann, dem Frauenarzt Paul Wolff, in dessen Klinik in der Riedeselstraße, die er zusammen mit Klaus Hoffmann hatte, meine Mutter jahrelang Buch führte. Well brachte mir das Gipsgießen bei; es war schön panschig, und man konnte ja nie wissen, ob es einmal von Nutzen sein könnte, wenn man im Ausland nach Arbeit sucht. Es war's nie, ebensowenig wie Frau Goldsteins Empfehlung, aber ich habe noch Fotos von Gipsfiguren, die ich freudig schnitzte und spritzte, nachdem ihr Guß nur mangelhaft geglückt war.
Wie es war, als ich nach neunzehn Jahren Darmstadt wiedersah, ist so schwer zu beschreiben, was die Stadt mir in meinen beiden ersten Lebensjahrzehnten bedeutete; trotzdem habe ich es versucht. Was ich hier geschrieben habe, ist vielleicht unzulänglich, sowohl der Maßlosigkeit des Kinderglücks wie der Maßlosigkeit des Elends, das bald darauf folgte, völlig unangemessen.

Gertrud Zipora Berthenthal

„Warum löscht denn niemand die Synagoge?"

Die Antwort war nur ein Lachen – Ein Gebet in höchster Not

Gertrud Zipora Berthenthal wurde nicht in Darmstadt geboren, hat aber einen Großteil ihrer Jugend dort verbracht. Sie kam am 14. 10. 1923 in Groß-Umstadt zur Welt. Ihr Vater Herrmann Kahn (geb. 6. 8. 1892) stammte aus Höchst, ihre Mutter (geb. 4. 6. 1900) aus Groß-Umstadt.

Von 1930 bis 1935 war ich in der Volksschule in Groß-Umstadt. Dann besuchte ich bis 1937 die jüdische Schule in Höchst im Odenwald. Von 1937 bis zur „Kristallnacht" lernte ich Nähen in Darmstadt bei den Katholischen Schwestern. Das Nähen sollte eine Vorbereitung zur Auswanderung nach Israel sein. Zu meinen guten Erinnerungen gehören die Eindrücke des Mädchens vom Lande von der großen Stadt: Schloß, Saalbau, Langer Ludwig, Botanischer Garten, Museum.

Zum Stichtag 10. 11. 1938: Für diesen Tag war ich angemeldet zu einem jüdischen Zahnarzt in Darmstadt. Als ich mit meiner seligen Mutter gegen Mittag bei der Synagoge vorbeikam, waren viele Menschen dort, und die Feuerwehr löschte rundherum Gebäude. Auch wir blieben stehen und wunderten uns, was da vorgeht. Da wir damals noch kein Radio hatten und von allem nichts wußten, fragte ich die ganze Zeit: Warum löschen die nur so rundherum und die Synagoge brennt und man löscht sie nicht? Als Antwort fing man an zu lachen.

So gingen wir einige Häuser weiter zum Zahnarzt. Dort waren schon 20 bis 30 Juden, die dort hingeflohen waren. Der Arzt sagte, heute könne er nicht arbeiten. Auf unsere Frage, warum, sagte er: „Schaut nur mal zum Fenster hinaus." In diesem Moment sahen wir, wie der Davidstern mit der Kuppe der Reformsynagoge umfiel, alles schrie wie aus einem Mund „Schmah – Israel", das ist unser Gebet in Not. Dieses Bild werde ich nie vergessen.

Als wir dann am Abend in Umstadt ankamen, fing in dieser Nacht auch dort

die „Kristallnacht" an. Am nächsten Tag fuhren wir wieder nach Darmstadt zu den Katholischen Schwestern, welche sich rührend um uns bemühten. Sie sagten, beherbergen könnten sie uns nicht, da man sie warnte, daß nach den Synagogen die Kirchen an der Reihe wären. Aber mit Puder auf den Haaren, um „nicht so jüdisch auszusehen", mit Obst und Gebäck versorgt, brachte uns eine Ärztin in die Klinik zu Dr. Rosenthal, wo meine Mutter mit einem Nervenzusammenbruch blieb. Und ich arbeitete dort für einige Wochen von 6 Uhr früh bis 12 Uhr nachts. Fußböden wischen, Kranke waschen und füttern, Essen verteilen und nachts Gemüse putzen.
Seit 1. 3. 1939 lebt Gertrud Zipora Berthenthal in Israel. Ihr Mann stammt aus Kiel. Sie haben drei Söhne und acht Enkel.

Die Dokumentation

Gibt es 50 Jahre nach der Zerstörung wieder eine Synagoge in Darmstadt?

Eine Initiative Rüdiger Breuers beschäftigt als interfraktioneller Antrag morgen das Stadtparlament

Wenn sich am 9.November 1988 der schreckliche Tag zum fünfzigsten Male jährt, an dem die Nazis die jüdischen Gotteshäuser zerstört haben, also der Tag, der als „Reichskristallnacht" auf einer dunklen Seite deutscher Geschichte steht, dann soll es in Darmstadt wieder eine Synagoge geben. Das ist der übereinstimmende Wille aller in Darmstadt in Verantwortung stehender Politiker. Das vom Stadtverordneten Rüdiger Breuer ins Gespräch gebrachte Anliegen ist von der SPD-Fraktion aufgegriffen worden und soll – fernab jeder politischen Auseinandersetzung um Erstgeburtsrechte und herausgelöst aus jedweder Form von Parteienstreit – zum gemeinsamen, von allen vier Fraktionen getragenen Antrag werden.

„Wir begrüßen diese Initiative ausdrücklich", sagte dazu gestern Moritz Neumann als der geschäftsführende Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Darmstadt. Die Juden in Darmstadt verfügten seit Wiedererstehen des gemeindlichen Lebens im Jahr 1946 nur über einen provisorischen Betraum in der Osannstraße. Dieser Raum diene für vielfältige Formen der Gemeinde-Aktivitäten und müsse dehalb zu den eigentlichen Gottesdiensten immer wieder ein- und ausgeräumt werden. Neumann im Gespräch mit unserer Redaktion: „Wir sind eine der wenigen Städte mit funktinierendem Gemeindeleben, in der es noch immer keine Synagoge gibt."

Die Juden in Darmstadt hatten bis 1938 drei Synagogen. Eine stand auf dem jetzigen Gelände des Stadtkrankenhauses, eine an der Ecke Grafen- und Bleichsstraße und eine in Eberstadt. Die jüdische Gemeinde in Darmstadt hat derzeit etwa 120 Mitglieder. Eine Synagoge aber würde auch von den im südhessischen Umland lebenden Juden mitbenutzt.

Breuer hat seine Initiative entwickelt, als am 9. November das Darmstädter Stadtparlament seine Sitzung für eine Gedenkfeier unterbrach. Wenn Darmstädter Bürger die Synagogen zerstört haben, dann müssen Darmstädter Bürger mithelfen, den Juden wieder eine Synagoge zu bauen. Darauf zielt der Antrag, der den Magistrat zu Vorgesprächen mit der jüsischen Gemeinde beauftragt, der Verhandlungen mit Bund und Land wegen Bezuschussung in Gang setzen soll. Wenn Breuer sich durchsetzt, soll ein bescheidener Ansatz für Planungsmittel in den Etat des nächsten Jahres, der morgen das Parlament beschäftigt.

Die jüdische Gemeinde, die nach Neumanns Worten arm ist, könnte für die Synagoge das Grundstück einbringen, über das sie in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrem Friedhof in Bessungen verfügt.

Darmstädter Tagblatt, 11. 12. 1984

Darmstadt soll eine neue Synagoge erhalten

Fraktionen des Stadtparlaments scheinen sich einig: Einweihung am 9. November 1988

(KS). „Jedes Jahr einmal an der Gedenkstätte erhebende Worte und betretene Gesichter – das reicht einfach nicht." Mit diesen Worten kommentiert der Stadtverordnete Rüdiger Breuer (SPD) einen von ihm vorbereiteten Antrag seiner Fraktion, der gute Chancen hat, am morgigen Mittwoch im Stadtparlament von allen Parteien übernommen zu werden. Es geht um den Bau einer neuen Synagoge.

Darmstadt ist nach Auskunft des geschäftsführenden Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, Moritz Neumann, die einzige größere Stadt in Hessen ohne eine Synagoge. Seit Wiedergründung der jüdischen Gemeinde nach dem Krieg finden die Gottesdienste in einem provisorischen Betraum statt.

Die beiden früheren Synagogen waren in der von den Nazis später zynisch als „Reichskristallnacht" bezeichneten Terrorwelle gegen Juden und jüdische Einrichtungen in Deutschland am 9. November 1938 von der SA zerstört worden. Eine Gedenkstätte am Neubau Ecke Bleichstraße und Grafenstraße erinnert an eines der beiden jüdischen Gotteshäuser.

Nach Ansicht Breuers wäre es für die Stadt Darmstadt nichts weiter als ein Akt der Wiedergutmachung, den heute etwa 120 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde bis zum fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung am 9. November 1988 zu einer neuen Synagoge zu verhelfen. Ein Grundstück steht der Gemeinde an der Ecke Martinstraße und Seekatzstraße in unmittelbarer Nachbarschaft des jüdischen Friedhofs zur Verfügung.

Der Antrag, eine Synagoge mit städtischer Beteiligung zu bauen, wird voraussichtlich von allen vier Fraktionen getragen. Vorbehalte gibt es lediglich bei der FDP gegenüber der Absicht, schon im Haushalt 1985 Planungsmittel einzusetzen. Dazu sei das ganze Projekt und seine Finanzierung noch zu ungewiß, meinte gestern der FDP-Fraktionsvorsitzende Dr. Hermann Molter.

Die jüdische Gemeinde würde einen Parteienstreit um das Projekt für schädlich halten. Neumann erinnert daran, daß Oberbürgermeister Dr. Ludwig Engel schon in den fünfziger Jahren das Projekt eines Synagogenneubaus geplant habe. Sein Gesprächspartner war der damalige Geschäftsführer der jüdischen Gemeinde, Dr. Alexander Haas.

Darmstädter Echo, 11. 12. 1984

Stadt will den Darmstädter Juden zu einer Synagoge verhelfen

Am Abend des 9. November 1938 rückten auch in Darmstadt die Männer der nationalsozialistischen Sturmabteilung (SA) aus. Ihr Befehl: Die Zerstörung jüdischen Eigentums. Die zündelnden Braunhemden und sie unterstützende Bürger leisteten ganze Arbeit. Drei lokale Synagogen sanken in Schutt und Asche. In ihrer jüngsten Sitzung — immerhin 46 Jahre später — faßten die Stadtverordneten einen denkwürdigen Beschluß. Sie wollen der fast mittellosen jüdischen Gemeinde in Darmstadt den Neubau einer würdigen Gebetsstätte ermöglichen.

Während der diesjährigen Gedenk-

feier für die Opfer des Nazi-Terrors — an einem der Standorte der früheren Synagogen — sann der SPD-Stadtverordnete Rüdiger Breuer darüber nach, warum die Juden in Darmstadt mittlerweile nicht wieder über ein geeignetes Haus für Andacht und Einkehr verfügen. Vom geschäftsführenden Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, Moritz Neumann (36), erhielt er später die nüchterne Antwort. Die derzeit rund 120 Gemeindemitglieder könnten lediglich auf ein spärliches Finanzaufkommen zurückgreifen. Ihr gegenwärtiges Domizil, ein Nachkriegsbau im Paulusviertel, war ihr von einem erbenlosen jüdischen Rechtsanwalt einst gestiftet worden.

Moritz Neumann: „Seit 1946 hat die Gemeinde ihre Gottesdienste stets in einem improvisierten Rahmen abhalten müssen. Auch der Religionsunterricht für die Kinder fand bis vor kurzem in einem Hinterzimmer neben der Küche statt. Die gebrauchte Einrichtung wurde uns teilweise vom Schuldezernenten der Stadt überlassen."

Die Geschichte der Juden in Darmstadt geht weit zurück. In den Jahren 1312 und 1330 hatten sich die Grafen Diether und Wilhelm I. von Katzenellenbogen von den Kaisern Heinrich VII. und Ludwig dem Bayern das Recht zur Ansiedlung „einer bestimmten Anzahl von Juden" in ihrem Territorium übertragen lassen. Allerdings: Erst 1529 können in Darmstadt erstmals Juden nachgewiesen werden. Es dauerte jedoch noch immer mehr als 150 Jahre, bevor sie sich zu einer Gemeinde zusammenschlossen.

Der Neid andersgläubiger Geschäftsleute hatte indes immer wieder massiven Druck auf die Juden zur Folge. So klagten die Städte auf dem Gießener Landtag im Spätherbst 1738 über die starke Vermehrung der Juden. „In vorigen Zeiten, so erklärten die Darmstädter Deputierten, habe man über ein oder zwei Juden in keiner Hauptstadt geduldet. Jetzt seien es in Darmstadt 24 Familien, in Groß-Gerau 60, in Butzbach 30 Seelen. Früher habe man ihnen nur den Handel mit Vieh und alten Kleidern erlaubt — jetzt könne fast kein Christ mehr „unbehelligt vor denselben einiges Gewerbe treiben". Man solle die Zahlen unbedingt wieder verringern. Auf jeden Fall aber „die Treibung unerlaubter, schädlicher Gewerbe durch die Juden" untersagen.

Dies alles vermochte nichts daran zu ändern, daß bis 1925 insgesamt 1646 Juden in Darmstadt lebten. Im Juni 1933 waren es 1427.

Mit den Nazis und deren Rassenwahn begann bei den Juden der große Exodus. Mitte April 1939 waren nur noch 258 von ihnen bei den Behörden registriert, die anderen hatten ihr Heil außerhalb der deutschen Grenzen gesucht. Die Zurückgebliebenen wurden nahezu ausschließlich in Konzentrationslagern ermordet.

Die erste Gebetsstätte der Juden war 1737, zwischen der Großen und der Kleinen Ochsengasse, in der früheren Altstadt, eingeweiht worden. Die beiden anderen kamen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu.

Nach den Brandstiftungen der SA-Horden und fanatisierter Bürger sowie nach dem jahrzehntelangen Provisorium hielt Breuer den 50. Jahrestag der sogenannten „Reichskristallnacht", den 9. November 1988, für den geeignetsten Termin zur Einweihung eines Neubaues. Er brachte einen entsprechenden Antrag im Stadtparlament ein und begründete diesen unter anderem mit dem Hinweis, daß es „bei periodischen Lippenbekenntnissen nicht bleiben darf". Die alljährlich bei Gedenkfeiern gesprochenen Worte müßten durch Handeln glaubhaft gemacht werden. Damit mache man es den jüdischen Mitbürgern möglicherweise etwas leichter, sich nicht mehr als Juden in Darmstadt, sondern als Darmstädter Juden zu fühlen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Moritz Neumann: „Wir begrüßen das außerordentlich. Die Synagoge wird ein Dokument der Festigung des jüdischen Gemeindelebens in dieser Stadt sein. Sie wird gleichzeitig für die Juden in ganz Südhessen ein neues geistliches Zentrum werden."

MARK HERDER

Frankfurter Rundschau, 22. 12. 1984

Support shule

BONN (JTA): The city council of Darmstadt has decided to provide funds to build the first synagogue in that Hessian town since Nazi mobs destroyed the two old synagogues there during the infamous Kristallnacht nearly a half century ago.

It will serve the 120 surviving Jews in Darmstadt and several other small Jewish communities in the southern region of the State of Hesse.

Ruediger Breuer, a Darmstadt official who initiated the project, explained, "We are fed up with paying lip

service to the suffering of the Jewish community in our town.

"It is high time to take action and we intend to do just that!"

The projected opening of the synagogue is November 9, 1988, when Jews in Germany and throughout the world will be marking the 50th anniversary of Kristallnacht, the first nationwide episode of carnage against German Jews organised by the Nazi regime.

On that date in 1938, Darmstadt had fewer than 2000 Jews.

Their two synagogues, one built in 1737 and the other in 1850, were gutted.

By April, 1939, only 258 Jews remained in Darmstadt.

Most of them were later deported to death camps in Germany and Eastern Europe.

Mr Breuer, a member of the Social Democratic Party (SPD), said the project originated when he asked the chairman of the local Jewish community why no synagogue has been built since the end of World War II almost 40 years ago.

The replay was that the town's Jews could not afford one.

Since 1946 they have been worshipping and giving religious instruction to their children at various temporary locations, none in good condition or with basic facilities.

When this was brought to the attention of the city council, it was decided that Darmstadt would see that a synagogue is built in the city where Jews have lived since at least the early 14th century.

No estimate has been made yet of the cost of the project.

Town officials said they will try to get the federal government and the government of the State of Hesse to share in the cost.

Jewish Chronicle
Melbourne, 11. 1. 1985

German Town To Replace Synagogue

Bonn (JTA) — The city council of Darmstadt has decided to provide funds to build the first synagogue in that Hessian town since Nazi mobs destroyed the two old synagogues there during the infamous Kristallnacht nearly a half-century ago.

It will serve the 120 surviving Jews in Darmstadt and several other small Jewish communities in the southern region of the state of Hesse. Ruediger Breuer, a Darmstadt official who initiated the project, explained, "We are fed up with paying lip service to the suffering of the Jewish community in our town. It is high time to take action and we intend to do just that."

The projected opening of the synagogue is Nov. 9, 1988, when Jews in Germany and throughout the world will be marking the 50th anniversary of Kristallnacht, the first nationwide episode of carnage against German Jews organized by the Nazi regime.

On that date in 1938, Darmstadt had fewer than 2,000 Jews. Their two synagogues, one built in 1737 and the other in 1850, were gutted. By April, 1939, only 258 Jews remained in Darmstadt. Most of them were later deported to death camps in Germany and Eastern Europe.

The Detroit Jewish News, 25. 1. 1985

German city to build first shul in 50 years

by David Kantor

BONN (JTA)—The city council of Darmstadt has decided to provide funds to build the first synagogue in that Hessian town since Nazi mobs destroyed the two old synagogues there during the infamous Kristallnacht nearly a half century ago.

It will serve the 120 surviving Jews in Darmstadt and several other small Jewish communities in the southern region of the State of Hesse. Ruediger Breuer, a Darmstadt official who initiated the project, explained, "We are fed up with paying lip service to the suffering of the Jewish community in our town. It is high time to take action and we intend to do just that."

The projected opening of the synagogue is Nov. 9, 1988, when Jews in Germany and throughout the world will be marking the 50th anniversary of Kristallnacht, the first nationwide episode of carnage against German Jews organized by the Nazi regime.

On that date in 1938, Darmstadt had fewer than 2,000 Jews. Their two synagogues, one built in 1737 and the other in 1850, were gutted. By April 1939, only 258 Jews remained in Darmstadt. Most of them were later deported to death camps in Germany and Eastern Europe.

Breuer, a member of the Social Democratic Party (SPD), said the project originated at the commemoration of Kristallnacht in November, when he asked the chairman of the local Jewish community why no synagogue has been built since the end of World War II almost 40 years ago. The reply was that the town's Jews could not afford one.

Since 1946 they have been worshipping and giving religious instruction to their children at various temporary locations, none in good condition or with basic facilities. When this was brought to the attention of the city council, it was decided that Darmstadt would see that a synagogue is built in the city where Jews have lived since at least the early 14th century.

No estimate has been made yet of the cost of the project. Town officials said they will try to get the federal government and the government of the State of Hesse to share in the cost.

Jüdische Zeitung Atlanta, USA, Februar 1985

Eine Geste besänftigt die Erregung

Reaktionen aus Amerika auf die Idee Breuers zum Bau einer Synagoge in Darmstadt

(KS). Er sei, schreibt der 43 Jahre alte jüdische US-Amerikaner Kenneth J. Miller, immer ein bitterer Gegner der Deutschen gewesen. Er habe es mit seinen Empfindungen nicht vereinbaren können, deutsche Waren zu kaufen, er habe geschworen, nie deutschen Boden zu betreten. Denn er könne nicht mit dem Holocaust fertigwerden, den die Deutschen seinen Verwandten und seinem Volk angetan hätten.

Ein Bericht über Darmstadt hat Millers unversöhnliche Haltung gemildert. In einer jüdischen Zeitung in Atlanta las der Amerikaner von den Plänen der Stadt, den 120 heute in Darmstadt lebenden Juden eine Synagoge zu bauen – als Zeichen der Wiedergutmachung für die beiden 1938 von den Nazis zerstörten Gotteshäuser der Darmstädter Juden.

Miller schreibt in einem Brief an den früheren SPD-Stadtverordneten Rüdiger Breuer, auf dessen Antrag der Beschluß des Stadtparlaments zustande kam, diese Geste gegenüber den Juden könne die Erregung bei Menschen wie ihm besänftigen. Miller bietet Hilfe und Kontakte zur jüdischen Gemeinde seiner Heimatstadt Greensboro an.

Eine ähnliche Reaktion erreichte Breuer aus Maplewood in New Jer-

sey. Mrs. William Brill Rothschild hatte ebenfalls in einer amerikanischen Zeitung mit großer Bewegung von den Darmstädter Plänen gelesen. Ihr Großvater Jonas Joseph, schreibt die Amerikanerin, war einst von Pfungstadt nach Amerika ausgewandert. Sie sei begierig zu erfahren, ob in Pfungstadt noch Juden lebten und ob diese die neue Synagoge in Darmstadt besuchen könnten.

Auf Grund vieler Reaktionen aus dem In- und Ausland weiß auch der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Darmstadt, Moritz Neumann, daß die Darmstädter Absicht als Zeichen der Bemühungen gewertet wird, das an den Juden begangene Unrecht wiedergutzumachen.

Allerdings sind dem Beschluß der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung aus dem vergangenen Herbst noch keine weiteren Taten gefolgt. Oberbürgermeister Günther Metzger will sich mit Neumann und Vertretern beteiligter Ämter Ende Mai zu einem Ortstermin am jüdischen Friedhof treffen, wo die Gemeinde ein Grundstück hat.

Neumann sprach sich jedoch für den Bau der Synagoge in unmittelbarer Nachbarschaft des jüdischen Gemeindezentrums in der Osannstraße aus. Hier sei die Synagoge besser zu erreichen und werde das Gemeindeleben der Darmstädter Juden fördern. Zwar sei dort weniger Platz, aber: „Wir wollen ja keine Kathedrale. Eine kleine Synagoge genügt uns".

Sie soll zum 40. Jahrestag der Zerstörung der beiden alten fertig sein.

Darmstädter Echo, 18. 4. 1985

Ein altes Fenster für die neue Synagoge

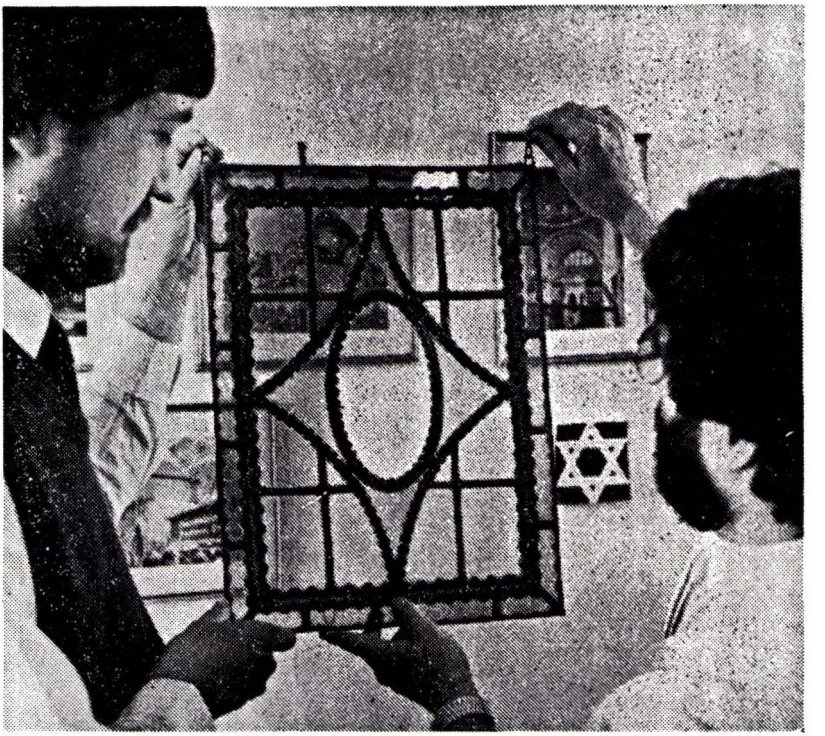
Arheilger Familie bewahrte das einzige Relikt der verbrannten Gotteshäuser auf

(pep). In der geplanten neuen Darmstädter Synagoge, die mit Unterstützung der Darmstädter Bürgerschaft gebaut werden soll, wird ein kleines, bleiverglastes Fenster einen Ehrenplatz erhalten. Es zeigt weder Davidstern noch Leuchter, lediglich ein mit grünem Glas umgebenes Oval, eingerahmt von einem orangeroten Viereck. Dieses Fenster hat einmal die liberale oder die orthodoxe Synagoge im Bereich Bleichstraße/Grafenstraße geschmückt. Beide wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, der sogenannten „Reichskristallnacht", zerstört.

Aus dem von Eckhart Franz herausgegebenen Buch „Juden als Darmstädter Bürger" geht hervor, daß der Führer der SA-Brigade 50 (Starkenburg) am 10. November um 3 Uhr von der vorgesetzten SA-Gruppe Kurpfalz die Anweisung erhalten hatte, „sämtliche jüdischen Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen... Die Aktion ist in Zivil auszuführen, Meuterungen oder Plünderungen sind zu unterbinden".

Der damals 63 Jahre alte Arheilger Peter Göbel machte sich einen Tag nach dem Synagogenbrand zu Fuß in die Innenstadt auf, um sich die Zerstörung anzusehen. Zwischen den Trümmern muß er das Fenster entdeckt haben. Er verbarg es unter seinem Mantel und brachte es nach Hause.

Jahrelang stand es auf dem Speicher, später bewahrte es die Familie in einem Schuppen auf. Göbel starb. Sein Enkel Peter Steinmetz, der in Egelsbach lebt, erfuhr aus dem ECHO von den Plänen, in Darmstadt fünfzig Jahre nach der Vernichtung der Gotteshäuser eine neue Synagoge für die 120 jüdischen Gemeindemitglieder und die Juden in den umliegenden Landkreisen aufzubauen. Da erinner-



DIESES FENSTER soll in der geplanten neuen Darmstädter Synagoge einen Ehrenplatz bekommen. Es ist das einzige Überbleibsel der beiden Synagogen, die in der sogenannten „Reichskristallnacht" am 9. November 1938 zerstört wurden. Peter Steinmetz (links), dessen Großvater es damals gerettet hatte, übergab es gestern dem geschäftsführenden Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Darmstadt, Moritz Neumann (rechts). (joc)

te er sich an das Fenster, das ihm einmal als Jugendlicher beim Stöbern auf dem Dachboden aufgefallen war und dessen Herkunft ihm seine Mutter erklärt hatte.

Gestern übergab er es dem geschäftsführenden Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Darmstadt, Moritz Neumann. Dieser gelobte, das Relikt werde in der neuen Synagoge architektonisch besonders herausgestellt. Vielleicht kann bis dahin auch geklärt werden, ob es zur liberalen oder zur orthodoxen Synagoge gehört hat. Peter Steinmetz weiß dies leider nicht.

Der Großvater, mutmaßt er, habe das Fenster damals wahrscheinlich an sich genommen, um es vor der Zerstörung zu retten. Er sei kein Judenfeind gewesen, habe vielmehr einen gutes Verhältnis zu Aaron Reinhard, dem Herausgeber der Zeitung „Arheilger" gehabt, die Göbels Gedichte wöchentlich veröffentlichte.

Bis 1938 gab es in Darmstadt drei Synagogen: zwei in der Innenstadt. eine in Arheilgen. Zur Zeit steht der jüdischen Gemeinde Darmstadt ein provisorischer Bet-Raum in der Osannstraße zur Verfügung. Nach den Worten von Moritz Neumann ist Darmstadt in Hessen die einzige Großstadt, in der es ein aktives jüdisches Gemeindeleben, aber keine Synagoge gibt.

Einem Antrag des Stadtverordneten Rüdiger Breuer (SPD) folgend, beschlossen die Darmstädter Stadtverordneten im vergangenen November den Neubau eines jüdischen Gotteshauses, zu dem die jüdische Gemeinde das Grundstück beisteuern wird.

Darmstädter Echo, 25. 4. 1985

Darmstädter Bürger mahnen den Synagogenbau an

Stadt wird an ihr Versprechen erinnert
Positive Reaktion aus Australien
Kanadischer Journalist interessiert an der Breuer-Initiative

(fb) - Der heutige vierzigste Jahrestag der Kapitulation ist auch in Darmstadt Anlaß zum Gedenken an das Schreckensregime der Nazis. Am Vormittag unterhalten sich Schüler der Bertolt-Brecht-Schule mit Zeitzeugen. Am Abend um 20 Uhr ist in der St.-Ludwigs-Kirche ein ökumenischer Gottesdienst, bei dem Kirchenpräsident Helmut Spengler predigt. Die Kollekte bei diesem Gottesdienst ist für die Inneneinrichtung einer neuen Synagoge bestimmt.

Rüdiger Breuer, bis vor zwei Monaten Stadtverordneter der SPD-Fraktion, hatte einen vom Stadtparlament einstimmig angenommenen Antrag eingebracht, der darauf zielt, daß anstelle der drei von den Nazis zerstörten Synagogen zum fünfzigsten Jahrestag der „Reichskristallnacht", in der diese Brandstiftungen im November 1938 vorgenommen wurden, in Darmstadt wieder eine Synagoge gebaut sein soll.

Zur Unterstützung dieser Initiative hat sich um den Journalisten Breuer eine Bürgergruppe geschart, die der jüdischen Gemeinde bei ihrem Streben nach einem Synagogen-Neubau unter die Arme greifen will. Die Initiative hat sich den Namen „Synagoge 88" gegeben. Breuer sagte gestern im Anschluß an die erste Zusammenkunft, man wolle der Stadt nicht die Verpflichtung zum Neubau abnehmen. Die Bürger — bis jetzt ist man rund ein Dutzend — wollten nicht, etwa wie die Pädagog-Aktion, durch spektakuläre Veranstaltungen Baugeld zusammenbringen. Breuer: „Das ist ein Thema, das mit Feingefühl gehandhabt werden muß. Es eignet sich überhaupt nicht für Profilierungsversuche." Und, so ergänzt er: „Die Arbeit der Gruppe richtet sich nicht gegen jemanden; wir arbeiten für etwas; wir streben Zusammenarbeit möglichst vieler an."

Der Stadtverordneten-Beschluß zum Synagogenbau ist in jüdischen Publikationen weltweit verbreitet worden. Der gebürtige Darmstädter Harry Will (59), dessen Eltern aus Reinheim und Oberklingen stammen und der in den dreißiger Jahren nach Australien emigriert ist, will für die neue Syngagoge die Thora-Rolle stiften. Er will, entgegen seiner Absicht, nie mehr nach deutschen Boden zu betreten, zur Einweihung der neuen Darmstädter Syngagoge in seine Geburtsstadt kommen.

Der kanadische Journalist Sheldon Kirshner bereist derzeit als Gast der Bundesregierung unser Land und schreibt Reportagen über die Situation der Juden in Deutschland, über den Neonazismus, über das deutsch-israelische Verhältnis und über die Absicht der Stadt Darmstadt, den jüdischen Mitbürgern zu einem Gotteshaus zu verhelfen. Gestern war Kirshner in der Osannstraße 11, wo Ruth Bratu und Moritz Neumann vom Vorstand der jüdischen Gemeinde in Darmstadt und Rüdiger Breuer seine Interviewpartner waren.

Darmstädter Tagblatt, 8. 5. 1985

Damit die Synagoge 1988 steht

Darmstädter Initiative will Bauprojekt vorantreiben

(pep). „Initiative: Synagoge '88" nennt sich die jüngste Darmstädter Bürgeraktion. Am Montagabend kamen zehn sozial oder kirchlich engagierte Darmstädter zu ihrer Gründung zusammen. Diese ersten Mitglieder sind keine Mandatsträger; einige gehören der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit an.

Aus moralischer Verpflichtung gegenüber den jüdischen Mitbürgern Darmstadts, einer Stadt mit einstmals drei Synagogen, die im Dritten Reich zerstört wurden, setzen sie sich für den Neubau eines jüdischen Gotteshauses ein. Es soll zum fünfzigsten Jahrestag der sogenannten Reichskristallnacht, im Jahr 1988, fertiggestellt sein. Diesen Beschluß hatten die Darmstädter

Stadtverordneten im Dezember 1984 mit der Maßgabe gefaßt, daß die jüdische Gemeinde Darmstadts dafür ein Grundstück zur Verfügung stellen möge. Alle Fraktionen waren einverstanden und billigten auch die Einstellung von 50 000 Mark Planungskosten in den Nachtragshaushalt '85.

„Wir waren erstaunt, daß bislang keine einzige Partei bei den Diskussionen um den Nachtragshaushalt an diesen Teil des Beschlusses gedacht hat", wundert sich Rüdiger Breuer, ehemaliger Stadtverordneter der SPD, Initiator des Synagogen-Antrags und Sprecher der neuen Initiative, die er folgendermaßen charakterisiert: „Wir sind kein Geldsammelverein und werden keine spektakulären Aktionen machen, das würde nicht zu unserem Ziel passen. Aber wir nehmen Geld an – für den Innenausbau der Synagoge."

Die Initiative will ein Konto einrichten. Erste Spenden werden heute abend bei einer Kollekte während des ökumenischen Gottesdienstes in der St.-Ludwig-Kirche zusammenkommen. Beginn: 20 Uhr. Diese Aktion geht vom katholischen und evangelischen Dekanat aus. Für weitere Spenden und Mitglieder ist die „Initiative: Synagoge '88" aufnahmebereit. Interessenten können sich mit Rüdiger Breuer, Herdweg 44, Tel. 64711, in Verbindung setzen.

Bisher ist noch nicht geklärt, auf welchem Grundstück der jüdischen Gemeinde Darmstadt das Gotteshaus gebaut werden soll. Oberbürgermeister Günther Metzger wird am 28. Mai mit einem Vertreter der jüdischen Gemeinde über das Bauprojekt sprechen.

Darmstädter Echo, Mai 1985

„Sie machen da etwas sehr Gutes"

Kanadischer Journalist schreibt über Synagogen-Projekt

(pep). Die in New York beheimatete jüdische Presseagentur „Jewish Telegraphic Agency" hat weltweit für die Verbreitung der Nachricht gesorgt, daß die Stadt Darmstadt beabsichtigt, für ihre jüdischen Mitbürger eine Synagoge zu bauen. Erste zustimmende Reaktionen trafen aus Nordamerika, Kanada und Australien ein.

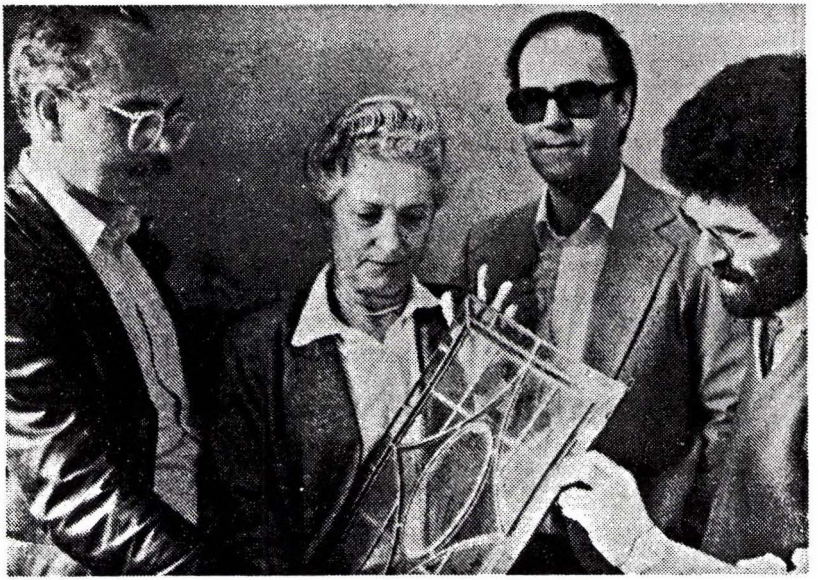
Auch der Journalist Sheldon Kirshner (38) aus Toronto, Kanada, las davon und schnitt sich den Artikel mit der Überschrift „City in West Germany will rebuild Synagogue" (Stadt in Westdeutschland will Synagoge wiederaufbauen) sorgfältig aus. Gestern nachmittag machte er einen Abstecher nach Darmstadt, um sich über Einzelheiten des Projekts zu informieren. Für seine Zeitung „The Canadian Jewish News" schreibt er nämlich eine Artikelserie über das Leben der Juden in Deutschland vierzig Jahre nach Kriegsende. Dabei will er auch auf Neo-Nazis und die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel eingehen.

Vierzehn Tage lang ist der deutschstämmige Kirshner – seine Vorfahren stammen aus Bad Reichenhall – Gast der Bundesregierung. Seit seiner Ankunft am Sonntag hat er mit Frankfurter Journalisten und einem jüdischen Bauunternehmer gesprochen. Weitere Interview-Termine sind mit Politikern und Vertretern jüdischer Gemeinden in der Bundesrepublik vereinbart.

Kirshners Reiseroute führt über Stuttgart, Bonn und München. Station will er auch in Schopfloch bei Stuttgart machen, einer kleinen Ortschaft, in der ein Dialekt mit jiddischen und hebräischen Elementen gesprochen wird – eine Kuriosität, auf die Kirshner bei der Lektüre einer New Yorker Zeitung aufmerksam wurde.

Bei seinem Darmstadt-Besuch sprach er gestern mit zwei Vorstandsmitgliedern der jüdischen Gemeinde, Ruth Bratu und Moritz Neumann, und mit Rüdiger Breuer, der den Anstoß für das Synagogen-Projekt gegeben hatte. „You are doing a good job", (Sie machen da etwas sehr Gutes), bescheinigte der Gast dem früheren Stadtverordneten.

In Melbourne, Australien, machte die Nachricht vom Synagogen-Neubau großen Eindruck auf Harry Will, einen Juden aus Darmstadt, dessen Mutter aus Ober-Klingen und dessen



MATERIAL FÜR EINE ARTIKELSERIE über Juden in Deutschland vierzig Jahre nach Kriegsende sammelt der kanadische Journalist Sheldon Kirshner (links) während einer Reise durch die Bundesrepublik. Gestern besuchte er die jüdische Gemeinde Darmstadt und sprach mit den Vorstandsmitgliedern Ruth Bratu und Moritz Neumann (rechts) sowie Rüdiger Breuer (zweiter von rechts) über den geplanten Synagogen-Neubau, in dem das Glasfenster einen Ehrenplatz bekommen soll. *(ker)*

Vater aus Reinheim stammte. Will erinnert sich noch deutlich an die beiden zerstörten Darmstädter Synagogen, die liberale und die orthodoxe (Eine dritte stand in Eberstadt).

Zwar wollte er nie mehr etwas mit seiner alten Heimatstadt zu tun haben, aber die Zeitungsmeldung bewog ihn, Freunde zu bitten, bei ihrem Deutschland-Besuch die jüdische Gemeinde Darmstadt aufzusuchen. Über sie ließ er Moritz Neumann, dem geschäftsführenden Vorsitzenden, ausrichten, er wolle einen größeren Betrag für die Inneneinrichtung der Synagoge spenden, eventuell auch eine Thora-Rolle (die fünf Bücher Mosis, das mosaische Gesetz). Will erhofft als Gegenleistung eine Einladung nach Darmstadt zur Einweihungsfeier.

Darmstädter Echo, 8. 5. 1985

Bürgergruppe für Synagogenbau

(DT) - Als „überaus erfreulich" hat die „Initiative: Synagoge 88" den offenkundigen Beginn städtischer Synagogen-Aktivitäten begrüßt. In einem von ihr erbetenen Gespräch mit Josef Fränkel und Moritz Neumann, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde sowie dessen Stellvertreter und Geschäftsführer, wurde deutlich, daß noch in diesem Monat wichtige Detailfragen im Zusammenhang mit dem Gotteshausprojekt erläutert werden sollten.

Oberbürgermeister Günther Metzger habe die Meinung vertreten, daß baldmöglichst Planungsschritte eingeleitet werden müßten, wenn im kommenden Jahr konkret begonnen werden solle.

Die „Initiative: Synagoge 88", die sich bei einem Rundgang von der räumlichen Enge im derzeitigen Gemeindehaus informieren konnte, teilt die Ansicht des Gemeindevorstands, daß der Neubau einer für 150 Personen ausgelegten Synagoge auf dem Gelände in der Osannstraße am zweckmäßigsten erscheint. Die Bürgergruppe will sich demnächst mit Möglichkeiten beschäftigen, wie ein Finanzierungsbeitrag zur Innenaustattung der künftigen Synagoge geleistet werden kann.

Darmstädter Tagblatt, 20. 6. 1985

Making amends for Crystal Night

City studies rebuilding shul

By
SHELDON KIRSHNER

DARMSTADT, West Germany — Mobs, egged on by Nazi officials who had got their orders from Berlin, set fire to Darmstadt's two synagogues on Nov. 9, 1938.

An intrepid photographer who happened to be on the scene snapped an incriminating photo showing a passive crowd watching flames consume one of the buildings, the Bleichstrasse synagogue, which had been built in 1876.

All over Germany that day and night, synagogues, Jewish institutions and shops owned by Jews were plundered and/or burned. More than 100 Jews were killed in the orgy of violence deliberately unleashed by the National Socialists.

These notorious events, which climaxed five years of steadily-accumulating anti-Jewish harassment and legislation, came to be known as Crystal Night.

Crystal Night was the prelude to the Holocaust, which snuffed out six million Jewish lives throughout Europe.

Forty seven years after the ruthless destruction of Darmstadt's Jewish houses of prayer, Darmstadt, a city of 120,000 south of Frankfurt, has begun the process of making amends, if such a thing is possible. Rudiger Breuer, a journalist, former councilman, and Christian, has joined forces with the local Jewish community to build a synagogue for the estimated 120 Jews who live here and in the vicinity.

If all goes according to plan, the synagogue, a symbol of Jewish continuity, will be completed on the 50th anniversary of Crystal Night.

The project is well in hand, according to Moritz Neumann and Ruth Bratu, the co-chairmen of the Jewish community.

Although actual construction has yet to begin, all 21 members of city council voted to commit 50,000 German marks to a planning study. They were encouraged to do so by Gunther Metzger, the mayor, and former president of the German-Israel Friendship Society.

On May 8, the 40th anniversary of Nazi Germany's unconditional surrender, Protestant and Roman Catholic churches in Darmstadt collected funds for the synagogue-to-be.

Breuer, the son of a Wehrmacht officer who was killed in action near Stalingrad, is hopeful that Darmstadt will receive the bulk of its funding from the state of Hesse and the federal government.

As Neumann, a 37-year-old local journalist tells the story, the project was the brainchild of his friend, Breuer.

After listening to a speech in 1984 by Neumann to commemorate Crystal Night, Breuer asked him why the Jews were without a synagogue. Neumann, whose Polish-born mother is a survivor of Auschwitz, replied that the Jewish community lacked the financial resources to undertake such a task.

Breuer, whose interest in and knowledge of Jewish affairs was sparked by his friendship with Neumann, was aghast.

"I couldn't understand why the people of Darmstadt had not rebuilt a synagogue," he said. "We were paying lip service to the suffering of the Jewish community in our town by remembering the infamy of Crystal Night. But we were doing nothing to replace the synagogue. It was hypocritical."

Breuer, a member of the Social Democratic Party, went to work to remedy the situation. He and Neumann, a native of Fulda, launched a publicity campaign to raise the consciousness of councilmen to the long Jewish presence in Damstadt.

Hesse, since at least the 16th century When Adolf Hitler rose to power in

193[illegible] Jewish population numbered some 5,000, many of whom were East European immigrants. Less than 2,000 remained when Crystal Night erupted. On the eve of World War II, the community had dwindled to 258 souls.

Most of the Jews were deported to concentration camps in Germany and Poland.

Life went on in Darmstadt, which produced both ardent Nazis and disillusioned German officers who took part in the ill-fated July, 1944 assassination plot against Hitler.

After the war, former Jewish residents drifted back to begin their lives anew. But they were vastly outnumbered by displaced East European Jews who stayed on in Germany. In recent years, Israelis and Russians have also settled down here.

Ruth Bratu, who has been living in Darmstadt since 1947, seems typical of the type of Jew who came here. Born in Tel Aviv, she was raised in Prague. Before World War II, she managed to immigrate to America. After 1945, she arrived in Darmstadt with the conquering U.S. army. Artur, her husband, was for many years superintendent of Darmstadt's schools.

Moritz Neumann, whose father fought in the French army, has been in Darmstadt for the past 15 years. He was posted here as a correspondent by his Frankfurt newspaper, and liked it so much that he decided to stay. Today, he is employed by the Darmstadter Echo as a feature writer.

He and his fellow Jews presently worship and conduct communal activities in a spacious old house on a quiet street. The building, which is graced by a garden, was once owned by a prosperous Jewish lawyer.

According to Neumann, the community's present headquarters cum-synagogue are too cramped, as a quick tour demonstrated. The new synagogue, he explained, will either be located in the garden, or close to the Jewish cemetery, which was slightly damaged during the Nazi era. A windowpane salavaged from the Bleichstrasse synagogue will be incorporated into the design, he said.

As far as he is concerned, the synagogue will be built. "I feel there is goodwill among the population." Breuer is just as confident, though he pointed out that most Darmstatders are probably more interested in the idea of building a new shopping centre than a synagogue.

A man imbued with idealism and high principles, Breuer finds it "morally disgusting" that money should enter into the ongoing discussions to build a synagogue.

But Breuer, who is physically blind, is sure that the Jews of Darmstadt will have their synagogue by 1988. He can, metaphorically, see the light at the end of the tunnel.

The Canadian Jewish News, 4. 7. 1985

Bürger sammeln für neue Synagoge

Die „Initiative: Synagoge 88" treibt das Projekt voran

Die Stadt unterstützt das Vorhaben

(dt) - Mit einer „Bausteinaktion", die im Herbst dieses Jahres anlaufen soll, möchte die „Initiative: Synagoge 88" die Öffentlichkeit zur Mithilfe bei der Innenausstattung der vorgesehenen neuen Synagoge auffordern. Zugleich soll das Projekt dadurch der Bevölkerung nachhaltig ins Bewußtsein gerückt werden. Dabei aber wird es nicht bleiben. Die Initiativemitglieder waren sich in ihrer jüngsten Zusammenkunft darin einig, daß mit weiteren Veranstaltungen eine bestmögliche Projektunterstützung erreicht werden soll.

Mit Interesse wurde zur

Kenntnis genommen, daß sich ein eigens gebildeter Bauausschuß der jüdischen Gemeinde inzwischen bereits mit der Erstellung eines Raumprogrammes beschäftigt. Dieses muß allerdings eingehend mit dem Landesrabbiner diskutiert und abgesprochen werden. Nach einem Gespräch mit Oberbürgermeister Günther Metzger und Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch lobte Moritz Neumann, stellvertretender Gemeindevorsitzender, die Haltung der Stadt. Sie stehe dem im Kommunalparlament beschlossenen Vorhaben verständnisvoll und wohlwollend gegenüber.

Es sei jetzt erst einmal Sache der jüdischen Gemeinde zu entscheiden, ob die Synagoge in der Osannstraße oder auf einem Grundstück Ecke Martinstraße und Seekatzstraße gebaut werden solle. Diese Entscheidung dürfe nicht lange auf sich warten lassen. Inzwischen ist ein Spendenkonto der jüdischen Gemeinde bei der Dresdner Bank (Kontonummer: 1817000) eingerichtet worden. Spendengelder für die Synagogenausstattung – so bittet die „Initiative: Synagoge 88" – sollten auf dieses Konto überwiesen werden.

Eine erste ansehnliche Summe kommt aus der Kollekte eines ökumenischen Gottesdienstes in der Ludwigskirche, bei der die Gläubigen mehr als 2300 Mark für das Synagogenprojekt gaben. Noch nicht entschieden ist, in welcher Weise drei einwöchige Flugreisen nach Tel Aviv genutzt werden sollen, die ein Reisebüro in Frankfurt der „Initiative: Synagoge 88" als Beitrag zu ihrer Förderaktion zur Verfügung stellte. Auch in einer großen kanadischen Zeitung sind die Synagogenabsichten in Darmstadt mittlerweile in beachtlicher Aufmachung gewürdigt worden. Zuvor hatten – wie gemeldet – schon Zeitungen in den USA, Israel, Australien und in der Türkei über den beabsichtigten Synagogenbau berichtet. Bürger, die in der „Initiative: Synagoge 88" mitarbeiten wollen, sind jederzeit willkommen. Die Kontaktadresse: Rüdiger Breuer, Herdweg 44, Telefon: 64711.

Darmstädter Tagblatt, 17. 7. 1985

Zehntausend „Bausteine" für die Synagoge

Ab Mittwoch können Bürger mit einer Spende zur Innenausstattung beitragen

(pep). Jeder „Baustein" ist von Pappe und repräsentiert einen Wert von 10 Mark. Zehntausend Exemplare wurden gedruckt, 100 000 Mark hofft die Darmstädter „Initiative Synagoge '88" durch den Verkauf der symbolischen Steine einnehmen zu können. Der Erlös ist für den Innenausbau der künftigen Synagoge bestimmt.

Wie mehrfach berichtet, hatte die Stadtverordnetenversammlung, einem Antrag des damaligen SPD-Stadtverordneten Rüdiger Breuer folgend, im Dezember 1984 den Beschluß gefaßt, bis 1988 – fünfzig Jahre nach der Zerstörung der drei Darmstädter Synagogen in der sogenannten „Reichskristallnacht" vom 9. auf den 10. November – eine Synagoge für die jüdische Gemeinde zu bauen. Im Gegenzug dafür soll diese ein Grundstück zur Verfügung stellen.

Den Verkauf der „Bausteine" organisiert Ernst Schneider, Stefan-George-Weg 38, Telefon 63187, früherer CDU-Stadtverordneter. Ab Mittwoch können sie in der Information im Luisencenter erworben werden. Sie lie-

gen auch in zwei Geschäften – Flotow-Apotheke in der Flotowstraße und Haushaltswarengeschäft Trautmann in der Liebfrauenstraße – aus. Die Initiative, der sozial und kirchlich engagierte Bürger angehören, hofft jedoch, daß sich noch weitere Geschäfte bereitfinden werden, die Bausteinaktion zu unterstützen.

Wo die neue, für 150 Personen konzipierte Synagoge mit kleinem Gemeindehaus gebaut werden soll, ist noch ungewiß. Von der Größe her käme das Grundstück der jüdischen Gemeinde am jüdischen Friedhof in Frage. Dagegen spricht aber die jüdische Tradition, Gotteshäuser nicht in der Nähe von Friedhöfen zu errichten. Auch würde diese Baulösung eine spätere Ausweitung des jüdischen Friedhofs blockieren, die recht wahrscheinlich ist, weil jedes Grab nur einmal belegt werden darf.

Die jüdische Gemeinde wäre zwar notfalls mit dieser Lösung einverstanden, sieht aber eine bessere Möglichkeit. Sie würde ihr Grundstück und Gemeindehaus in der Osannstraße gern gegen ein unbebautes städtisches Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße tauschen, das wegen eines Schulneubaus freigehalten wurde, auf den nun doch verzichtet wird. Die Stadt hat sich zu diesem Vorschlag bislang noch nicht geäußert.

Das vom Bauausschuß der jüdischen Gemeinde erarbeitete Raumprogramm für die Synagoge liegt inzwischen Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch vor. Die jüdische Gemeinde hat Architekten benannt, die sich auf den Bau jüdischer Gotteshäuser verstehen.

Mit verschiedenen kulturellen Veranstaltungen – Lesungen und Musikabenden – will die „Initiative Synagoge '88" weiterhin die Bürger zu Spenden für die Innenausstattung animieren.

Darmstädter Echo, 9. 11. 1985

Nach fünfzig Jahren eine neue Synagoge

Interview mit Stadtverordnetenvorsteher Ebert über den Parlamentsbeschluß von 1984

(KS). Ein weltweit positives Echo hatte der Beschluß der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung vom Herbst 1984 gefunden, der Jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge zu bauen. Die beiden Darmstädter Synagogen waren am 9. November 1938 unter gewalttätigen Ausschreitungen gegen die in Darmstadt lebenden Juden von den Nationalsozialisten zerstört worden. Die Stadtverordneten stimmten seinerzeit einem Antrag von Rüdiger Breuer zu, rechtzeitig zum fünfzigsten Jahrestag dieser Schreckensnacht einen Neubau fertigzustellen. Wir sprachen über die Verwirklichung des Parlamentsbeschlusses mit Stadtverordnetenvorsteher Eike Ebert.

Frage: Der Beschluß zum Bau einer Synagoge ist jetzt ziemlich genau ein Jahr her. Achtet die Stadtverordnetenversammlung darauf, daß dieser Beschluß auch ausgeführt wird?

Ebert: Ja, die Stadtverordnetenversammlung achtet genau darauf. Vor allem geht es uns darum, daß die in dem Beschluß gesetzten Fristen eingehalten werden. Diese Fristen sind ja ein wesentlicher Bestandteil des ganzen Projekts.

Frage: Es wird also dabei bleiben, daß die neue Darmstädter Synagoge am fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung der beiden alten jüdischen Gotteshäuser eingeweiht wird?

Ebert: Unbedingt. Dieses Datum ist für uns verbindlich.

Frage: Ist denn abzusehen, daß nach dem bisherigen Fortgang der Angelegenheit das Bauwerk rechtzeitig fertig wird?

Ebert: Bisher war die Frage des Geländes zu klären. Die Jüdische Gemeinde hat erklärt, daß ihr Grundstück neben dem jüdischen Friedhof aus religiösen gründen nur ungern in Anspruch genommen würde. Ein Bau an dieser Stelle sei eine ausgesprochene Notlösung. Darauf werden wir Rücksicht nehmen. Die Jüdische Gemeinde hat statt dessen ein Gelände in der Stadtmitte vorgeschlagen. Dies wird jetzt geprüft. Ich kann erklären, daß es von seiten der Stadt keinerlei Bedenken gegen diesen Standort gibt.
Frage: Ist die Finanzierung geklärt?

Ebert: Wir werden, eventuell im Nachtragshaushalt 1986, Regelungen für die Finanzierung treffen. Die Stadt wird neben den Kosten für den Bau auch die Kosten der Planung übernehmen. Dazu gehört wahrscheinlich auch ein Wettbewerb, der unter jüdischen Architekten ausgeschrieben werden soll. Daß die Synagoge von einem jüdischen Architekten gebaut wird, ist ein verständlicher Wunsch der Jüdischen Gemeinde.

Darmstädter Echo, 28. 11. 1985

Geist, der sonst nur in Feiertagsreden beschworen wird

Interview mit Moritz Neumann von der Jüdischen Gemeinde über den Darmstädter Plan, eine Synagoge zu bauen

(KS). Den Beschluß der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung vom Herbst 1984, der Jüdischen Gemeinde in Darmstadt eine neue Synagoge zu bauen, hat Stadtverordnetenvorsteher Eike Ebert (SPD) in einem Interview mit unserer Zeitung am Donnerstag dieser Woche noch einmal bekräftigt und dabei auch das Einweihungsdatum, den 9. November 1988, als verbindlich bezeichnet. Wir sprachen über das Synagogen-Projekt mit dem amtierenden Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Moritz Neumann.

Frage: Am Donnerstag hat der Darmstädter Stadtverordnetenvorsteher in unserer Zeitung noch einmal eindeutig bekräftigt, daß die Stadt der jüdischen Gemeinde eine Synagoge bauen wird. Wie ist dies bei Ihnen aufgenommen worden?

Neumann: Wir sind dankbar für die unzweideutige Erklärung von Stadtverordnetenvorsteher Eike Ebert. Wir hatten zwar auch zuvor keinen Anlaß, an der Ernsthaftigkeit der Absicht zu zweifeln. Aber es vermittelt ein gutes Gefühl, die Erwartung jetzt bestätigt zu sehen.

Frage: Es gab zunächst Unklarheiten um das Baugelände. Bei den Gesprächen haben Sie schließlich als besten Standort eine freie Fläche an der Wilhelm-Glässing-Straße vorgeschlagen. Welche Vorteile hat dieser Standort?

Neumann: Mehrere. Das Gelände liegt in der Stadtmitte und hat dadurch eine günstige Verkehrsanbindung. Das nützt unseren Kindern beim Religionsunterricht, das nützt den Älteren bei Abendveranstaltungen. Nicht zu unterschätzen gerade bei älteren Gemeindemitgliedern ist die spürbare Befriedigung darüber, eine neue Synagoge in der Stadtmitte zu bekommen – und nicht am Stadtrand oder in der Stille eines wenig



beachteten Wohngebiets. Wir glauben, daß die Stadt nicht ohne Stolz auf dieses Projekt verweisen kann – und das kann sie besser in der City als außerhalb am Jüdischen Friedhof.

Frage: Es gab aber wohl noch weitere

Vorbehalte gegen das Grundstück am Friedhof?

Neumann: Das Grundstück am Friedhof war von Anfang an nur eine Notlösung. Die haben wir aber akzeptiert, weil wir zunächst überhaupt keine andere Möglichkeit sahen, das Projekt zu verwirklichen. Dies geschah in Verdrängung jener jüdischen Tradition, die eine Synagoge nicht in der Nähe eines Friedhofs haben will. Es gibt zwar Ausnah: en von dieser Tradition, aber dann meist in Ghettos, wo es nicht anders möglich war. Man bricht zwar zum Nutzen der Lebenden selbst mit einer althergebrachten Tradition, ist aber dankbar, wenn man es vermeiden kann.

Frage: Was ist mit den Erweiterungsplänen für den Friedhof?

Neumann: Das kommt noch hinzu. Wir kommen schon in kürzerer Zeit, als ursprünglich angenommen, an einer Erweiterung des Friedhofs nicht vorbei. Das wäre dann sehr schwierig, wenn die Synagoge auf diesem Gelände gebaut würde.

Frage: Welchen Stellenwert hat für die Jüdische Gemeinde das Fertigstellungsdatum des 9. November 1988?

Neumann: Einen sehr hohen. Es ist der fünfzigste Jahrestag der Zerstörung unserer drei Gotteshäuser, zwei in Darmstadt und eins in Eberstadt. Wir versprechen uns von dem Projekt eine Intensivierung unseres Gemeindelebens. Das ist besonders wichtig für die Kinder, die bislang nur in Ausnahmefällen Gelegenheit hatten, die Atmosphäre und die Ausstrahlung eines würdigen jüdischen Gotteshauses zu erleben. Unseren improvisierten Betraum kennen sie nur als Mehrzwecksaal für unterschiedliche Nutzungen: Versammlungen, Kaffeekränzchen, Kinderbetreuung, Theater. Wir leben mit diesem Provisorium jetzt fast vier Jahrzehnte.

Frage: Was wird alles zu dem Neubau gehören?

Neumann: Eine Synagoge mit dazugehörendem Gemeindehaus. Diese unmittelbare Nachbarschaft ist deshalb nötig, weil bei uns die Synagoge immer fester Bestandteil des Gemeindelebens ist. Es gibt eine ständige Verbindung. So treffen wir uns nach dem Beten regelmäßig im Gemeindehaus. Auch für den Religionsunterricht ist diese Einheit wichtig. Das ist traditionell so.

Frage: Was sagen sie zu den Reaktionen aus der Bürgerschaft, den Synagogenbau mit Spenden und Baustein-Käufen zu unterstützen?

Neumann: Wir Juden sind befriedigt über diesen Beweis des Mitgefühls und der Sensibilität. Wir wären aus eigener Kraft nie in der Lage gewesen, uns den Wunsch nach einer Synagoge zu erfüllen. Daß sich jetzt neben den Politikern auch Bürger engagiert einsetzen, zeigt uns einen Geist, wie er sonst nur in Feiertagsreden beschworen, hier aber in die Tat umgesetzt wird. Für die Politiker ist das die Bestätigung, daß sie im Namen der Bürger handeln.

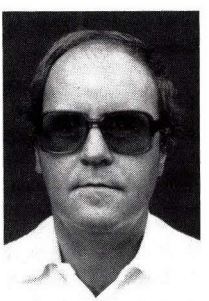
*

Die Initiative Synagoge '88 ist zu erreichen über die Kontaktadresse Rüdiger Breuer, Herdweg 44, in Darmstadt, Telefon 6 47 11. Sie sammelt Spenden für die Synagoge auf dem Sonderkonto 1 817 000 bei der Dresdner Bank Darmstadt und verkauft Bausteine zugunsten des Projekts, unter anderem am Informationsstand im Luisen-Center.

Darmstädter Echo, 30. 11. 1985

Warum eine Synagoge?

- Am 9. November 1988, dem fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung jüdischen Eigentums durch die Nazis, soll in Darmstadt eine neue Synagoge eingeweiht werden. Die Initialzündung dazu stammt von Rüdiger Breuer, der als Stadtverordneter



1984 am Gedenken an die „Reichskristallnacht" teilgenommen hatte und den seitdem die Frage nicht mehr losgelassen hat, warum es bis heute für keine der drei einstigen Synagogen in Darmstadt einen Ersatz gibt. Breuers Idee ist in einen einstimmig angenommenen Parlamentsantrag gemündet. Inzwischen gibt es eine Bürgerinitiative, die den Synagogenbau fördert.

DT: Warum brauchen wir in Darmstadt eine Synagoge? Die jüdische Gemeinde ist doch recht klein.

Breuer: Die jüdische Gemeinde hat etwa 150 Mitglieder. Das Argument, das seien zu wenige für eine Synagoge, habe ich dieser Tage gehört. Ich finde es ein bißchen makaber. Wir können doch die Juden nicht dafür verantwortlich machen, daß es ihrer nur noch so wenige gibt. — Abgesehen davon: Eine Synagoge baut man ja nicht für eine Generation. Die jüdische Gemeinde hat viele junge Mitglieder, es gibt auch viele jüdische Kinder. Das läßt die Hoffnung zu, daß es eines Tages wieder mehr sein werden.

DT: Was macht die Bürgerinitiative? Wer steht dahinter?

Breuer: Wir sind ein loser Zusammenschluß von Leuten aus allen Parteien, aus verschiedenen Konfessionen. Wir sammeln Geld. Unsere Baustein-Aktion läuft gut.

DT: Sie haben doch auch ein Konto?

Breuer: Bausteine, das Stück für 10 Mark, gibt es am Informationsschalter im Luisencenter. Unser Konto bei der Dresdner Bank in Darmstadt hat die Nummer 1817000.

DT: Wofür ist das Geld?

Breuer: Nicht für den eigentlichen Bau. Da hat ja die Stadt ihr Wort gegeben. Mit dem Geld sollen die teuren Einrichtungsgegenstände für die Synagoge gekauft werden. So eine Thorarolle ist eine Kostbarkeit, sie kostet ungefähr 30 000 Mark.

DT: Die jüdische Gemeinde ist klein und arm, sie kann zu dem Projekt nicht viel beisteuern.

Breuer: Sagen sie das nicht. Sie gibt nach Fertigstellung von Gemeindezentrum und Synagoge ihr derzeitiges Domizil in der Osannstraße in die Obhut der Stadt. Gebäude und Grundstück sind ungefähr 1,5 Millionen Mark wert.

DT: Ist die Standortfrage für das Projekt geklärt?

Breuer: Dem Vernehmen nach steht die Klärung unmittelbar bevor. Die Synagoge soll auf einem städtischen Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße gebaut werden.

Darmstädter Tagblatt, 5. 12. 1985

„Wir sind euch diese Synagoge schuldig"

Pfarrer Hartmut Zentgraf zum geplanten Bau eines jüdischen Gotteshauses in Darmstadt

(pep). Die geplante Darmstädter Synagoge wird zwar in erster Linie jüdisches Gotteshaus sein, aber auch christlichen Besuchern offenstehen. Wir fragten Pfarrer Hartmut Zentgraf von der Darmstädter Paulusgemeinde, einen der drei Vorsitzenden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, welchen Stellenwert er der Synagoge im religiösen Leben Darmstadts einräumt.

Auf welche Weise unterstützt die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit die Initiative Synagoge '88?

ZENTGRAF: Ich weiß nicht, wie viele Mitglieder der Gesellschaft auch Mitglieder der Bürgerinitiative Synagoge '88 sind. In unseren Rundbriefen und auf Vortragsveranstaltungen zum Thema „Jüdisches Schicksal – in Deutschland, in Hessen, in Darmstadt", die in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Hessen, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Evangelischen Akademie und dem Katholischen Bildungszentrum Darmstadt von der Volkshochschule veranstaltet wurden, haben wir immer wieder auf dieses von uns sehr begrüßte Projekt hingewiesen.

Sollten Christen mehr vom jüdischen Gottesdienst wissen?

ZENTGRAF: Unter Christen sind die Kenntnisse über den jüdischen Gottesdienst sehr gering. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hat vor, in nächster Zeit einen Sabbat-Gottesdienst in Frankfurt oder Mannheim zu besuchen. Christen sollten Kenntnisse vom jüdischen Gottesdienst haben. Schließlich ist das Judentum die Wurzel, aus der der Stamm des Christentums gewachsen ist.

Haben Sie selbst schon an jüdischen Gottesdiensten teilgenommen?
ZENTGRAF: Bisher nur einmal. Das war im September 1985 bei einer Pragreise unter Leitung der jüdischen Vorsitzenden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Ruth Bratu.

Welche Bedeutung wird die Synagoge für Darmstadt haben?
ZENTGRAF: Sie wird eine religiöse Bereicherung sein; Darmstadt wird wieder zu einem größeren Anziehungspunkt für jüdische Bürger werden. Und vielleicht ist eines Tages auch wieder ein Rabbiner da.

Warum wird eine solche Initiative erst jetzt gestartet? Halten Sie den Zeitpunkt für richtig?
ZENTGRAF: Heute klingt ein solches Angebot der Stadt ehrlicher und vielleicht nicht mehr ganz nach einer sehr schnellen Wiedergutmachung, wie es nach dem Krieg der Fall gewesen wäre. Jetzt können wir unseren jüdischen Mitbürgern sagen: Wir sind euch diese Synagoge schuldig.

Darmstädter Echo, 7. 12. 1985

„Synagoge muß Vorrang haben"

Synagoge '88

(wow). Die geplante Synagoge erhält nicht nur Zustimmung. Es gibt auch kritische Stimmen, die ein reines Gotteshaus in der Darmstädter jüdischen Gemeinde mit etwa 150 Mitgliedern für wenig sinnvoll halten. Sie bevorzugen ein Gemeindezentrum als Begegnungsstätte. Wir fragten den Alt- und Neu-Darmstädter Samuel Bar, wie er den Neubau der Synagoge 50 Jahre nach der Zerstörung jüdischer Gotteshäuser in Deutschland beurteilt.

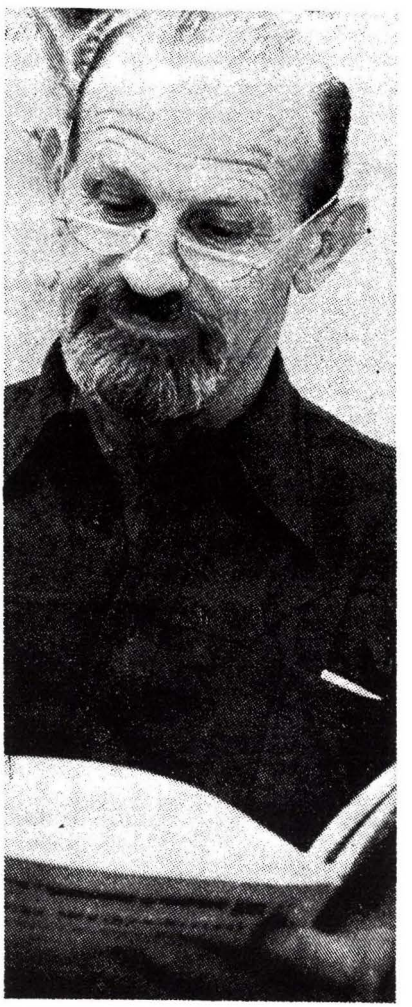
Halten sie die Einwände gegen den Bau eines reinen Gotteshauses für gerechtfertigt?

BAR: Ein Jude, der heutzutage den Gedanken ausdrückt, eine Synagoge sei in einer noch so kleinen Gemeinde überflüssig, der hat mit dem Judentum außer der Beschneidung nichts zu tun.

Erscheint Ihnen eine Begegnungsstätte für die jüdische Gemeinde und für christlich-jüdische Zusammenarbeit weniger notwendig?

BAR: Nein. Christlich-jüdische Zusammenarbeit begrüße ich, und ich will dazu beitragen. Aber Zusammenarbeit ist überall möglich. Eine Synagoge muß nach so vielen Jahren absoluten Vorrang haben. Die Wiederherstellung eines niedergebrannten Gotteshauses abzulehnen, sollte einer Religion fremd sein.

Wundert oder stört es Sie, daß es erst 50 Jahre nach der Zerstörung in der



SAMUEL BAR *(men)*

sogenannten Reichskristallnacht wieder eine Synagoge in Darmstadt geben soll?

BAR: Als Antwort paßt am besten ein englisches Sprichwort – Better late than never. Es ist sicher auch Sache der Darmstädter Juden, über den Bau nachzudenken, nicht nur ein Problem der Christen. Warum erst eine ganze Generation nachwachsen mußte, weiß ich nicht.

Betrachten Sie den Neubau, der auch aus Spenden finanziert werden soll, als Ausdruck der Versöhnung zwischen Juden und Deutschland?

BAR: Auch wenn es lange gedauert hat, so zeigt der Vorgang doch, daß es so etwas wie ein Gewissen gibt. Wenn Deutsche ihre Geschichte nicht verdrängen, sondern dazu stehen, ist das ein erfreulicher Schritt in Richtung Versöhnung.

Darmstädter Echo, 12. 12. 1985

Es wird höchste Zeit für die Synagoge

Interview mit Stadtbaurat Rösch:

Bei Planung und Bau darf nichts dazwischenkommen

(KS). Für den Neubau einer Synagoge in Darmstadt wird es höchste Zeit – in jeder Hinsicht. Wird die Synagoge jetzt nicht gebaut, erinnert sich bald niemand mehr aus eigenem Erleben an die Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser durch die Nazis. Und wird die Stadt nicht bald mit ihren Vorbereitungen fertig, verpaßt sie den Einweihungstermin 9. November 1988, den fünfzigsten Jahrestag der Nazi-Brandstiftungen in den Synagogen. Wir sprachen mit Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch über den Zeitplan des Synagogenbaus.

Im Herbst 1984 hat die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, der Jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge zu bauen. Als Versuch der Wiedergutmachung sollte der Neubau fünfzig Jahre nach der Zerstörung der alten Synagogen eingeweiht werden. Unseres Wissens ist dieses Angebot einer deutschen Stadt einmalig. Aber kann die Stadt auch ihr Versprechen halten? Wie weit sind die Vorbereitungen?

RÖSCH: Wir haben die Standortfrage geklärt. Die Jüdische Gemeinde soll für die Synagoge die unbebauten städtischen Grundstücke Wilhelm-Glässing-Straße 24, 26 und 28 mit zusammen 3250 Quadratmeter erhalten. Der dortige Bolzplatz wird in den Wolfskehlschen Garten verlegt. Im Austausch erhält die Stadt das jüdische Gemeindehaus in der Osannstraße mit dem zugehörigen Grundstück. Haus und Grundstück sind etwa anderthalb Millionen Mark wert.

Dann könnte doch jetzt schon mit der Bauplanung begonnen werden?

RÖSCH: Über die Grundstücksangelegenheit muß eine Vorlage für die städtischen Gremien gefertigt werden, die im Januar vom Magistrat und am 13. Februar von der Stadtverordnetenversammlung beschlossen werden kann. Danach werden wir vier oder fünf jüdische Architekten mit einem Vorentwurf beauftragen. Die Architekten werden uns von der Jüdischen Gemeinde vorgeschlagen.

Wieviel Zeit vergeht über dieser Vorplanung?

RÖSCH? Ich rechne mit drei Monaten Bearbeitungszeit. Dann wird es Juni, bis die Beurteilungskommission einen Entwurf ausgewählt hat. Und dann wird es für die Stadtverordnetensitzung am 24. Juni schon zu eng. Das Ferienparlament wird eine so gravierende Sache nicht beschließen können, so daß wir erst nach der Sommerpause, am 28. August, zu einem Stadtverordnetenbeschluß kommen, der dann den endgültigen Startschuß für den Beginn der baureifen Planung gibt. Wenn dann alles zügig vorangeht, können wir im März 1987 mit dem Bau beginnen. Dann haben wir

anderthalb Jahre Bauzeit, mit nur einem Winter dazwischen. Man weiß zwar noch nicht, wie der Baukörper aussehen wird, aber das könnte reichen.

Etwas dazwischen kommen darf dann aber nicht?

RÖSCH: Mehrfache Vertagungen sind auszuschließen.

Gibt es schon Vorstellungen über die Baukosten?

RÖSCH: Darüber kann man nichts Genaues sagen, solange man noch keine Planung hat. Ich rechne mit fünf bis sechs Millionen Mark.

Darmstädter Echo, 14. 12. 1985

Synagogen waren beeinflußt von Stil und Tradition

Jugendstil für Darmstadts orthodoxe Juden, neuromanischer Prunk für die Liberalen

Von Eva Reinhold-Postina

Eine neue Synagoge will die Stadt Darmstadt der Jüdischen Gemeinde bauen.

Synagoge '88

Mit diesem Projekt will die Stadt einen Beitrag zur Wiedergutmachung des während des Nationalsozialismus an den Juden begangenen Unrechts leisten. Drei jüdische Gotteshäuser waren am 9. November 1938 in Brand gesetzt worden. Wir stellen sie und die Alte Synagoge in der Kleinen Ochsengasse auf dieser Seite vor.

Stünden sie noch, gebührte ihnen 1985 ein Platz im Denkmalbuch der Stadt. Die beiden großen Darmstädter Synagogen, in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 zerstört, prägten als markante Bauwerke ihre Umgebung: Der neuromanische Prunkbau in der ehemaligen Friedrichstraße und die Jugendstilsynagoge an der Ecke Bleich- und Grafenstraße.

Vor knapp dreihundert Jahren – 1695 – wurden in Darmstadt die ersten jüdischen Gottesdienste abgehalten. Die Gemeinde nutzte damals ein Privathaus. Vierzig Jahre später erwarb sie ein Wohnhaus in der Kleinen Ochsengasse 14, mitten in der Altstadt. Nach zweijähriger Umbauarbeit wurde dort die erste Darmstädter Synagoge eingeweiht. Das war 1737.

Bis 1863 besuchten die Darmstädter Juden diese Synagoge. Dann kam es zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der liberalen Religionsgemeinde und der orthodoxen Gruppe, der Israelitischen Religionsgemeinschaft. Die zog aus der gemeinsamen Synagoge aus und hielt ihren Gottesdienst zunächst wieder in Privathäusern ab. 1861 kauften die Orthodoxen ein Grundstück in der Kleinen Ochsengasse. In einem Hinterbau der bisherigen Synagoge trafen sie sich bis Anfang der siebziger Jahre zum separaten Gottesdienst.

1875 schließlich war die räumliche Spaltung der beiden Glaubensgruppen perfekt: Die Liberalen bezogen ihre neue Synagoge in der Friedrichstraße, die Orthodoxen trafen sich zum Gottesdienst in der Bleichstraße. Zwanzig Jahre später – 1895 – wurde das Darmstädter Rabbinat endgültig geteilt.

Während sich die liberale Religionsgemeinschaft gleich eine stattliche Synagoge von Kreisbaumeister Wilhelm Köhler (1822 – 1882) hatte zeichnen lassen, begnügte sich die kleinere Religionsgemeinschaft zunächst noch mit einem schlichten Betsaal. Der aber erwies sich bereits um

die Jahrhundertwende als viel zu eng für die vom Land in die Residenz zuziehenden Gläubigen. 1904 beschlossen die Orthodoxen, eine würdevolle Synagoge zu bauen.

Mit Plänen für den Neubau beauftragte die Gemeinde den damaligen TH-Professor Georg Wickop. Der gebürtige Aachener lehrte seit 1895 an der Technischen Hochschule Architektur. Wickop hegte eine Vorliebe für handwerkliche Arbeiten. Ihre Dekoration beschränkte sich auf die handwerkliche Verarbeitung lokaler Baumaterialien.

Am Beispiel der Neuen Synagoge in der Bleichstraße wird das deutlich: Die Form des Gebäudes entwickelte Wickop aus Tradition und Technik: Männer und Frauen – sie sitzen in orthodoxen Synagogen getrennt – benutzten separate Eingänge zur Vorhalle. Im zweigeschossigen Betraum unter der Kuppel zelebrierten die Männer den Gottesdienst. Auf der umlaufenden Galerie hatten die Frauen ihre traditionellen Plätze.

Der Bauplatz für die Neue Synagoge war spärlich bemessen: Knapp 24 Meter breit und ganze 27 Meter tief. Wickop staffelte die einzelnen Baukörper dicht hintereinander. Dadurch erschien die Synagoge größer, als sie eigentlich war.

Sparsam mußte der Planer auch mit dem Geld der jüdischen Gemeinde haushalten. Im Vergleich zum Neubau der Hauptsynagoge in der Friedrichstraße, den die Stadt mitfinanziert hatte, standen für den Bau der Neuen Synagoge ausschließlich Spenden zur Verfügung.

Unter der Kuppel die Männer, auf der Galerie die Frauen

Unter all diesen Voraussetzungen hätte die jüdische Gemeinde kaum einen besseren Architekten beauftragen können: Georg Wickop war bekannt dafür, auf überflüssigen Pomp und Schmuck zu verzichten. Statt aufwendiger, zusätzlicher Dekorationselemente nutzte Wickop Portale, Fensterumrandungen, mehrfach abgewinkelte Dachflächen und Sockelverkleidungen zur Zier seiner schlichten Baukörper.

Professor Wickop stand damit im krassen Gegensatz zu den Idealen der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe. Während dort oben der Jugendstil seine Blüten trieb, versuchten Wickop und seine Kollegen ihre Architekturvokabeln aus der heimatlichen Bautradition abzulesen. Sie orientierten sich dabei teilweise an mittelalterlichen Vorbildern. Ihr Programm: Formen und Dekoration eines Bauwerkes mußten aus dem Bau selbst entstehen, aus seiner Funktion und Nutzung. Nachträglich angehängter Zierrat oder der wahllose Rückgriff auf historische Stilelemente waren diesen Traditionalisten verpönt.

Formen und Dekorationen mußten aus dem Bau selbst entstehen

Absetzen wollten sich Planer wie Georg Wickop auch von Bauten wie der Alten Synagoge in der Friedrichstraße. Deren neuromanische Architektur, ihre Zinnen und Türmchen stellen sie in ihre zeitliche Kategorie: Gründerzeit. Der Historismus beherrschte das umliegende Stadtviertel. Letzte Zeugen dieser lange als „Zuckerbäckerstil" deklassierten Epoche schützen die Denkmalpfleger heute im Johannes- und im Martinsviertel.

Jüdische Gotteshäuser haben keinen einheitlichen Stil. Im Vergleich zu katholischen der evangelischen Kirchen sind sie von außen nicht immer auf Anhieb erkennbar. Synagogen-Architektur ist vielfältig. „Sie wird beeinflußt von der Stilrichtung, von der Umgebung und von unserer Tradition," erklärt Moritz Neumann, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Darmstadt.

Im Innern allerdings gleichen sie sich alle: „Sie sind recht karg, aber würdig." Männer und Frauen sitzen traditionell getrennt. Der Thoraschrank gilt als heiligster Ort jeder Synagoge und hat seinen angestammten Platz an deren Ostseite.

„Zerstörung war ein Zeichen der Barbarei“

Oberbürgermeister Günther Metzger bekräftigt die Absicht zum Neubau einer Synagoge

(KS). Als „angebracht“, „notwendig“ und als „Akt der Wiedergutmachung“ hat der Darmstädter Oberbürgermeister Günther Metzger im folgenden Interview mit unserer Zeitung den Plan der Stadt Darmstadt bezeichnet, der jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge zu bauen. Die Stadtverordnetenversammlung hatte im Herbst 1984 beschlossen, den Bau so rechtzeitig fertigzustellen, daß er zum fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung der Synagogen durch die Nazis am 9. November 1988 eingeweiht werden kann. Im Gegensatz zu Stadtverordnetenvorsteher Eike Ebert hält Metzger dieses Datum aber nicht für verbindlich.

In welchem Zusammenhang sehen Sie den städtischen Plan, den Juden in Darmstadt eine neue Synagoge zu bauen?

Metzger: Ich gehöre zu der Generation, die die Zerstörung unmittelbar miterlebt hat. Ich bin mit meinem Großvater an den beiden brennenden Synagogen in der Darmstädter Innenstadt vorbeigekommen. Das hat auf mich – ich war damals fünf Jahre alt – einen tiefen Eindruck gemacht. Es waren die ersten Häuser, die ich brennen gesehen habe. Mein Großvater hat mir erklärt, was die Synagogen waren, daß sie den Juden das gleiche bedeuteten wie den Christen ihre Kirchen. Das hat mich emotional sehr betroffen gemacht. Die Vernichtung von Gotteshäusern ist ein Zeichen für Barbarei, ein Zeichen dafür, daß die menschlichen Werte nicht mehr anerkannt werden.

Beim Neujahrsempfang der SPD Stadtmitte haben sie auf die Wichtigkeit des Synagogen-Neubaus hingewiesen. Welche Bedeutung hat der Plan für die Stadt Darmstadt?

Metzger: Es ist angebracht und notwendig, der jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge zu bauen. Die Gemeinde bestand ja nach 1945 nur noch aus ganz wenigen Mitgliedern, ist aber wieder beträchtlich angewachsen und kann noch mit weiterem Zuwachs rechnen.

Glauben Sie, daß der Bau sich fördernd auf das Gemeindeleben der Juden in Darmstadt auswirken wird?

Metzger: Das wird er sicher. Man muß die Bindung der Juden an ihr Gotteshaus als Mittelpunkt ihrer Gemeinschaft kennen, um das beurteilen zu können. Unser Synagogen-Projekt ist ein Akt der Wiedergutmachung. Ich rechne übrigens damit, daß sich daran auch das Land Hessen mit einem Zuschuß beteiligt. Der Synagogenbau steht in einer Reihe mit unserem Buch über die Geschichte der Juden in Darmstadt sowie mit unseren seit drei Jahren erfolgreich ausgesprochenen Einladungen an ältere Darmstädter Juden zu einem Besuch in ihrer alten Heimatstadt.

Kann es noch Schwierigkeiten geben, den Fertigstellungstermin 9. November 1988 einzuhalten?

Metzger: Ich sehe keine Schwierigkeiten. Als erstes werden vier oder fünf jüdische Architekten zu einem Wettbewerb aufgefordert. Diese Begrenzung ist wohl sinnvoll, denn der Architekt muß gerade zu einem solchen Bauwerk eine eigene Bindung haben. Wir wollen alles tun, daß wir zeitlich hinkommen. Aber wenn wir wieder Erwarten erst ein halbes Jahr später fertig werden, ist das auch kein Unglück.

Darmstädter Echo, 16. 1. 1986

Sechs Unterschriften unter die Synagoge

Magistrat bereitet das Projekt mit großer Demonstration der Einmütigkeit vor

(KS). Mit einer deutlichen Demonstration der Einigkeit hat der Magistrat der Stadt Darmstadt am Mittwoch den entscheidenden Beschluß zum Synagogenbau gefaßt: Statt der üblichen Unterschriften aus den mit der Angelegenheit befaßten Dezernaten haben alle sechs Dezernenten die Magistratsvorlage unterzeichnet, die anschließend einstimmig angenommen wurde.

Um keine Zeit zu verlieren, wurde das Hochbau- und Maschinenamt beauftragt, die Vorbereitungen für die Planung sofort zu beginnen, ohne den Stadtverordnetenbeschluß im Februar abzuwarten. Damit soll sichergestellt werden, daß der Fertigstellungstermin 9. November 1988 eingehalten werden kann. An diesem Tag jährt sich zum fünfzigsten Mal die Zerstörung der jüdischen Synagogen durch die Nationalsozialisten. In Darmstadt sind während der von den Nazis später zynisch als Reichskristallnacht bezeichneten gewalttätigen Ausschreitungen gegen die Juden drei Synagogen in Brand gesetzt worden: die orthodoxe in der Bleichstraße, die liberale in der Friedrichstraße und die Eberstädter Synagoge an der Modaubrücke.

Die Stadtverordnetenversammlung hatte im Dezember 1984 den Grundsatzbeschluß gefaßt, der jüdischen Gemeinde Darmstadt bis zu diesem Jahrestag eine neue Synagoge zu bauen. Das Jahr 1985 war mit Grundstücksverhandlungen vergangen, die jetzt abgeschlossen sind. Die Stadt wird die Synagoge auf dem Grundstück Wilhelm-Glässing-Straße 24-28 bauen und den dortigen Ballspielplatz in den Wolfskehlschen Garten verlegen. Das Grundstück soll der jüdischen Gemeinde nach Fertigstellung des Bauwerks übereignet werden. Im Tausch dafür erhält die Stadt Grundstück und Gebäude des jetzigen jüdischen Gemeindezentrums in der Osannstraße.

Geplant ist eine Synagoge mit angegliedertem Gemeindehaus. Die Stadt will für den Bau Pläne von vier jüdischen Architekten einholen, die von der jüdischen Gemeinde benannt werden. Deren Arbeiten werden von der städtischen Bauverwaltung vorgeprüft. Die Entscheidung über den endgültigen Planungsauftrag wird dann ein noch nicht berufenes Fachgremium treffen. Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch rechnet mit der fertigen Vorplanung frühestens im Frühsommer.

Die Bürgerinitiative „Synagoge '88" beteiligt sich an der Finanzierung des Projekts mit dem Verkauf von Bausteinen und der Sammlung von Spenden für die Innenausgestaltung.

Darmstädter Echo, 23. 1. 1986

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen"..

In Darmstadt baut man eine neue Synagoge

Sie wird benannt werden „SYNAGOGE 88" ,weil laut Plan der Neubau incl. GEMEINDEHAUS am 9. NOVEMBER 1988 eingeweiht werden soll, genau FÜNFZIG Jahre nach der Vernichtung Jüdischer Gotteshäuser in Deutschland am 9. NOVEMBER 1938 — wer erinnert sich nicht?..

Heute also ,ein halbes Jahrhundert später, liegt unterm 30. November 1985 ein Interview vor mit MORITZ NEUMANN v.d. Jüdischen Gemeinde, Darmstadt, zum Plan, eine Synagoge zu bauen, erschienen im DARMSTÄDTER ECHO, aufgenommen vom „Stadtverordnetenvorsteher, Herrn Eike Ebert (SPD)"; Moritz Neumann ist amtierender Vorsitzender dieser Jüd. Gemeinde. — Nach dem im JUNI 84 im EDUARD ROETHER VERLAG DARMSTADT von ECKHART G. FRANZ herausgegebenen grossen Sammelwerk (443 S.), reich bebildert, „JUDEN ALS DARMSTÄDTER BÜRGER" publizierte dort Moritz Neumann seinen bedeutenden Beitrag „DaNACH — ZUR GESCHICHTE DER JÜDISCHEN GEMEINDE IN DARMSTADT SEIT 1944" und wird hier im Mitarbeiterverzeichnis als Redakteur des „Darmstädter Echo" bezeichnet. (Auch die Unterzeichnete erschien dort mit dem Beitrag „ES GESCHAH IN DARMSTADT").

Im Neumann'schen Essay bewahrheitet sich einmal mehr der unvergängliche Ausspruch von MARTIN BUBER, „DIE JUGEND IST DIE EWIGE GLÜCKSCHANCE DER MENSCHHEIT", denn es sind die Kinder der Geschlagenen, aus den KZ-Lagern Geretteten, und auch schon wieder deren Kinder, die gemeinsam neues Jüdisches Leben schaffen und erschaffen, sich auch auf Auswanderung mit dem Ziel ISRAEL vorbereiten ,und die aber auch andererseits mit den ortsansässigen, nichtjüdischen Jugendlichen eine Verbindung im Sinne des Christlich-Jüdischen Dialogs anknüpfen — und dies nicht nur in Darmstadt!

Dort waren es nach der Befreiung zwei Menschen, die zuerst an das schwierige Werk einer Neugestaltung Jüdischen Lebens in D. herangingen, im Neumann'schen Beitrag besonders gewürdigt: Der geborene Darmstädter und mit seiner Frau aus dem KZ zurückgekehrte ALEXANDER HAAS s.A., seit einigen Jahren leider nicht mehr unter uns weilend, und der junge aus Polen stammende JOSEPH FRÄNKEL, „der mit Darmstadt nur den Wunsch verband, hier sein Studium zu absolvieren, ehe er für immer auszuwandern plante". Es kam anders, weil Aus- und Einwanderungsbedingungen damals unüberwindbar waren ,er wurde Vorsitzender der neuen Gemeinschaft, ist es bis heute, seit Jahrzehnten. — Er hat in diesem Band auf etwa 2 1/2 Seiten Erfahrungen und erste Arbeit eindrücklich geschildert.

Leider würde es räumlich zu weit führen, das interessante Interview von EIKE EBERT hier gänzlich wiederzugeben, doch sollten die abschliessenden Sätze des Interviewten, Moritz Neumann, hier als besonders gravierend angeführt werden: **„Wir Juden sind befriedigt über diesen Beweis des Mitgefühls und der Sensibilität. Wir wären aus eigener Kraft nie in der Lage gewesen, uns den Wunsch nach einer Synagoge zu erfüllen. Dass sich jetzt neben den Politikern auch Bürger engagiert einsetzen, zeigt uns einen Geist, wie er sonst nur in Feiertagsreden beschworen, hier aber in die Tat umgesetzt wird. Für die Politiker ist das die Bestätigung, dass sie im Namen der Bürger handeln."** — Bis hierher Moritz Neumann.

Es folgt noch eine Kontaktadresse zum Neubau anstelle der einstigen zwei grossen Synagogen, Friedrich- und Bleichstrasse.

FRIEDA HEBEL

Israel-Nachrichten, 2. 2. 1986

Bickenbach geht mit gutem Beispiel voran

SPD-Fraktion der Landkreisgemeinde spendete 5000 Mark für Synagogeneinrichtung

(pep). Als erste, aber sicherlich nicht letzte Landkreisgemeinde unterstützt Bickenbach den geplanten Bau einer Synagoge in Darmstadt. Am Donnerstagnachmittag übergaben der Bickenbacher Bürgermeister Karl Schemel und Vertreter der Bickenbacher SPD-Fraktion der Darmstädter Bürgerinitiative „Synagoge '88" im jüdischen Gemeindehaus in der Osannstraße 5000 Mark.

Dieser Betrag ist symbolisch gemeint:

Eine Mark für jeden Bickenbacher Bürger. Die Bickenbacher SPD-Fraktion (die anderen Fraktionen der Gemeinde enthielten sich der Stimme) will mit dieser Geste eine Form der Wiedergutmachung gegenüber den Juden zum Ausdruck bringen. Bürgermeister Schemel erinnert sich noch genau, wie er als Siebenjähriger den Brand der Darmstädter Synagogen an der Bleichstraße miterlebte: er mußte damals seine Scharlacherkrankung im Stadtkrankenhaus auskurieren und sah vom Fenster aus mit Entsetzen, wie die jüdischen Gotteshäuser in Flammen aufgingen.

Von den zehn jüdischen Familien, die bis 1938 in Bickenbach wohnten, ist keine einzige mehr in die Landkreisgemeinde zurückgekehrt. Die meisten Bickenbacher Juden kamen in Minsk um. Der Bürgermeister steht noch in Briefkontakt mit zwei nach Amerika ausgewanderten Juden. Sein Interesse als Heimatforscher gilt dem ehemaligen Judenfriedhof in Alsbach, für dessen Erhaltung und systematische Erforschung er sich einsetzt. Die schrecklichen Eindrücke, die er als Kind von der Judenverfolgung mitbekam, haben ihn veranlaßt, die Aktion „Synagoge '88" zu unterstützen.

Moritz Neumann, stellvertretender Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Darmstadt, freut sich darüber, daß auch andere hessische Städte vom Darmstädter Beispiel lernen. So will jetzt die Stadt Gießen ihrer jüdischen Gemeinde ein Grundstück zur Verfügung stellen, auf dem eine abgetragene Synagoge aus der Umgebung wieder aufgebaut werden soll. Die Stadt Fulda beabsichtigt, in einem bestehenden Haus eine Synagoge einzurichten.

Der Darmstädter Bürgerinitiative „Synagoge '88" ist es innerhalb von drei Monaten gelungen, über 20 000 Mark für die Innenausstattung des Gotteshauses einzunehmen. Das Geld wurde von Darmstädter Institutionen, aber auch von vielen Einzelpersonen gespendet. Durch kulturelle Veranstaltungen hofft die Initiative, diesen Betrag noch erhöhen zu können. In den nächsten Tagen will sie die umliegenden Landkreisgemeinden auf das Bickenbacher Beispiel aufmerksam machen und um Spenden bitten, da die Darmstädter Synagoge sicherlich auch von deren jüdischen Bürgern und Besuchern aufgesucht werden wird.
Die Synagoge soll auf dem Grundstück Wilhelm-Glässing-Straße 24 bis 28 gebaut werden. Magistrat und Fachausschüsse haben zugestimmt, das Placet der Stadtverordneten steht noch aus. Wenn das Stadtparlament das Bauprojekt in seiner nächsten Sitzung am 13. Februar absegnet, werden von vier jüdischen Architekten Bauvorentwürfe eingeholt. Mitte Mai könnte eine Jury daraus den geeignetsten auswählen, Ende August könnte die Bauvorlage fertig sein. Wenn dieser Zeitplan eingehalten wird, wovon Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch ausgeht, wird im Frühjahr 1987 Baubeginn sein. Fünfzig Jahre nach der Zerstörung der Darmstädter Synagogen soll der Neubau am 9. November 1988 eingeweiht werden.

Darmstädter Echo, 8. 2. 1986

„Bekenntis zur Geschichte"

Stadtparlament stimmt Synagoge in der Glässingstraße zu

(KS). Einstimmig hat die Darmstädter Stadtverordnetenversammlung gestern beschlossen, auf einem städtischen Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße eine neue Synagoge zu errichten. Damit ist die Voraussetzung geschaffen, an vier von der jüdischen Gemeinde benannte Architekten den Auftrag zu einer Vorplanung zu erteilen.

Auf Antrag des damaligen SPD-Stadtverordneten Rüdiger Breuer hatte die Stadtverordnetenversammlung 1984 den Grundsatzbeschluß gefaßt, eine neue Synagoge zu bauen und bis 1988 fertigzustellen. Fünfzig Jahre zuvor, am 9. November 1938, waren von der SA wie überall in Deutschland die jüdischen Synagogen Darmstadts, zwei in der Innenstadt

und eine in Eberstadt, zerstört worden.
Mit der jüdischen Gemeinde hat sich der Magistrat auf den Standort Wilhelm-Glässing-Straße für den Neubau geeinigt. Die Gemeinde gibt im Tausch ihr Haus mit Grundstück in der Osannstraße in städtischen Besitz. Ein Synagogenbau an dieser Stelle war an den beengten Grundstücksverhältnissen gescheitert.

Mit „einfachem Fingeraufheben" war es gestern nach Ansicht des FDP-Fraktionsvorsitzenden Dr. Hermann Kleinstück nicht getan, dem Projekt zuzustimmen. Er merkte an, daß er es nicht für eine ungewöhnliche Maßnahme halte, daß die Stadt für die von den Nazis zerstörten Synagogen jetzt einen Ersatz schafft. Das Parlament müsse sich über den weiteren Ablauf von Planung und Bau regelmäßig unterrichten lassen.

„Mit allem Nachdruck" unterstützte Günter Mayer für die Grünen den Synagogenbau. An diesem Projekt dürfe „nicht kleinlich herumgerechnet" werden. Die neue Synagoge müsse ein Bau werden, „der vor der Geschichte Bestand hat". Am Tag der Synagogenentscheidung gedenke er aber auch anderer Opfer der Nazis: der Roma. Mayer forderte Oberbürgermeister Günther Metzger auf, seinen Rechtsstreit mit dem Zentralrat der Sinti und Roma zu beenden.
SPD-Sprecher Georg Horneff widersprach Kleinstücks Ansicht von der Normalität des Projekts. Der Neubau der Synagoge solle als Zeichen verstanden werden, „daß wir uns zu unserer Geschichte bekennen".

Darmstädter Echo, 14. 2. 1986

Gemeinde Bickenbach: Unterstützung für die Darmstädter Initiative „Synagoge 88"

DARMSTADT. (cm) - Der Bickenbacher Bürgermeister Karl Schemel (rechts) überreichte einen Scheck über 5 000 Mark an Rüdiger Breuer von der Initiative „Synagoge 88". Auf Antrag der SPD-Fraktion hatte die Gemeindevertretung diese Spende am 23. Januar beschlossen. Bürgermeister Schemel erhielt als symbolische Gegenleistung fünf Bausteine. Unser Bild zeigt von links Sigrid Breuer, Gabriel Rotkopf, Moritz Neumann, Vize-Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Rüdiger Breuer, Parlamentsvorsitzenden Hans-Jürgen Krause und SPD-Fraktionsvorsitzenden Herbert Engelhard (beide Bikkenbach) sowie Ernst Schneider, Mitglied der Initiative. Bild: Hilde Roth



Darmstädter Tagblatt, 8./9. 2. 1986

Das Netteste vom Tage

Zweitausend Mark sind der „Bürgeraktion Synagoge 88" als Erlös eines Wohltätigkeitkonzerts zugegangen, das die Volkshochschule Darmstadt, die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die Evangelische Akademie und das Katholische Bildungszentrum gemeinsam in der Pauluskirche veranstaltet hatten. Ingeborg Horn-Staiger (Sopran) und Wolfgang Kleber (Orgel) hatten das Konzert gestaltet. — Die Bürginitiative Synagoge unterstützt die Entstehung des jüdischen Gotteshauses, das die Stadt in der Glässingstraße baut. Die Initiative will durch Spenden und den Erlös aus einer Baustein-Aktion bei der Inneneinrichtung der Synagoge helfen. Bausteine gibt es am Informationsstand im Luisencenter, in der Flotowapotheke und im Haushaltswarengeschäft Trautmann in der Liebfrauenstraße. Spenden können auf das Konto 1817000 bei der Dresdner Bank überwiesen werden. (fb)

Darmstädter Tagblatt, 20. 2. 1986

4500 Mark für die Synagoge

Glas-Geburtstag ein Erfolgserlebnis der Spendenaktion

Synagoge '88

(KS). Der sechzigste Geburtstag des Darmstädter Stadtrats Willy Glas am Dienstag dieser Woche wirkt sich überaus fördernd auf das Projekt des Synagogenbaus in Darmstadt aus. Wie Rüdiger Breuer von der Bürgeraktion „Synagoge '88" mitteilte, sind nach einer ersten Übersicht seit Dienstag etwa 4500 Mark an Spenden eingegangen. Glas hatte Freunde und Bekannte gebeten, statt Geschenken einen Beitrag zur Sammelaktion „Synagoge 88" zu leisten. Der Stadtrat betonte gestern seine große Freude und Dankbarkeit, daß so viele Geburtstagsgäste auf diese Bitte eingegangen seien.

Die Stadt Darmstadt wird der jüdischen Gemeinde in der Wilhelm-Glässing-Straße eine neue Synagoge bauen. Damit soll der Zerstörung der Synagogen am 9 November 1938 durch die Nationalsozialisten gedacht werden. Die Synagoge soll am fünfzigsten Jahrestag der sogenannten Reichskristallnacht eingeweiht werden.

Die Bürgeraktion „Synagoge '88" beteiligt sich mit einer Spendenaktion, deren Erlös für die Inneneinrichtung des neuen jüdischen Gotteshauses gedacht ist, an der Finanzierung des Projekts. Einschließlich der bisher aus dem Glas-Geburtstag eingegangenen Spenden sind nach Auskunft Breuers bereits mehr als 30 000 Mark gesammelt worden – in drei Monaten.

Darmstädter Echo, 22. 2. 1986

„Keine leichte Entscheidung"

Jury beurteilt am Montag fünf Synagogen-Entwürfe

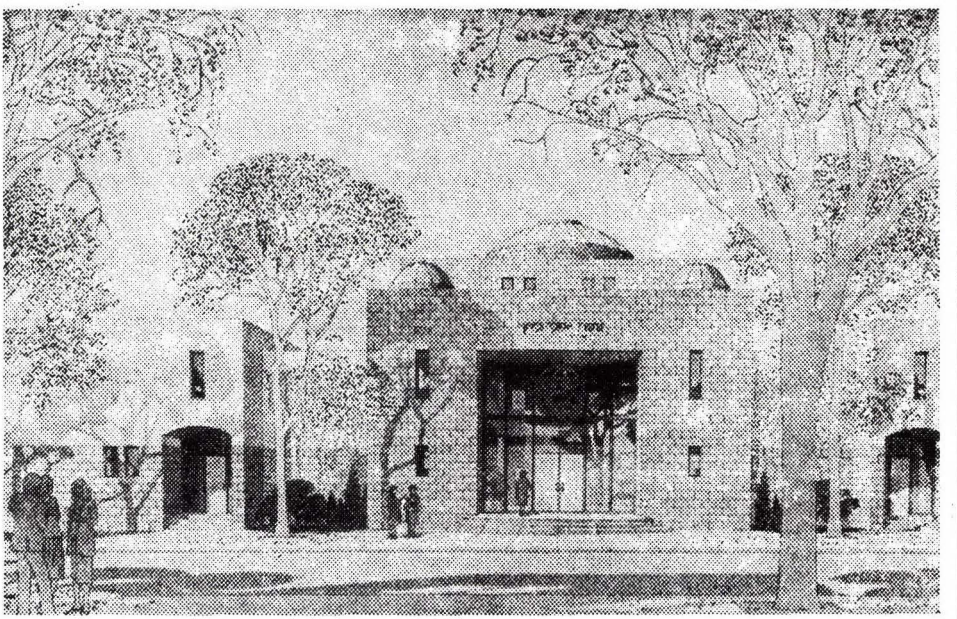
(pep). Über die Gestaltung der neuen Darmstädter Synagoge haben sich fünf jüdische Architekten die Köpfe zerbrochen. Vorgegeben war ihnen lediglich das Raumprogramm – das Gotteshaus, Gemeinderäume und Wohnungen –, ansonsten konnten sie ihrer Phantasie freien Lauf lassen.

Die fünf Entwürfe werden am Montag (12.) von einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Jury beurteilt. Ihr gehören an: Oberbürgermeister Günther Metzger, Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch, TH-Professor Dipl.-Ing. Hans-Georg Waechter, Architekt Jürgen Rittmannsperger, Klaus Kaffenberger vom Hochbauamt und Dr. Levinson (Heidelberg) und Joseph

Fraenkel als Vertreter der jüdischen Gemeinde.
Stadtbaurat Dr. Rösch glaubt, daß die Entscheidung nicht leicht fallen wird. Die Entwürfe seien allesamt sehr überzeugend, und man spüre, daß sie von erfahrenen Architekten stammten.
Die Synagoge wird von der Stadt Darmstadt in der Wilhelm-Glässing-Straße gebaut. Das Geld für die Innenausstattung will -- wie berichtet -- die Darmstädter Bürgerinitiative „Synagoge '88" aufbringen. Der Spendenbetrag ist inzwischen auf 40 000 Mark angewachsen. Wenn Fraktionen aus den Umland-Städten Griesheim, Reinheim, Seeheim-Jugenheim und Pfungstadt die versprochenen Beträge überweisen, erhöht sich die Summe auf 60 000 Mark. Das Land Hessen hat es bisher abgelehnt, den Bau der Synagoge zu bezuschussen.

Darmstädter Echo, 9. 5. 1986

Preisgericht entschied über die Entwürfe zum Bau der neuen Darmstädter Synagoge



DARMSTADT. (uli) - In Modell und Entwurf steht sie bereits, Darmstadts neue Synagoge, die am 9. November 1988, dem fünfzigsten Jahrestag der Reichskristallnacht, fertiggestellt sein soll. Ein Preisgericht entschied sich für die Pläne des Frankfurter Architekten Alfred Jacoby, die zusammen mit den vier anderen eingereichten Entwürfen bis zum 23. Mai im Rathausfoyer zu sehen sind. Das einstimmige Votum der Jury fiel vor allem wegen der „Unverwechselbarkeit der Architektur, abgeleitet aus den rituellen Gegebenheiten". Alle Räume des Gemeindezentrums — hier die Front zur Wilhelm-Gläs-sing-Straße — sind ringförmig um die Synagoge angelegt. Bild: Roman Größer

Darmstädter Tagblatt, 15. 5. 1986

„An rituellen Vorgaben orientiert"

Preisgericht entschied über Entwürfe zum Bau der neuen Synagoge

Unverwechselbare Architektur

(uli) - Die Würfel sind gefallen: Die neue Darmstädter Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße soll nach dem Entwurf des Diplomarchitekten Alfred Jacoby gebaut werden. Das Preisgericht unter Vorsitz von Professor Dr.-Ing. Hans-Georg Waechter hatte am Montag nach achtstündiger Sitzung unter den fünf vorgelegten Plänen eindeutig den des Frankfurters favorisiert und die Entscheidung am Mittwoch im Rathausfoyer bekannt gegeben.

Nach dem Zeitplan soll die „liberale jüdische Gemeinde in orthodoxer Haut" (Gemeindevorsitzender Joseph Fränkel) am 9. November 1988 eingeweiht werden, jenem Tag, an dem 50 Jahre zuvor die drei Darmstädter Synagogen in der Reichskristallnacht zerstört wurden. Damit geht für die heute noch etwa 130köpfige jüdische Gemeinde, die vor dem Krieg mehr als 3000 Mitglieder zählte, ein jahrzehntelanges Provisorium zu Ende.

Wichtigster Punkt im Kriterienkatalog der Bewertungskommission war nach Worten Waechters die Frage nach der Konzeption: „Wie sieht die Synagoge in Darmstadt 1986 eigentlich aus?" Immer wieder sei es um die Unverwechselbarkeit des Komplexes gegangen, so daß schließlich die einstimmige Wahl auf den Entwurf Jacobys gefallen sei: „Er weist eine deutliche und unverwechselbare Architektur auf, abgeleitet aus den rituellen Gegebenheiten."

Herzstück des Gemeindezentrums ist die Synagoge; alle anderen Räume sind — „wie wichtiges Beiwerk" — ringförmig angelegt: „Wo man sich auch bewegt, man hat die Synagoge immer vor sich," so Waechter. Jacoby, dessen Vater nach dem Krieg das jüdische Gemeindezentrum in Wiesbaden baute, hat den zweigeschossigen Synagogenraum dem auch heute noch in Hessen allgemein gültigen orthodoxen Ritus entsprechend konzipiert: mit dem Almemor, dem Vorlesepult, in der Mitte und dem Thoraschrein an der Ostwand. Der Schrein repräsentiert den Tempel in Jerusalem, eine Tradition vieler deutscher Synagogen, auch der alten Darmstädter.

Die zentrale Kuppel über dem Almemor mit einer Zwölferteilung im Glasfeld, die das Licht gebündelt auf den Mittelpunkt fallen läßt, symbolisiert das Volk Israel mit den zwölf Stämmen und die Idee des Himmels über dem Ort, an dem die Thora der Gemeinde vorgelesen wird.

Auch von der Straßenseite her ist die Synagoge sichtbar. Waechter: „Die Planung kommt der gewünschten Öffnung der Gemeinde entgegen." Auf knapp 1400 Quadratmetern werden außerdem ein Gemeindesaal, Gruppenräume, eine Bibliothek, Büros, Jugendräume, Gästezimmer und eine Hausmeisterwohnung untergebracht. Das Grundstück liegt nach Waechters Worten sehr zentral, „aber in einer normalen städtebaulichen Situation, in einer Art Baulücke, die der Entwurf zunächst ganz harmlos schließt".

Die Überlegungen des Architekten zur Gestaltung des Gemeindezentrums wurden, wie er selbst sagte, stark von dem Willen geprägt, an die deutsche Synagogenbaukunst bis zur Vorkriegszeit anzuschließen.

Der Magistrat befaßt sich am kommenden Mittwoch mit Jacobys Entwurf, für den dann die Genehmigungsplanung eingeleitet wird. Zu einer Kostenschätzung mochte sich deshalb zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch noch niemand äußern. Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch gestern abschließend: „Wir wollen und dürfen keine Zeit verlieren."

Darmstädter Tagblatt, 15. 5. 1986

Durch die Glaskuppel fällt Himmelslicht auf die Thora

Jury entschied sich für den Synagogen-Entwurf von Alfred Jacoby

Dr. Rösch: Zeitplan ist einzuhalten

(pep). „Unverwechselbar Synagoge" soll das jüdische Gotteshaus mit Gemeinderäumen sein, das die Stadt Darmstadt für ihre jüdischen Bürger auf einem Grundstück in der Glässingstraße bauen will.

Eine Beurteilungskommission, der auch Oberbürgermeister Günther Metzger und zwei Vertreter der jüdischen Gemeinde angehörten, prüfte am Montag die von fünf jüdischen Architekten eingereichten Vorentwürfe. Nach vielstündigen Diskussionen entschied sich die Jury für den von Diplom-Architekt Alfred Jacoby aus Frankfurt eingereichten Entwurf. In die engere Auswahl kamen auch die Entwürfe von Joram Steinitz aus Darmstadt/Jerusalem und Jakob Finkelstein aus Frankfurt.

Jacoby, dessen Vater die Wiesbadener Synagoge gebaut hat, wirkt zur Zeit am Aufbau des jüdischen Gemeindezentrums im Frankfurter Westend mit.

Gestern stellte Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch die Entwürfe auf der Empore des Foyers des Kongreßsaales vor. Der Vorsitzende des Preisgerichts, TH-Professor Dr.-Ing. Hans-Georg Waechter, ging zunächst auf den städtebaulichen Aspekt ein. Das Grundstück in der Glässingstraße liege zentral und sei rechts und links von drei- bis viergeschossigen Wohnbauten flankiert. Die Straße verlaufe auf der Westseite, so daß es problemlos möglich sei, den Thoraschrein an der Ostwand als Tempel in einer Apsis anzulegen. Dieser Schrein repräsentiert den Tempel in Jerusalem.

Was Professor Waechter und den anderen Jurymitgliedern an Jacobys orientalisch anmutendem Entwurf besonders gefällt, ist die zentrale Lage der Synagoge im Gebäudegeviert. Der Architekt habe mit baulichen Mitteln deutlich gemacht, daß sie das Herz des Gemeindezentrums ist. Ein atriumartiger Innenhof umschließt das von einer Glaskuppel gekrönte Solitärgebäude. Durch dieses Himmelsfenster strömt das Licht direkt auf das Vorlesepult mit der Thora (Almemor). Die Zwölferteilung der Glas- und Metall-Konstruktion in der Kuppel symbolisiert die zwölf Stämme Israel. Zwei weitere, kleinere Glaskuppeln auf den Türmen im Eingangsbereich, die an die zwei Säulen des Tempels in Jerusalem erinnern sollen, erhellen die Galerie unter dem Dach.

Der Synagogenraum ist zweigeschossig und bietet 116 Männern und 90 Frauen Platz. Zur Zeit gehören der jüdischen Gemeinde Darmstadt 120 Mitglieder an. Die Plätze auf der Galerie im ersten Obergeschoß sind den Frauen vorbehalten, unten sitzen die Männer. Diese Geschlechtertrennung, die in den liberalen Gemeinden nicht üblich ist und auch keineswegs von allen Architekten vorgeschlagen wurde, entspricht dem orthodoxen jüdischen Ritus. Der erste Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Darmstadt, Joseph Fraenkel, charakterisiert seine Gemeinde als „liberal in einer orthodoxen Haut".

Zum Gemeindezentrum rund um die Synagoge gehören Unterrichts- und Seminarräume, ein Lehrerzimmer, Jugendräume, eine Bibliothek, vier Studentenzimmer mit gemeinsamen Koch- und Aufenthaltsgelegenheiten und eine Hauswartwohnung.

Der Architekt hat auch eine Tiefgarage mit 30 Einstellplätzen vorgesehen, die jedoch wahrscheinlich nicht verwirklicht wird. Der Verzicht auf das Parkhaus bedeutet, daß das 10-Millionen-Mark-Projekt sich um immerhin 1,5 Millionen Mark verbilligt.

Jacoby möchte mit seinem Entwurf an die 1906 von dem damaligen TH-Professor Georg Wickop in der Bleichstraße 15 gebaute Jugendstilsynagoge anknüpfen, die ebenfalls ei-

nen zentralen Kuppelbau und eine Doppelturmfassade besaß. Er schlägt zur Wahrung der deutsch-jüdischen Tradition vor, Thora-Vorlesepult und Thoraschrein (fünf Stufen erhöht auf einem Podest) dem Wickopschen Vorbild nachzubilden. Fotodokumente vom Original sind noch erhalten.

Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch freut sich, daß der städtische Zeitplan, die Synagoge 50 Jahre nach der sogenannten „Reichskristallnacht" im Jahr 1988 einzuweihen, aller Voraussicht nach eingehalten werden kann. „Wir wollen und dürfen keine Zeit verlieren", machte er gestern deutlich. Am kommenden Mittwoch will der Magistrat über den Auftrag an Jacoby beschließen.

Erfreuliches ereignete sich gestern am Rande der Entwurfsvorstellung. Die drei Fachpreisrichter Waechter, Rolf Metzner und Jürgen Rittmansperger verzichteten auf das ihnen zustehende Honorar von je 1000 Mark und spendeten es der jüdischen Gemeinde. Deren zweite Vorsitzende Ruth Bratu berichtete von einem Angebot aus Nahariya: Die israelische Stadt will der Darmstädter Synagoge ein Buntglasfenster zum Geschenk machen.

Synagogen-Entwürfe sind ausgestellt

Die fünf Vorentwürfe für eine Darmstädter Synagoge sind bis einschließlich Freitag (23.) während der Dienstzeiten der Stadtverwaltung auf der Galerie im dritten Obergeschoß des Neuen Rathauses ausgestellt. Die Stadt Darmstadt hatte in Übereinstimmung mit der jüdischen Gemeinde Darmstadt folgende fünf Architekten aufgefordert, Pläne auszuarbeiten: Joram Steinitz aus Darmstadt/Jerusalem und Alfred Jacoby, Jakob Finkelstein, Beni Kern sowie Dr. phil. Salomon Korn aus Frankfurt.

Darmstädter Echo, 15. 5. 1986

Zum Jahrestag der „Kristallnacht" eine neue Synagoge

Stadt stellt das Grundstück und zahlt die Baukosten / Architektenwettbewerb: religiöse Inhalte in gebauter Form

Darmstadt (spi). Es war bei einer jener Gedenkfeiern, wie sie in jedem November stattfinden. Wo einst die größte der drei Darmstädter Synagogen stand und heute ein Mahnmal an das Leid der Juden unter der Herrschaft der Nationalsozialisten erinnert, legten Repräsentanten der Stadt einen Kranz nieder. Da fragte der Journalist Rüdiger Breuer seinen Kollegen Moritz Neumann: „Warum habt ihr eigentlich immer noch keine Synagoge?", und Neumann antwortete: „Wir haben kein Geld." Damals war Breuer noch Stadtverordneter der SPD und Neumann noch nicht Geschäftsführer beim Landesverband der jüdischen Gemeinden. Breuer machte seinen Einfluß geltend, nicht nur in der eigenen Partei, und er fand spontan Unterstützung für die Idee, den Juden in Darmstadt ein neues Gotteshaus zu bauen. Soweit bekannt ist, wird Darmstadt allerdings die einzige Stadt im Bundesgebiet sein, die am fünfzigsten Jahrestag der „Reichskristallnacht", am 9. November 1988, einer jüdischen Gemeinde den Schlüssel zu einer neuen Synagoge übergibt.

Um diesen Zeitpunkt einzuhalten, der nicht nur nach Meinung Neumanns so symbolträchtig ist, daß man ihn auf keinen Fall versäumen sollte, ist Eile geboten. Stadtbaurat Wolfgang Rösch hat das Ergebnis eines unter fünf ausgewählten Architekten ausgeschriebenen Planungswettbewerbs vorgestellt. Die eingesandten Vorentwürfe, sagte Rösch, seien allesamt so „qualitätvoll" gewesen, daß die Auswahl schwerfiel. Einstimmig entschied sich die Jury unter Vorsitz von Professor Waechter schließlich für den Entwurf des Frankfurter Architekten Alfred Jacoby. Der Preisträger soll umgehend mit der baureifen Planung beauftragt werden. Mit einer Lichtkuppel über dem „Almenor", dem Lesepult, und der Synagoge im geometrischen Mittelpunkt des künftigen Gemeindezentrums habe Jacoby die Forderung nach einer unverwechselbaren Archi-

tektur besonders gut gelöst, sagte Waechter. Die Fähigkeit zur Umsetzung religiöser Inhalte in gebaute Formen liegt offenbar in der Familie: Jacobys Vater hat die Wiesbadener Synagoge gebaut.

Zur Zeit besitzt die Jüdische Gemeinde, die in Darmstadt und Umgebung 130 Mitglieder zählt, nur ein bescheidenes Haus in der Osannstraße. Dort werden auch die Gottesdienste gehalten. Das sei zwar, wie Neumann sagte, im Prinzip nicht wichtig. Gottesdienst könne überall sein, wo Juden sich versammelten. Aber es sei vorgekommen, daß sich ausländische Gäste in dem Haus umgesehen und bedrückt gefragt hätten: „Ist das die Situation des Judentums in Deutschland?"

Vor dem Krieg lebten in der Stadt mehr als dreitausend Juden in drei Gemeinden. Die orthodoxe Gemeinde unterhielt eine Synagoge in der Grafenstraße, die liberalen Juden hatten ihr Zentrum in der Friedrichstraße, außerdem gab es eine dritte Synagoge im Stadtteil Eberstadt. Keines dieser Gebäude hat die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 überdauert. Wenn die neue Synagoge fertiggestellt ist, wird das Haus in der Osannstraße der Stadt übergeben. Dafür hat die Stadt ein zentrales und größeres Baugrundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße zur Verfügung gestellt. Sie wird auch die noch nicht bezifferten Baukosten tragen. Wie Professor Waechter erklärte, handelt es sich um eine einfache Baulücke mit Geschoßwohnungen zu beiden Seiten. Nach dem preisgekrönten Entwurf werde die Synagoge „die Lücke ganz harmlos schließen". Jacoby habe Höhe und Form der benachbarten Baukörper aufgenommen und zugleich die Synagoge als Herz der Anlage und Solitärgebäude mit einer ausgeprägten Straßenfassade optisch hervorgehoben.

Synagogen seien in Deutschland über die Jahrhunderte hinweg stets ein Spiegelbild der Situation des Judentums in einer christlichen Gesellschaft gewesen, hat der Architekt zur Erläuterung seines Entwurfs ausgeführt. Bis ins späte neunzehnte Jahrhundert seien sie oft hinter Gemeinde- oder Rabbinerhäusern versteckt gewesen, lagen außerhalb der Innenstädte oder waren der Nachbarbebauung angeglichen, „um im Stadtbild möglichst unauffällig und unauffindbar zu sein". Trotzdem waren etwa zweitausend Gotteshäuser und Betstuben, die zwischen 1780 und 1933 entstanden, eine „öffentliche Leistung" der jüdischen Gemeinden, „gleichsam ihr baulich ausgedrückter Anspruch auf Gleichberechtigung und Integration innerhalb der Stadt". Mit dem Bau einer neuen Synagoge bekunden Jüdische Gemeinde und die Stadt ihren Willen, „an die besten Traditionen jüdisch-christlichen Miteinanders anzuknüpfen".

Das Raumprogramm sieht neben der Synagoge mit rund hundert Herrenplätzen und neunzig auf einer Empore gelegenen Damenplätzen einen Gemeindesaal mit Bühne, drei Gruppenräume, eine Bibliothek, mehrere Gästezimmer und Nebenräume sowie eine Hausmeisterwohnung und eine Tiefgarage für dreißig Fahrzeuge vor. Die Synagoge nimmt die typische Form des zentralen Kuppelbaus mit einer Doppelturmfassade an der Eingangsseite auf, wie sie mit vielen anderen jüdischen Gotteshäusern auch der von Wickop 1906 erbauten Darmstädter Synagoge eigen war. Die Räume des Gemeindezentrums sind in einem U-förmigen Baukörper rund um die Synagoge gruppiert und eröffnen durch die hinter Glaswänden verlaufenden Verbindungsgänge jederzeit den Blick auf das in einem atriumartigen Innenhof gelegene Gotteshaus. Vieles in der baulichen Anordnung hat historische und religiöse Bezüge. So erinnern die zwei „Türme" an der Eingangsfassade an die beiden Säulen des Tempels in Jerusalem. Die zentrale Kuppel über dem Almenor mit einem zwölfmal geteilten Glasfeld steht für das Volk Israel mit seinen zwölf Stämmen, deren Embleme als Medaillons in das Glas eingelassen werden sollen, und bilden zugleich den „Himmel" über dem Ort, wo die Thorarollen ausgebreitet und der Gemeinde vorgelesen werden. Jacoby hat vorgeschlagen, die beiden Herzstücke der Synagoge, das Vorlesepult und den Thoraschrein, der Ausstattung in der ehemaligen Wickopschen Synagoge nachbilden zu lassen. Es gebe darüber noch genügend guterhaltene Dokumente. Auf diese Weise könnten der Gedanke an die Fortführung einer Tradition und die Idee des Wiederaufbaus „baulich untermauert" werden. Ähnliche Überlegungen beflügeln auch eine Bürgerinitiative, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Spenden zu sammeln und damit die Innenausstattung der neuen Synagoge zu finanzieren.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 5. 1986

Detailplanung kann beginnen

Auch Magistrat für Synagogen-Entwurf des Frankfurters

(ulja). Der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby kann jetzt mit der Detailplanung für den Bau der Darmstädter Synagoge in der Glässingstraße beginnen. Dies beschloß der Magistrat der Stadt in seiner gestrigen Sitzung. Basis für die weitere Planung ist der preisgekrönte, orientalisch anmutende Entwurf des Frankfurter Architekten, für den sich die Experten-Jury in der vergangenen Woche entschieden hatte – wir berichteten.

Finanzielle Mittel für die Planung sollen noch in den Nachtragshaushalt '86 aufgenommen werden, beschloß der Magistrat weiter. Über die Höhe der Baukosten, die die Stadt Darmstadt übernehmen will, wurde gestern – so der städtische Pressesprecher Michael Löb – nicht näher gesprochen. Beschlüsse darüber sollen erst gefaßt werden, wenn die Vorplanung abgeschlossen ist, meint der Darmstädter Magistrat.

Nach ersten Schätzungen wird das jüdische Gemeindezentrum mit der Synagoge, die mit Kuppelbau und Doppelturmfassade an die Traditionen des Synagogenbaus anknüpft, etwas weniger als 10 Millionen Mark kosten.

Darmstädter Echo, 22. 5. 1986

Zeichen der Versöhnung: Synagoge und Gemeindezentrum

DARMSTADT. Ein „städtebauliches Monument" soll es werden, was gegenwärtig im Büro des 36jährigen Architekten Alfred Jacoby in Frankfurt geplant wird und bereits weltweit als bemerkenswerte Geste der Stadt zur 50. Wiederkehr des Jahrestages der sogenannten „Reichskristallnacht", am 9. November 1988, gewürdigt wurde: Die neue Synagoge in Darmstadt, die — samt einem Gemeindezentrum — für die jüdischen Mitbürger gebaut wird. Sie entsteht auf einem 3234 Quadratmeter großen Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße, nur einen Steinwurf vom zentralen Luisenplatz entfernt. Einstimmig war die Wahl von Kommunalpolitikern, Fachleuten und Vertretern der jüdischen Gemeinde auf den Entwurf von Alfred Jacoby gefallen. Stadtbaurat Dr. Wolfgang Rösch (CDU): „Der Stellenwert dieses Vorhabens kann nicht hoch genug angesetzt werden. Es war längst überfällig und wird mehr als nur symbolische Bedeutung haben."

Als „ein Zeichen der Versöhnung" wertet Alfred Jacoby das Synagogenprojekt, für dessen Umsetzung seine Zeit recht knapp bemessen ist. Das zweigeschossige Gotteshaus wird voraussichtlich eine Grundfläche von 14 mal 14 Meter haben und von einem Kuppeldach überspannt sein. 90 Frauen und 116 Männer finden in ihm Platz. Die Synagoge soll — so die Überlegungen des Architekten — als Mittelpunkt gemeinschaftlichen jüdischen Lebens empfunden werden, umrahmt von den anderen alltäglichen Aktivitäten eines Gemeindezentrums. Folgerichtig wurde ein gleichfalls zweigeschossiger und quadratischer Gebäudekomplex um sie herumgruppiert, an den sie an der Westseite angelehnt ist. In ihm sind unter anderem ein Gemeindesaal, Gruppenräume, eine Bibliothek, Büros, Jugendräume, Gästezimmer und eine Hausmeisterwohnung untergebracht.

Joseph Fränkel, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde: „Mit diesem Raumprogramm werden wir erstmals in der Lage sein, in die Öffentlichkeit hineinzuwirken und künftig mehr mit nichtjüdischen Menschen gemeinsam zu veranstalten."

Während der kommenden Monate muß Schwerarbeit auch in der Stadtbauverwaltung geleistet werden, um den angestrebten Übergabetermin einhalten zu können. Dort werden Fachingenieure hinzugezogen, Angebote eingeholt, Vergleiche angestellt und Aufträge vergeben — alles in enger Abstimmung

mit dem Architekten. Gegenwärtig werden die Gesamtkosten für Synagoge und Gemeindezentrum auf 8,5 Millionen Mark geschätzt.

Auf den Weg gebracht worden war das Vorhaben nach der Gedenkfeier für die Opfer der Nazi-Diktatur am 9. November 1984. Die Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung hatten einstimmig einen Vorschlag aus der Bevölkerung aufgenommen und beschlossen — bereits am 12. Dezember des selben Jahres — Verhandlungen mit der jüdischen Gemeinde mit dem Ziel zu führen, daß „bis zur 50. Wiederkehr der sogenannten Reichskristallnacht, am 9. November 1988, ein Synagogengebäude errichtet wird".

Im Sommer des folgenden Jahres stellte der Bauausschuß der jüdischen Gemeinde ein Raumprogramm zusammen. Am 22. Januar dieses Jahres legte der Magistrat in einem Beschluß fest: „In Abstimmung mit der jüdischen Gemeinde wird die Synagoge auf dem städtischen Gelände an der Wilhelm-Glässing-Straße erstellt." Zugleich werden fünf jüdische Architekten — sie waren von der Gemeinde benannt worden — um die Einreichung von Entwürfen gebeten. Eine Jury entschied sich im Mai für Alfred Jacoby.

Dazu Joseph Fränkel: „Sein Entwurf war der beste und trifft genau unsere Vorstellungen von einem Gemeindezentrum. Das wirklich Wertvolle an dem Projekt ist, daß es nicht auf eine Anregung von uns zurückgeht." Zwischenzeitlich hat sich auch eine Bürgerinitiative gegründet, die symbolische Bausteine verkauft und Spenden zur Förderung der Innenausgestaltung des künftigen Gotteshauses zusammenträgt. Nahezu 50 000 Mark sind bislang auf einem Sonderkonto eingegangen.

Die Summe setzt sich zu einem erheblichen Teil aus Einzelbeträgen zusammen. Die Gemeindevertreterversammlung in Bickenbach (Landkreis Darmstadt-Dieburg) gab 5000 Mark, und verschiedene Stadt- sowie Gemeindeparlamente in anderen Umlandkommunen haben signalisiert, daß sie diesem Beispiel folgen wollen. Ein entsprechender Antrag wird auch auf der nächsten Kreistagssitzung präsentiert.

Die jüdische Gemeinde in Darmstadt hat eine wechselvolle Geschichte. Ihre erste Gebetsstätte war 1737, zwischen der Kleinen und der Großen Ochsengasse, in der früheren Altstadt eingeweiht worden. Zwei weitere Synagogen kamen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinzu. Eine davon wurde später wieder abgerissen und 1905/1906 neu aufgebaut. Alles sank, nach den Brandstiftungen am 9. November 1938, in Schutt und Asche. Die Gemeinde zählte vor dem Krieg bis zu 3000 Mitglieder. Viele von ihnen konnten Deutschland rechtzeitig verlassen, doch Hunderte wurden in Konzentrationslagern ermordet.

Nach 1945 lief die Gemeindearbeit wieder an. Hilfreich war dabei, daß ein in London lebender, jüdischer Architekt sein zerbombtes Anwesen im Darmstädter Paulusviertel der Gemeinde 1948 gegen eine Anerkennungsgebühr überließ. Die hessische Landesregierung bezahlte seinerzeit die provisorische Herrichtung jenes Gebäudes, in dem man sich bis auf den Tag — unter anderem in einem notdürftigen Gebetsraum — versammelt.

Die Zahl der Gemeindemitglieder beläuft sich auf derzeit 130, doch sei mit einem baldigen Ansteigen dieser Zahl zu rechnen. Joseph Fränkel: „Bereits zwei Drittel unserer Mitglieder sind nach dem Krieg geboren." Die Mitgliederzahl ist es auch, die vereinzelt von Gegnern des 8,5-Millionen-Vorhabens hinter vorgehaltener Hand als Argument vorgetragen wird. Dafür allerdings hat der Direktor des Landesverbandes jüdischer Gemeinden in Hessen und Vorstandsmitglied der Darmstädter Jüdischen Gemeinde, Moritz Neumann, nicht das geringste Verständnis. Neumann: „Ich halte es nicht für legitim, die beklagenswert geringe Zahl von Überlebenden der Nazi-Katastrophe und deren Nachkommen gegen die Kosten eines solchen Projektes aufrechnen zu wollen. Wer an dem lobenswerten Willen der Stadt, eine neue Synagoge zu bauen, derlei unangemessene Kritik äußert, läßt die keineswegs selbstverständliche Tatsache außer acht, daß jüdische Familien — trotz der Ereignisse der Vergangenheit — wieder in Deutschland leben wollen. Gerade weil wir eine zahlenmäßig kleine Gemeinschaft sind, kommt den Voraussetzungen zur Ausübung unseres religiösen Lebens eine besondere Bedeutung zu."

RÜDIGER BREUER

Frankfurter Rundschau, 13. 6. 1986

Für den Synagogenbau sammeln

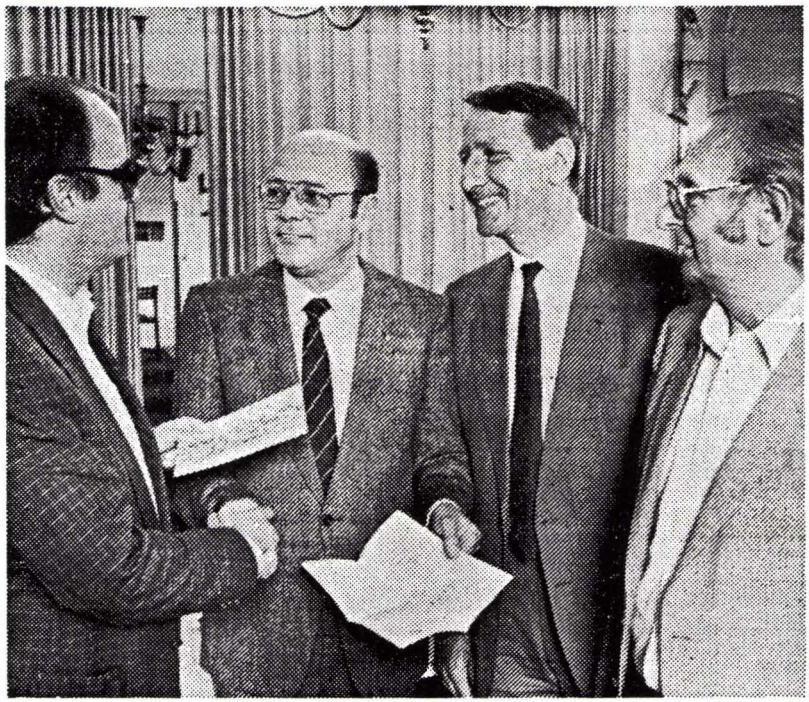
Wixhäuser Vereinsvertreter legten die weiteren Termine fest

(wf) - Die Termine für das zweite Halbjahr 1986 und für 1987 wurde in der Vereinsvertretersitzung in Wixhausen bekanntgegeben. Breiten Raum nahm die Kirchweih vom 23. bis 25. August ein. Der Gewerbeverein veranstaltet am 23. August wieder einen Flohmarkt. Eine weitere Bereicherung soll ein Fußballturnier der Ortsvereine zugunsten der Aktion „Menschen für Menschen" sein. Der Römer-Tennis-Club richtet wieder eim Kerbschleifchen-Turnier aus.

Die evangelische Kirche zeigt am 24. August im Heimatmuseum die Ausstellung „Nachdrucke berühmter mittelalterlicher Handschriften". Außerdem sind neue Bilder aus der Wixhäuser Kerbgeschichte zu sehen. Die Laienspielgruppe spielt das Stück „Die Braut in Zitronien". Bei diesen Kerbeveranstaltungen sind auch die museumspädagogischen Mappen erhältlich.

Der Stadtverordnete Klaus Wieland schlug vor, bei allen Grillfesten in Wixhausen Sammlungen zugunsten des Synagogenbaus in Darmstadt zu veranstalten. Bezirksverwalter Harald Rack erklärte sich bereit, dafür ein Sonderkonto einzurichten. Abschließend gab er bekannt, daß die Halle des Bürgermeister-Pohl-Hauses vom 30. Juni bis 3. August geschlossen ist.

Darmstädter Tagblatt, 20. 6. 1986



SPENDE FÜR DIE SYNAGOGE: Die jüdische Gemeinde Darmstadt bekam gestern nachmittag 10 000 Mark für die Innenausstattung der geplanten Synagoge. Die großzügige Spende kam vom Rotary-Club Darmstadt, das Seminar Marienhöhe legt aus einer Schülersammlung 531 Mark dazu. Bei einer Arbeitssitzung der Initiative Synagoge '88 wurde der Betrag übergeben (von rechts): der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Darmstadt, Josef Fränkel, der Sekretär des Rotary-Clubs, Darmstadt, Ekkehard Wiest, der Präsident des Rotary-Clubs Georg Mechlenburg und Rüdiger Breuer von der Initiative Synagoge '88. Bis jetzt wurden bereits 52 000 Mark für die Synagoge gespendet. (joc)

Darmstädter Echo, 25. 6. 1986

Tausend Mark für die Synagoge

Spende des SPD-Ortsvereins Arheilgen für die Innengestaltung

(DT) - Mit einer 1000-Mark-Spende möchte der SPD-Ortsverein Arheilgen zur würdigen Ausgestaltung der künftigen Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße beitragen. Bei der Übergabe des Betrages an die Bürgeraktion „Synagoge 88" erklärte Ortsvereinsvorsitzender Günther Pitthan, daß für ihn das vorgesehene Bauprojekt zu den bedeutungsvollsten städtischen Vorhaben der zurückliegenden Jahre zähle. Die Stadt verhalte sich beispielhaft, wenn sie den jüdischen Mitbürgern — bis zum 9. November 1988 — ein neues Gemeindezentrum verwirkliche und damit zugleich einen kulturell-religiösen Mittelpunkt für die Juden in ganz Südhessen schaffe.

Beim Verkauf von Bausteinen der Bürgeraktion — so Pitthan — sei er auf viel Zustimmung zu dem Bauvorhaben in der Bevölkerung gestoßen. Aufbau und und Vorhandensein einer Synagoge in Darmstadt sollten insbesondere die Jugend an eines der dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte erinnern. Die in Flammen stehende Synagoge in Worms, die er als Fünfjähriger gesehen habe, sei für ihn unvergeßlich.

Die Jugend der Gegenwart, die von den seinerzeitigen Ereignissen oft genug nur mangelhaft unterrichtet werde, solle ein bauliches Symbol der Wiedergutmachung vor Augen haben. Der Ortsverein habe das Ansinnen eines Synagogenbaus von Anfang an unterstützt und den entsprechenden einstimmigen Stadtverordnetenbeschluß mit Zufriedenheit registriert.

Die jüdische Gemeinde gehöre zu dieser Stadt — so Pitthan abschließend — und seine Hochachtung gehöre ihren Mitgliedern, die trotz der Verbrechen der Nazi-Diktatur, in dieser Stadt geblieben seien.

Darmstädter Tagblatt, 21. 6. 1986

Ein Stück vom Glanz Jerusalems für Darmstadt

Die neue Synagoge verbindet jüdische Tradition mit moderner Architektur

Festtag 9. November 1988. Die jüdische Gemeinde in Darmstadt weiht ihr neues Gotteshaus in der Wilhelm-Glässing-Straße ein, Synagoge mit Gemeindezentrum. Die herbstliche Sonne verzaubert das Bild. Auf dem gelben Stein, mit dem die Synagoge verkleidet ist, malt sie Visionen aus Jerusalem. In der Goldenen Stadt, die ihren Namen auch jenem gelben Sandstein verdankt, aus dem sie gebaut ist, liegen die Wurzeln der jüdischen Gemeinde.

Blick in die Zukunft? An der Vision wird seit Monaten tatkräftig gearbeitet. Die Idee dazu hat der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby aufs Zeichenpapier gebracht. Er setzte sich Mitte Mai, beim Wettbewerb um die besten Ideen zur neuen Synagoge, gegen vier Kollegen durch. Nun arbeitet der Planer mit Hochdruck. Denn Darmstadts neue Synagoge soll rechtzeitig fertig sein, zum 50. Jahrestag der Nazi-Pogrome im November 1938, der „Reichskristallnacht".

„Wie baut eine Minderheit in Deutschland?" Die Frage bewegte Alfred Jacoby nicht erst seit Planungsbeginn für die neue Synagoge in Darmstadt. Was ist „unverwechselbar jüdisch?" Alfred Jacoby hat sich die Antwort nicht leicht gemacht. Seine Planungsprinzipien leitet er aus bauhistorischen und religiösen Vorstellungen ab.

Keine eigene Bautradition

Dabei kann der Planer nur auf wenige Jahrhunderte Synagogenbaugeschichte zurückgreifen. Feste Häuser gibt es etwa seit dem Mittelalter. Davor trafen sich die Gemeinden unter freiem Himmel, meist an einem Opferstein. „Im Grunde gab es seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem

kein jüdisches Gotteshaus mehr." Und das war 70 nach Christus.

In Deutschland durften die Juden erst nach 1871 ihre Synagogen bauen, wo und wie es ihnen beliebte. Als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens fehlte ihnen die eigene Bautradition für ihre Gotteshäuser. Folglich orientierten sich die neuen Synagogen am Stil der Zeit. Bestes Beispiel dafür war die Alte Hauptsynagoge in Darmstadt. Sie entstand 1875 in der Friedrichstraße. Mitten im gründerzeitlichen Wohnviertel im Nordosten Darmstadts baute Wilhelm Köhler der jüdischen Gemeinde einen historischen Bau. Prachtvoll und üppig mit Türmchen und neuromanischen Fassadendetails ausgestattet.

Georg Wickop, der 1906 für die orthodoxe jüdische Gemeinde in Darmstadt eine neue Synagoge in der Bleichstraße entwarf, hielt sich ebenfalls an die Architekturvorbilder seiner Zeit. Jugendstil und traditionelle Bauformen prägten seinen Entwurf.

Die „Reichskristallnacht" unterbrach jäh den jungen Synagogenbau in Deutschland. Alfred Jacoby konnte bei seinen Neuplanungen 1986 nur auf wenige Vorbilder aus gut sechs Jahrzehnten Synagogenbau in Deutschland zurückgreifen. Ideen für den Neubau holte er sich aus der alten jüdischen Tradition und aus modernen europäischen Architekturvorstellungen.

Kuppel bringt den Himmel nah

Markantestes Bauteil der Synagoge ist ihre Kuppel. Architekt Jacoby begründet die Formenwahl: Synagogen sind meist Zentralbauten und nicht wie Kirchen in Längs- und Querschiffe unterteilt. Im Mittelpunkt der Synagoge hat der Almemor, das Vorlesepult, seinen Platz. Von dort aus liest bei jedem Gottesdienst ein Gemeindemitglied aus der Thora vor.

Dieser Mittelpunkt wird bei der neuen Darmstädter Synagoge durch die darüberliegende gläserne Kuppel betont. „Die Kuppel soll den Himmel symbolisieren. Ihre zwölf Segmente stehen für die zwölf Stämme Israels." Über den Sitzbänken der Gemeinde verzichtete der Planer auf ein gläsernes Dach und wählte statt dessen eine massive Decke. Auch das hat Symbolcharakter, denn „ein Jude soll stets sein Haupt bedecken".

Die Synagoge ist zweigeschossig. Unten sitzen die Männer, die den Gottesdienst aktiv bestreiten, oben als passive Zuhörerinnen die Frauen. Warum diese strikte Trennung? Auch das erklärt sich aus der Religion. „Du sollst nicht ehebrechen, heißt es in den zehn Geboten. Und damit die Männer während des Gottesdienstes nicht in Versuchung geführt wurden, erhielten die Frauen ihren Platz auf der Galerie." Architekt Jacoby hat diese Tradition im Innenraum berücksichtigt.

Gemeinde betreut Studenten

Rings um die Synagoge zeichnete Alfred Jacoby die Räume des Gemeinschaftszentrums. Links vom Haupteingang liegen Seminar- und Unterrichtsräume, der Jugendclub bekommt dort sein Domizil, ebenso wie die Bibliothek der Gemeinde. Rechts der Synagoge liegen die Büros und Verwaltungsräume. Dort wohnen später vier Studenten. Die Darmstädter jüdische Gemeinde setzt damit eine eigene Tradition fort. Sie betreut jüdische Studenten aus aller Welt während ihrer Studienzeit an der Technischen Hochschule.

Auf der rückwärtigen Seite der Anlage hat Architekt Jacoby den zweigeschossigen Gemeindesaal mit Bühne vorgesehen. Ein Innenhof trennt die Räume des Gemeindezentrums von der eigentlichen Synagoge. Gläserne Fassaden erlauben den ungehinderten Blick in diesen offenen Freibereich.

„Ein neues Monument für Darmstadt" möchte Alfred Jacoby bauen. Seine Synagoge – so zeigen die Pläne – ist modern gestaltet und funktional geplant. Die zeitgemäße Architektur wird durch Details aus der jüdischen Religion ergänzt und geprägt. Zum Darmstädter Bau wird das neue Haus vor allem durch die geplante Innenausstattung. Alfred Jacoby will Georg Wickops Entwürfe für Thoraschrein und Almemor nachbauen. Mit diesem Blick zurück gehen Architekt und Gemeinde den Schritt nach vorn: Sie nehmen ein Stück bester Baugeschichte in die Zukunft mit.

Eva Reinhold-Postina

Einig über Neubau der Synagoge

Parlament beriet gestern über zwei städtebauliche Projekte

(ulja). Einigkeit bei wichtigen Entscheidungen ist selten im Darmstädter Stadtparlament, zumindest die Mini-Fraktion der Grünen erhebt meist ihr Votum gegen die Riesenkoalition aus CDU, SPD und FDP. Nicht so gestern: Alle Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung stimmten für den Bau einer jüdischen Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße. Über zehn Millionen Mark wird dieses Projekt nach den bisherigen Schätzungen des Frankfurter Architekten Alfred Jacoby kosten. Sein Plan hatte im Mai den Zuschlag der Jury bekommen.

„Dies ist eine historische Bringschuld unserer Stadt gegenüber den jüdischen Mitbürgern", meinte der SPD-Fraktionsvorsitzende Gerd Grünewaldt. Er erinnerte – wie Redner anderer Parteien – daran, daß vor Beginn des Nazi-Terrors in Darmstadt drei Synagogen standen und über 16 000 Juden dort lebten. Der Neubau der Synagoge und des gesamten Gemeindehauses soll aber nicht nur den Juden einen würdigen Raum für ihr religiöses Leben bieten, das Gebäude soll auch zu einer Begegnungsstätte von Christen und Juden werden.

Alle Parteien unterstützten diesen Gedanken der gegenseitigen Öffnung. Die Grünen gaben allerdings zu bedenken, ob nicht die enormen Sicherheitsanlagen – die allein fast 800 000 Mark kosten – einen negativen Nebeneffekt hätten: Ein Übermaß an Sicherheit könnte eben auch das Gespräch über den Antisemitismus und zwischen den Religionsgemeinschaften erschweren.

Ein zweites städtebauliches Thema stand auf der Tagesordnung der Parlamentarier: Erweiterung der Kunsthalle und Wiedererrichtung des Rheintors am Steubenplatz. Es gab nur noch kurze Statements aller vier Fraktionen, über eine Sache, die bereits in den Koalitionsabsprachen verankert war.

Kulturdezernent Günther Metzger (SPD) sah es als guten Anlaß, zum 150jährigen Jubiläum des Kunstvereins seine Ausstellungsmöglichkeiten zu erweitern. 1,2 Millionen will sich die Stadt dies kosten lassen: Die Ausstellungsfläche im Inneren soll vergrößert werden, ergänzt werden soll die Halle durch einen ständigen Skulpturengarten, der tagsüber geöffnet sein wird. Gleichzeitig werden die Reste des ehemaligen Rheintors, des „Portikus", wiedererrichtet. Das Tor soll dem Platz eine ansprechendere Gestaltung geben. Die noch vorhandenen Steine lagern zur Zeit im städtischen Bauhof.

Die Grünen meinen im Gegensatz zu den übrigen Fraktionen, daß die Ausgaben in keinem Verhältnis zu der gewonnenen Ausstellungsfläche stehen. Außerdem käme die Anfang der fünfziger Jahre nach den Plänen des Architekten Professor Theo Pabst errichtete Kunsthalle dann nicht mehr genügend zur Geltung. Die Stadtverordneten der Grünen stimmten als einzige gegen den Erweiterungsantrag.

Darmstädter Echo, 29. 8. 1986

Zwei silberne Täfelchen aus dem Synagogen-Brandschutt gerettet

Fund aus der Kristallnacht erhält in neuer Synagoge würdigen Platz

(je) - Am 9. November 1988 soll die neue Synagoge der Darmstädter Jüdischen Gemeinde in der Wilhelm-Glässing-Straße fertig sein — so zumindest hoffen die Mitglieder der Initiative „Synagoge 88" und die 134 Gemeindemitglieder. Ein geschichtsträchtiges Datum wurde damit gewählt, denn genau an diesem Tag vor 50 Jahren fielen die beiden Synagogen Darmstadts — in der Bleichstraße und in der Friedrichsstraße, in Nähe der heutigen Bismarckstraße — dem Terror der Reichskristallnacht zum Opfer.

Der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby, beauftragt mit dem Entwurf und der Planung

des insgesamt rund 10 Millionen Mark teuren Neubaus, stellte jetzt sein Konzept bei einem Treffen der Initiative im Jüdischen Gemeindezentrum in der Osannstraße vor.

Der Gebäudekomplex, bestehend aus Synagoge, einem großen Saal, Wohn-, Büro- und Gasträumen sowie einer Bibliothek, bedeckt eine Fläche von rund 1500 Quadratmetern. Dabei nimmt die mit Naturstein verkleidete Synagoge mit einem Grundriß von 14 auf 14 Metern und einer Scheitelhöhe von 12 Metern eine dominierende Rolle ein. Die anderen Anbauten gruppieren sich rund um den Hauptbau.

Auch wenn noch keine konkreten Pläne für die Innenausstattung der Synagoge vorliegen, zwei kleine, vom Zahn der Zeit angenagte Silbertäfelchen im Format zehn auf 5 Zentimeter, werden ganz bestimmt an vorrangiger Stele plaziert werden. Der Darmstädter Dr. Erich Wieters fand sie am Tag nach dem Synagogenbrand im Bauschutt an der Friedrichsstraße. Jetzt hat er sie, beim Stöbern in alten Unterlagen, wiedergefunden und der jüdischen Gemeinde zugeeignet.

Die beiden, bisher einzigen Fundstücke aus der jüdischen Tradition in Darmstadt waren Bestandteile der Ummantelung, mit der die Thora-Rollen geschützt wurden und gehören damit zum heiligsten einer jeden jüdischen Gemeinde. Die Thora-Rollen, auf denen die fünf Bücher Mose von eigens dazu ausgebildeten Thora-Schreibern mit Spezial-Tinte auf Spezial-Pergament seit tausenden von Jahren in immer der gleichen Form niedergeschrieben werden, haben einen histririschen Wert von zwanzig- bis dreißigtausend Dollar aber einen unschätzbaren ideellen Wert für die Gemeinde. Direktor Moritz Neumann, geschäftsführender Vorsitzender der jüdischen Gemeinde, verbindet mit diesem Fund die Hoffnung, daß noch weitere Darmstädter Bürger Reste aus den alten Synagoden bei sich aufbewahren und diese der Gemeinde wieder zukommen lassen.

Darmstädter Echo, 12. 9. 1986

Täfelchen aus der alten Synagoge

Fundstücke wurden der jüdischen Gemeinde übergeben

(pep). Einen Ehrenplatz in der neuen Darmstäder Synagoge sollen zwei schlichte, von einem Feuer geschwärzte Silbertäfelchen bekommen. Wahrscheinlich stammen sie aus der liberalen Synagoge in der Friedrichstraße (heute Bleichstraße), die während der „Reichskristallnacht" bis auf die Grundmauern niederbrannte, und waren an einem Thora-Samtmantel befestigt.

Auf dem einen steht in hebräischer Schrift „Zweites Buch" (Moses). Das zweite mit der Aufschrift „Maftir" bezeichnet den Mann, der beim jüdischen Gottesdienst zum Abschlußgebet aufgerufen wird und den sechsten und letzten der ausgewählten Abschnitte aus einer zweiten Thora (die auf eine Pergamentrolle geschriebenen fünf Bücher Moses) vorlesen darf. Das gilt als besondere Ehre.

Diese Täfelchen hat jetzt Dr. Erich Wieters der jüdischen Gemeinde zur Verfügung gestellt. Bei Übergabe der Fundstücke an den Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, Dipl.-Ing. Joseph Fraenkel, und den geschäftsführenden Vorsitzenden Moritz Neumann erzählte Dr. Wieters, wie er in ihren Besitz gelangt war. Als in Darmstadt während der sogenannten „Reichskristallnacht" am 9. November 1938 die Synagogen brannten, war Wieters gerade acht Jahre alt. Einen oder vielleicht auch zwei Tage nach Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser beobachtete der Junge, wie aus den Trümmern der liberalen Synagoge Brandschutt abtransportiert wurde. Er griff in den Schutt, zufällig fiel dabei sein Blick auf die Täfelchen. Zu Hause nahm sein Vater sie ihm kommentarlos ab, steckte sie in einen Briefumschlag und verstaute ihn in seiner Briefmappe. Dort überstanden sie Krieg und Umzug. Das Wohnhaus der Wieters wurde zerstört, die Briefe blieben unversehrt. Als beide Eltern gestorben waren, entdeckte Dr. Wieters zu seiner Überraschung die längst vergessenen Täfelchen im Nachlaß.

Moritz Neumann hält es nicht für unwahrscheinlich, daß in nächster Zeit noch weitere Stücke aus den alten Darmstädter Synagogen auftauchen werden. Die Täfelchen sind nämlich nicht die ersten. Wie berichtet, hatte Peter Steinmetz im April vergangenen Jahres der jüdischen Gemeinde ein Glasfenster gebracht, das sein Arheilger Großvater aus einer der Synagogen gerettet hatte. Allerdings konnte das Relikt bis heute weder der liberalen noch der orthodoxen Synagoge zugeordnet werden.

Darmstädter Echo, 13. 9. 1986

Synagogen-Baubeginn im März

Architekt Alfred Jacoby erläutert seinen Zeitplan

(pep). Der Frankfurter Diplomarchitekt Alfred Jacoby, dessen Synagogen-Entwurf auf einem Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße verwirklicht werden soll, erläuterte am Donnerstagnachmittag dem Vorstand der jüdischen Gemeinde, den Bauausschußmitgliedern und Mitgliedern der Bürgerinitiatve „Synagoge '88", wie er den geplanten Einweihungstermin, den 9. November 1988, einzuhalten gedenkt. Fünfzig Jahre nach der sogenannten „Reichskristallnacht", in der die drei Darmstädter Synagogen zerstört wurden, sollen die Darmstädter Juden einem Beschluß des Stadtparlaments zufolge wieder eine Synagoge haben.

Der Gemeindevorstand wünscht, daß der erste Spatenstich am 9. November ausgeführt wird, dem Jahrestag der „Reichskristallnacht". Im Oktober will Jacoby die Pläne beim Bauamt einreichen; die öffentliche Ausschreibung der Rohbauarbeiten soll im November erfolgen.

Der Architekt muß auf jeden Fall im März mit dem Bau beginnen, um den engen Zeitplan einhalten zu können. Mit der künstlerischen Ausgestaltung des Innenraums hat er sich noch nicht im Detail beschäftigt. Wie berichtet, plant er, den als Tempel in einer Apsis dargestellten Thoraschrein der zerstörten orthodoxen Synagoge nachzubauen. Davon gibt es zwar noch Fotos, aber nur wenige Pläne. Dies sei „eine symbolische Idee", er will damit die Verbindung zwischen dem neuen Thoraschrein und der lokalen Geschichte der Juden zum Ausdruck bringen.

Der auf 10 Millonen Mark geschätzte Neubau soll städtebauliche Akzente setzen, Ausdruck vom Selbstbewußtsein der jüdischen Gemeinde sein. Mit seinem Entwurf habe er versucht, sagte Jacoby, die für eine Synagoge typischen Elemente herauszustellen. Beherrscht wird der Gebäudekomplex, zu dem Gemeinderäume und Wohnungen gehören, von einer, den Himmel symbolisierenden Glaskuppel, durch die das Licht auf das Vorlesepult mit der Thora fallen soll. Die für das Gemeindeleben wichtigen Räume umrahmen das Herzstück, die 14 Meter breite, 14 Meter lange und auch fast 14 Meter hohe Synagoge.

Mit finanzieller Unterstützung von Darmstädter Bürgern will die Initiative „Synagoge '88" einen Beitrag zur Innenausstattung der Synagoge leisten.

Darmstädter Echo, 13. 9. 1986

Yehudi Menuhin spielt für die neue Darmstädter Synagoge

Wohltätigkeitskonzert am 23. November im Großen Haus

(KS). Yehudi Menuhin, einer der bedeutendsten Geigen-Virtuosen der Welt, wird in Darmstadt ein Konzert geben. Am 23. November, einem Sonntag, spielt er in einer Matinee um 11 Uhr im Großen Haus des Darmstädter Staatstheaters die Sonaten Nr. 6 (op. 30 Nr. 1, A-Dur) und Nr. 7 (op. 30 Nr. 2, c-Moll) von Beethoven und die Sonate von César Franck, begleitet von dem amerikanischen Pianisten Paul Coker.

Diese für das Darmstädter Konzertleben herausragende Nachricht steht im Zusammenhang mit dem Bau einer neuen Synagoge für die jüdische Gemeinde Darmstadt. Das von der Stadt finanzierte Projekt wird zusätzlich gefördert durch eine Bürgerinitiative, deren Ziel es ist, möglichst viele Spenden für die Inneneinrichtung zu sammeln. Diesem Zweck wird der Reinerlös des Menuhin-Konzerts zur Verfügung gestellt.

Christine Drewanz hatte die Idee. Durch ihre Arbeit im Kuratorium der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hatte sich die Frau des Darmstädter Generalmusikdirektors zusammen mit der Bürgerinitiati-

ve Synagoge '88 Gedanken über eine attraktive Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten des städtischen Wiedergutmachungsprojektes gemacht. Da fiel ihr Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein ein.

Der Tradition des Hauses Hessen entsprechend, sind bei der Prinzessin in Schloß Wolfsgarten internationale Künstler häufig zu Gast. Besondere Freundschaft verbindet sie mit Yehudi Menuhin, den sie kurz nach dem Krieg durch den britischen Komponisten Benjamin Britten kennengelernt hat. Bei der Verleihung des Siemens-Musikpreises 1984 in der Bayerischen Akademie der schönen Künste hatte die Darmstädter Prinzessin die Laudatio auf Menuhin gehalten.

Der Geiger hatte einen prallen Terminkalender, als die Prinzessin anrief, aber seine Reaktion war spontan: „Für dich spiele ich überall!" Damit war die Sache abgemacht, ein Termin wurde vereinbart, das Programm in diesen Tagen (Menuhin spielt zur Zeit in China) nach Darmstadt durchgegeben. Prinzessin Margaret gestern in einer Pressekonferenz: „Er verlangt keine Gage, keine Reisekosten, nichts. Er bittet nur um Verständnis, daß er keine Zeit für offizielle Empfänge hat, sondern gleich wieder abreisen muß."

Ohne Kosten arbeiten auch (fast) alle anderen an dem Zustandekommen des Konzerts beteiligten. Rüdiger Breuer von der Bürgerinitiative Synagoge '88: „Wir hoffen auf einen großen Netto-Betrag, wobei Netto möglichst nahe an Brutto liegen sollte."

Breuer rechnet damit, daß die fast tausend Karten für das Menuhin-Konzert bald vergriffen sein werden. Der Vorverkauf im Staatstheater und am Infostand im Luisen-Center beginnt am Dienstag (23. September). Es gibt Karten zwischen 15 und 40 Mark.

Breuer: „Manche halten das für zu billig für so eine Wohltätigkeitsveranstaltung, die möglichst viel Erlös bringen soll. Aber wir wollen, daß alle die Gelegenheit bekommen, Menuhin zu hören und damit etwas für die Darmstädter Synagoge zu tun."

Diesen Aspekt betont auch Moritz Neumann vom Vorstand der jüdischen Gemeinde in Darmstadt: „Es kommt uns gar nicht so sehr auf die Höhe des Spendenbetrages an, zumal wir damit rechnen, daß die Stadt Darmstadt uns ein fertiges und funktionsfähiges Haus übergeben wird. Wichtiger ist uns das Bewußtsein, daß sich viele Darmstädter für die neue Synagoge engagiert haben."

Spenden für die Innenausgestaltung

Die Stadt Darmstadt baut der jüdischen Gemeinde eine neue Synagoge, die zum fünfzigsten Jahrestag der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser 1988 eingeweiht werden soll. Die Innenausgestaltung kann mit Spenden auf das Konto 1 817 000 der Bürgerinitiative „Synagoge '88" bei der Dresdner Bank Darmstadt unterstützt werden. Bausteine zugunsten der Aktion werden zum Stückpreis von 10 Mark verkauft bei der Stadtinformation im Luisencenter, der Flotow-Apotheke, Flotowstraße, und bei Haushaltwaren-Trautmann in der Liebfrauenstraße. Kontaktadresse: Rüdiger Breuer, Herdweg 44, Telefon 64711.

Synagoge '88

Darmstädter Echo, 17. 9. 1986

Der weltberühmte Yehudy Menuhin spielt Violine für Synagogenneubau

je. - Einen ungewöhnlichen Erfolg konnte die Bürgerinitiative „Synagoge 88" bei ihren Bemühungen um den Neubau eines jüdischen Gotteshauses in Darmstadt verzeichnen: es gelang, den weltberühmten Geiger Yehudy Menuhin für ein Benefizkonzert im Großen Haus des Staatstheaters zu gewinnen.

Dieses für Darmstädter Verhältnisse fast schon als sensationell zu bezeichnendes Konzertereignis kam durch die Vermittlung von Margarethe Prinzessin von Hessen und

bei Rhein zustande, die den Musiker noch aus enger Nachbarschaft während eines Englandaufenthaltes in den Nachkriegsjahren kennt. Für ein Geburtstagsständchen, das der Geiger der Prinzessin zu ihrem 70. brachte, revanchierte sie sich im vorigen Jahr mit einer Laudatio auf Menuhin, als dieser in München als Mitglied in der Akademie für schöne Künste aufgenommen wurde.

„Für Dich spiele ich überall", soll der vielbeschäftigte Musiker zur Prinzessin gesagt haben. Sie sieht das pragmatischer: „Yehudy tut das einfach. Er hat keine Zeit, aber er macht es."

Dem Darmstädter Konzertpublikum steht am 23. November um 11 Uhr jedenfalls ein musikalischer Leckerbissen allererster Güte ins (Große) Haus. Auf dem Programm — gestern noch aus dem fernen China telefonisch durchgegeben — stehen die Beethoven-Violinsonaten 6 und 7 und nach der Pause dann die Violinsonate von Cesar Frank. Begleitet wird Yehudy Menuhin von dem Pianisten Paul Coker. Um möglichst vielen Darmstädtern Gelegenheit zu geben, den weltberühmten Geiger zu erleben, haben sich die Organisatoren bei der Preisgestaltung zurückgehalten: zwischen 15 und 40 Mark kostet der Eintritt, gestaffelt nach sechs Platzgruppen. Wem dies, gerade bei einem Wohltätigkeitskonzert, zu gering erscheint, dem bleibt es unbelassen, noch einen zusätzlichen Obulus zu entrichten.

Im Vordergrund der Veranstaltung soll jedoch nicht der finanzielle Erlös des Konzerts stehen. Auch wenn dabei, dank der kostenlosen Mithilfe vieler Mitwirkenden, schon einiges für die Innenausstattung der neuen Synagoge zusammenkommen dürfte. Viel wichtiger scheint den Organisatoren der Breiteneffekt eines solchen Ereignisses, das zu einer bewußteren Kenntnisnahme der Aktivitäten rund um den Synagogenneubau führen könnte, wie Moritz Neumann vom Vorstand der Darmstädter jüdischen Gemeinde hofft.

Der Vorverkauf für das Menuhin-Konzert beginnt am 23. September an der Vorverkaufsstelle des Staatstheaters und am Informationskiosk im Luisencenter.

Prinzessin Margarethe von Hessen und bei Rhein hat noch eine weitere freudige Überraschung für die Vertreter der jüdischen Gemeinde parat: sie stiftete für das neue Gotteshaus einen Sekretär aus dem früheren 19. Jahrhundert, der zur Zeit noch im Schloßmuseum steht. Mit diesem antiken Möbelstück hat es seine besondere Bewandtnis, denn eigentlich war es ein Geschenk der Darmstädter jüdischen Gemeinde an Großherzog Ludwig II. und seine Frau Wilhelmine zum Dank für dessen Verdienste um die Gemeinde. Jetzt wandert der Sekretär zurück an den ursprünglichen Besitzer: „Da werden wir wohl noch einen Museumsraum in der neuen Synagoge unterbringen müssen", freut sich Moritz Neumann.

Darmstädter Tagblatt, 17. 9. 1986

Yehudi Menuhin spielt für die Synagoge

Darmstadt — Zugunsten des geplanten Neubaus einer Synagoge wird der Geiger Yehudi Menuhin am 23. November im Staatstheater spielen. Begleitet wird er bei dem Wohltätigkeitskonzert nach Auskunft der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Bürgerinitiative für den Synagogenbau vom amerikanischen Pianisten Paul Coker. Der Reinerlös von, wie erwartet wird, annähernd 30.000 Mark ist für die Innenausstattung der Synagoge gedacht.

Das jüdische Gotteshaus soll zum fünfzigsten Jahrestag der ''Reichskristallnacht'', am 9. November 1988 fertig sein. Zu verdanken haben die Darmstädter das besondere Konzertereignis der freundschaftlichen Beziehung der Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein zu dem Musiker. Ihr zuliebe, heisst es, habe Menuhin sofort zugesagt, zugunsten des städtischen Wiedergutmachungsprojekts ohne Gage aufzutreten.

Auch die Witwe des 1968 verstorbenen Prinzen Ludwig will zur Innenausstattung der neuen Synagoge beitragen. Prinzessin Margaret wird ein wertvolles Möbelstück ''zurückschenken'', das die damalige jüdische Gemeinde dem Darmstädter Grossherzog Ludwig II und dessen Frau Wilhelmine zum Geschenk gemacht hat — als Dank dafür, dass der Grossherzog den Juden Markt- und Bürgerrechte zugestand. Es handelt sich um einen Sekretär mit zwei stilisierten Thorarollen als Aufsatz. Aufbewahrt wird der Schrank derzeit im Darmstädter Schlossmuseum.

Semanario Israelita, Argentinien, 16. 10. 1986

"Synagoge '88" wird der Plan des Neubaus einer Synagoge in Darmstadt genannt, deren Fertigstellung für den 9. November 1988, 50 Jahre nach der Zerstörung der beiden Synagogen in der Friedrich- und Bleichstrasse, vorgesehen ist. Wie der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde von Darmstadt, Moritz Neumann, anlässlich des Beschlusses des Stadtrates, den Synagogenbau zu finanzieren, im Jahre 1985 ausführte, "wären wir niemals aus eigener Kraft in der Lage gewesen, uns den Wunsch nach einer eigenen Synagoge zu erfüllen. Dass sich jetzt, neben Politikern auch Bürger engagiert einsetzen, zeigt uns einen Geist, wie er sonst nur in Feiertagsrede beschworen, hier aber in die Tat umgesetzt wird."

Semanario Israelita, Argentinien, 6. 11. 1986

Yehudi Menuhin spielt für eine Synagoge

Darmstadt — Zugunsten des geplanten Neubaus einer Synagoge wird der Geiger Yehudi Menuhin am 23. November im Staatstheater spielen. Begleitet wird er bei dem Wohltätigkeitskonzert nach Auskunft der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Bürgerinitiative für den Synagogenbau vom amerikanischen Pianisten Paul Coker. Der Reinerlös von, wie erwartet wird, annähernd 30.000 Mark ist für die Innenausstattung der Synagoge gedacht. Zu verdanken haben die Darmstädter das besondere Konzertereignis der freundschaftlichen Beziehung der Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein zu dem Musiker. Ihr zuliebe, heisst es, habe Menuhin sofort zugesagt, zugunsten des städtischen Wiedergutmachungsprojekts ohne Gage aufzutreten. Auch die Witwe des 1968 verstorbenen Prinzen Ludwig will zur Innenausstattung der neuen Synagoge beitragen. Prinzessin Margaret wird ein wertvolles Möbelstück "zurückschenken", das die damalige jüdische Gemeinde dem Darmstädter Grossherzog Ludwig II und dessen Frau Wilhelmine zum Geschenk gemacht hat — als Dank dafür, dass der Grossherzog den Juden Markt- und Bürgerrechte zugestand. Es handelt sich um einen Sekretär mit zwei stilisierten Thorarollen als Aufsatz. Aufbewahrt wird der Schrank derzeit im Darmstädter Schlossmuseum.

Argentinisches Tageblatt, 15. 11. 1986

Geigenimpressionen für ein Gotteshaus

Staatstheater Darmstadt:
Menuhin musiziert zugunsten der neuen Synagoge

Yehudi Menuhin macht um seine Person nicht viel Aufhebens. Gelassen und in sich gekehrt steht er auf dem Podium. Mit geschlossenen Augen scheint er zu musizieren, als lausche er in sich hinein. Nach abgeschlossenen Abschnitten und ganzen Sätzen wendet er sich jedesmal seinem jungen Begleiter am Flügel, Paul Coker, zu, um gleichsam die Töne, die der Pianist präludierend anstimmt, in sich hörend aufzusaugen und auf der Geige weiterzuformen.
Menuhin, der selbstverständlich auswendig spielt, weicht kaum von seinem Platz. Entspannt, mit lockeren, dem Bogenschwung entsprechenden Bein- und Körperbewegungen entlockt er seinem In-

strument die Töne. Dabei steht er mit dem rechten Bein oft nur leicht auf der Schuhspitze, als wolle er eine Linie zwischen Körperhaltung und Bogenführung herstellen. Kein Zweifel: Körper und Instrument bilden bei Menuhin eine Einheit, die nur noch des inspirierten Spiels des Musikers bedürfen.

Darin gründet wohl auch die Ausstrahlungskraft dieses Geigers, der am gestrigen Sonntagmittag im Großen Haus des Staatstheaters Darmstadt das Publikum in Begeisterungsstürme versetzte, die über fünf Minuten anhielten. Die Zuhörer brachten Menuhin stehend Ovationen dar. Der Geiger spielte inmitten des Publikums, denn auch auf der Bühne waren Sitzreihen aufgestellt, um der großen Nachfrage entgegenzukommen – das Benefizkonzert zugunsten der neuen Darmstädter Synagoge, organisiert von der Initiative „Synagoge 88" und der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, war schon seit langem restlos ausverkauft.

Der Name des Virtuosen, der als geigendes Wunderkind begann, lockt wie eh und je Scharen in die Konzertsäle. Heute ist es über sein musikalisches Talent hinaus das Engagement für humane Ideale, das ihm die Herzen der Zuhörer öffnet.der Humanität.

Sein Spiel ist mit seinen Idealen aufs engste verknüpft. Der stählerne, glasklare, harte und konturenreiche Ton ist dabei seine Sache nicht, und war es wohl auch noch nie gewesen, wenn man seiner Autobiographie glauben darf. Menuhin bevorzugt den sanften, weichen, den warmen Ton, der mitunter leicht zu vibrieren scheint aus Ehrfurcht vor dem Kunstwerk, das er wiederzugeben versucht.

Man meint eine gewisse Scheu zu verspüren in der fast verhaltenen Art, mit der er Beethovens Sonate A-Dur op.30,1 angeht. Offenbar hat sich der Geiger erst noch mit der Akustik im Großen Haus zurechtzufinden. Denn in dem nächsten Stück, der dramatisch pakkenderen Sonate c-Moll op.30,2, ebenfalls von Beethoven, wirkt sein Spiel gelöster und markanter im Klangbild.

Dem bloßen Effekt und dem strahlenden Glanz des Geigenspiels ist Menuhin noch nie nachgejagt. Ihm geht es eher darum, einen Eindruck von dem Werk zu vermitteln, eine Impression, die weniger direktes Abbild sein möchte, sondern Weiterformung, vergleichbar mit manchen impressionistischen Bildern, die Farben vermischen und Konturen verwischen. Kein Wunder, daß ihm die Sonate A-Dur von César Franck besonders liegt. Hier hat sich der Geiger frei gespielt und wartet mit mancherlei feinen Farbschattierungen auf, die dem vor hundert Jahren entstandenen Werk einen geradezu impressionistischen Zuschnitt verleihen. Der langsame Satz erinnert stellenweise an Debussys dreißig Jahre später geschriebene Violinsonate.

Ohne Paul Coker als Begleiter am Flügel wäre solch farbiges Spiel allerdings kaum zu realisieren gewesen. Um den Ton noch besser entfalten zu können, wurde für die Franck-Sonate der Deckel des Flügels entfernt, während man sich zuvor nur mit einer kleinen Öffnung begnügte. Coker ist für Menuhin ein geradezu idealer Begleiter, der geschickt den Interpretationsstil des Geigers ergänzt, unterstützend konterkariert, auffängt und überbrückt sowie mit souveränem Spiel den Überblick wahrt. Für Darmstadt, wo Menuhin erstmals auftrat, ein gewiß unvergeßliches Konzert.

Heinz Zietsch

Darmstädter Echo, 24. 11. 1986

Menuhin gab Konzert zugunsten der Synagoge

Erlös von 28 000 Mark für Innenausbau

Darmstadt (dpa) – Zugunsten der neuen Synagoge in Darmstadt, die 1988 zum 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht" vom 9. November 1938 eingeweiht werden soll, hat der weltbekannte Geiger Yehudi Menuhin gestern im Staatstheater der Stadt ein Wohltätigkeitskonzert gegeben. Dabei spielte er Werke von Ludwig van Beethoven und Cesar Franck. Der Erlös von etwa 28 000 Mark soll zum Innenausbau der Synagoge verwendet werden.

Der weltbekannte Künstler konnte angesichts ständig ausgefüllten Terminkalenders nur auf Vermittlung der Prinzessin Margaret von Hessen und bei Rhein für das Konzert in Darmstadt gewonnen werden. Die Prinzessin verbindet eine jahrelange Freundschaft mit dem Geigenvirtuosen. Dem Darmstädter Organisationskomitee für den Synagogenbau hatte Menuhin vor dem Konzert erklärt, für die Prinzessin würde er „überall spielen".

Offenbach Post, 24. 11. 1986

Synagoge: Richtfest im September

Regionale Betriebe reagieren auf die Ausschreibungen

(röd). Der Bauantrag ist gestellt und die Rohbauarbeiten sind ausgeschrieben. Von einem planmäßigen Ablauf aller Vorbereitungen für den Bau der neuen Darmstädter Synagoge in der Wilhelm-Gläs-



sing-Straße konnte jetzt Klaus Werner Kaffenberger, stellvertretender Leiter des städtischen Hochbauamtes, berichten. Er sprach auf Einladung der Bürgeraktion „Synagoge 88", deren Mitglieder eine würdige Innen-Ausgestaltung des Gotteshauses sicherstellen wollen und sich zu einer Jahresabschlußsitzung im jüdischen Gemeindehaus trafen.

Man habe nur kurze Zeit für die Vorarbeiten gehabt, so Kaffenberger, aber dafür auch „sehr viel Glück mit dem Architekten". Seiner zügigen und zuverlässigen Arbeitsweise sei es zuzuschreiben, daß voraussichtlich im bevorstehenden März pünktlich mit den Erdarbeiten angefangen werden könne. Die Ausschreibung der Rohbauarbeiten, fügte Architekt Alfred Jakoby (Frankfurt) hinzu, sei mit einer Ausnahme auf das Interesse regionaler Unternehmen gestoßen.

Jacoby will Ende September nächsten Jahres Richtfest feiern. Bisher seien alle Termine eingehalten worden.

Kaffenberger: „Wir gehen davon aus, daß wir bis zum 9. November 1988 jenes Ziel erreichen, das wir alle erreichen wollen."

Bei einer Bilanzierung des bisherigen Spendenergebnisses teilte Sigrid Breuer mit, daß bis zum 16. Dezember 132 466,38 Mark auf das Sonderkonto der jüdischen Gemeinde eingezahlt worden seien. Diese Summe sei keineswegs nur durch größere Spenden der meisten Städte und Gemeinden im Umland, das Menuhin-Konzert, ein Kaufhaus, einen Verband und durch den Erlös des Weihnachtsbasars der evangelischen Martinsgemeinde zusammengekommen. Vor allem hätten sich viele einzelne Bürger an der auch weiterhin stattfindenden Bausteinaktion der Initiative beteiligt und einen oder mehrere der symbolischen Zehn-Mark-Bausteine erworben.

Der einstimmige Synagogen-Neubaubeschluß in Magistrat und Stadtverordnetenversammlung sowie die Spendenbereitschaft der Bürger für eine angemessene Gotteshausgestaltung bewiesen, daß das Projekt durch die große Mehrheit der Bevölkerung getragen werde. Die jüdische Gemeinde in Darmstadt verfüge selbst über keinerlei eigene Geldmittel.

Der bislang zusammengekommene Spendenbetrag ist ansehnlich, doch

für die Erstausstattung eines neuen Gotteshauses noch längst nicht ausreichend. Die Bürgeraktion „Synagoge 88" will der Synagoge zwei künstlerisch gestaltete, bunte Glasfenster, rechts und links des Thora-Schreines, zum Geschenk machen, ebenso das „ewige Licht" und den Davidstern an der Straßenfront. Eine Vielzahl noch benötigter sakraler Objekte macht weitere Bemühungen der Bürgeraktion um Spenden erforderlich.

Darmstädter Echo, 22. 12. 1986

Statt Eintrittskarten Bausteine

Vorlese- und Liederabend im Georg-Moller-Haus

(röd). Mit einem mahnenden Vorlese- und Liederabend möchten die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die jüdische Gemeinde und die Bürgeraktion „Initiative: Synagoge 88" in der kommenden Woche zweierlei erreichen. Sie wollen mit ihm einen gemeinsamen Beitrag zur „Woche der Brüderlichkeit" leisten und zugleich das Projekt eines von der Stadt und ihren Bürgern finanzierten Synagogenbaus fördernd unterstützen. Die Veranstaltung findet am Donnerstag (12.) um 19.30 Uhr im Gartensaal des Georg-Moller-Hauses statt. Als Eintrittsentgelt werden symbolische Bausteine verkauft, mit denen die Besucher die Ausgestaltung des jüdischen Gotteshauses ermöglichen.

Synagoge '88

Im Verlauf der Veranstaltung wird der Schauspieler Horst Schäfer eine Gedichtauswahl jüdischer und andersgläubiger Exil-Autoren vortragen. Dazu gehören unter anderem Texte von Bertolt Brecht, Ben-Chorin, Schalom, Karl Wolfskehl und Kurt Tucholsky. Mit Dokumentenauszügen wird zudem an den damaligen Zeitgeist erinnert, durch den die Pogrome und Brandstiftungen am 9. November 1938 überhaupt erst möglich wurden. Auch in Darmstadt – Dokumente belegen es – wurden Jüden- und Intellektuellenverfolgungen bereits zu Beginn der dreißiger Jahre unverblümt begrüßt.

Mitgestaltet wird der Abend von der Musikgruppe „Oif Simches", deren Mitglieder – Moritz Neumann (Akkordeon), Aviva Steinitz (Geige) und William Usher (Gesang) – alle der jüdischen Gemeinde in Darmstadt angehören. Die Gruppe besteht seit zwei Jahren und hat sich auf jiddische Lieder spezialisiert. Sie entstanden zumeist in der Zeit um die Jahrhundertwende in Polen und Rußland und erinnern an das Leben in den dortigen „Schtettel", den Städtchen mit nahezu ausschließlich jüdischem Bevölkerungsanteil. Die Gruppe „Oif Simches", ihre Mitglieder sind alle Hobby- und Freizeitmusiker, ist inzwischen längst über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus bekannt geworden. Sie tritt bei Hochzeiten, Gemeindefesten und offiziellen Kulturveranstaltungen auf, spielte während der „Israel-Woche" in Oldenburg und wirkt bei der Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit" durch den Oberbürgermeister in Marburg mit.

Darmstädter Echo, 5. 3. 1987

Konzert mit Instrumentalverein

Spendenzuschlag für die Innenausstattung der Synagoge

(röd). Mit seinem großen Sinfoniekonzert am Sonntag (29.) um 11 Uhr im Großen Haus des Staatstheaters möchte der Instrumentalverein Darmstadt zweierlei erreichen: Er will sein beachtliches musikalisches Leistungsvermögen unter Beweis stellen und der Bürgeraktion „Synagoge '88" bei der Finanzierung einer würdigen Innenausgestaltung des künftigen jüdischen Gotteshauses in der Wilhelm-Glässing-Straße helfen. Für die Eintrittskarten bezahlen die Besucher einen Spendenzuschlag von drei Mark.

Eingeleitet wird das Programm – so

Dr. Jan Hummel für den Instrumentalverein – mit der Peer-Gynt-Suite von Edvard Grieg. Ihr folgt ein Cello-Konzert von Saint Saëns. Die Veranstaltung wird, nach einer Pause, mit der gesamten Egmont-Schauspielmusik von Ludwig van Beethoven abgerundet. Die verbindenden Texte wird der Schauspieler Aart Veder sprechen. Im Verlauf des Konzertes werden Hans Schafft (Cello) und Barbro Örtendahl (Gesang) als Solisten auftreten. Dirigent ist Walter E. Gugerbauer.
Karten gibt es in zwei Kategorien zu 13 und 17 Mark. Schüler und Studenten bezahlen acht und zehn Mark. In diesen Preisen ist der Synagogen-Anteil bereits enthalten. Die Karten sind – ab sofort – in der Musikzentrale in der Schulstraße, im Musikhaus Arnold in der Grafenstraße sowie an der Information im Luisencenter erhältlich.
Den Instrumentalverein gibt es seit 1883 in Darmstadt. Sein Orchester – es umfaßt gegenwärtig etwa 60 Mitglieder – ist nicht zuletzt durch die Jahres-Sinfoniekonzerte im Staatstheater über die Stadtgrenzen hinaus bekannt geworden. Alle Musiker sind Amateure und kommen einmal pro Woche zum Proben zusammen. Berührungsängste gibt es nicht: Lehrer, Techniker, Ärzte und viele Schüler konzertieren gemeinsam.

Darmstädter Echo, 14. 3. 1987

Rohbau soll im Herbst stehen

Am 21. April Baubeginn für jüdisches Gemeindezentrum

DARMSTADT. Der Baubeginn für das jüdische Gemeindezentrum in der Wilhelm-Glässing-Straße in Darmstadt steht jetzt fest. Mit den Erdarbeiten wird unmittelbar nach Ostern, am 21. April, angefangen. Die Rohbauarbeiten wurden vom Magistrat an ein Frankfurter Bauunternehmen vergeben, das in einer „öffentlichen Ausschreibung das preisgünstigste Angebot abgegeben hatte". Danach belaufen sich die Kosten für Erd-, Mauer-, Beton- und Stahlbetonarbeiten auf 2,3 Millionen Mark. Der Rohbau soll bis September dieses Jahres fertiggestellt sein.

Das vorgesehene Zentrum für die jüdische Gemeinde in Darmstadt, das zugleich als religiös-kultureller Mittelpunkt für Juden in ganz Südhessen dienen soll, wird U-förmig um eine Synagoge herum angeordnet. Die Einweihung ist für den 9. November 1988 vorgesehen, dem 50. Jahrestag der sogenannten „Reichskristallnacht", der von den Nationalsozialisten vorbereiteten und durchgeführten Zerstörung nahezu sämtlicher jüdischer Gotteshäuser in Deutschland. In Darmstadt waren seinerzeit drei Synagogen niedergebrannt worden.

Die jüdische Gemeinde ist inzwischen wieder auf rund 150 Personen angewachsen. Der Synagogen- und Gemeindezentrumsbau war im Frühjahr 1985 in der Stadtverordnetenversammlung einstimmig beschlossen worden. Aus einem beschränkten Wettbewerb ging der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby als Sieger hervor und wurde mit der Planung des von der Stadt finanzierten 10,4-Millionen-Projektes beauftragt.

Zugleich gründete sich eine Bürgeraktion „Initiative: Synagoge 88", die sich die Finanzierung einer würdigen Innenausgestaltung des künftigen jüdischen Gotteshauses zum Ziel gesetzt hat. Sie möchte damit die nahezu mittellose Gemeinde unterstützen und hat bislang Spendengelder in einer Höhe von mehr als 150 000 Mark gesammelt. zg

Frankfurter Rundschau, 26. 3. 1987

Neue Impulse durch die neue Synagoge

Jüdische Gemeinde feierte den Baubeginn in der Glässingstraße mit Freunden

(pep). Auf dem 3200 Quadratmeter großen städtischen Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße 24 - 28 tut sich was: Zu Wochenbeginn wurden Bäume gefällt, jetzt fahren die Bagger und Laster vor. Erste Anzeichen dafür, daß es nun ernst wird mit dem Bau der Synagoge, die die Stadt Darmstadt für ihre jüdischen Mitbürger errichten will. Der Einweihungstermin stand viel früher fest als der gestrige Baubeginn. Am 9. November 1988 soll das Gotteshaus mit Gemeindezentrum feierlich eröffnet werden – auf den Tag genau 50 Jahre nach der sogenannten „Reichskristallnacht", in der die drei Darmstädter Synagogen zerstört wurden.



Mitglieder der jüdischen Gemeinde Darmstadt und der Bürgerinitiative „Synagoge '88", die es sich zur Aufgabe gemacht hat, mit Bürgerspenden Teile der Innenausstattung zu finanzieren, feierten den Baubeginn gestern nachmittag auf dem Grundstück. Zu ihrer Enttäuschung nahm kein Vertreter der Stadt an dem historischen Ereignis teil.

Für die jüdische Gemeinde Darmstadt sei dies ein außergewöhnlicher Tag, betonte deren geschäftsführender Vorsitzender Moritz Neumann. Nunmehr zeichne sich nach über 40 Jahren das Ende des Provisoriums in der Osannstraße ab. Den Anstoß für den Neubau und eine würdige Unterbringung der jüdischen Gemeinde hat das Stadtparlament gegeben – diese Tatsache würdigte Neumann besonders. Von dem neuen Haus erhoffe sich die jüdische Gemeinde neue Impulse, sagte er. Dank der neuen respektablen Adresse sei es nunmehr möglich, Gäste zu empfangen und sich nach außen zu öffnen. In der Vergangenheit habe sich die Gemeinde stark nach innen orientiert. „Mit diesem Haus wird sich das in einer für uns wichtigen Weise verändern."

Die Stadt könne sich mit dem Neubau ein besonderes Schmuckstück ans Revers heften, meinte Neumann. Soweit bekannt, sei Darmstadt die einzige Stadt, die am 50. Jahrestag der Pogromnacht eine Synagoge einweihe. „An diesem Tag werden wir unsere Thorarollen, das Wichtigste, was wir haben, in dieses Haus bringen."

Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Dipl.-Ing. Josef Fränkel, wies darauf hin, daß eine Synagoge kein Besitz sei, sondern eine religiöse und geistige Aufgabe. Der Baubeginn dieses Hauses sei etwas Einmaliges, und er könne nicht verstehen, warum kein Vertreter der Stadt gekommen sei. Sei der Anlaß etwa nicht bedeutend genug? Die Teilnahme eines Magistratsvertreters hätte nichts gekostet; sie wäre kein administrativer Akt gewesen, „sondern ein Akt des Gefühls".

Rüdiger Breuer, ehemaliger SPD-Stadtverordneter, Initiator des Synagogen-Projekts und Sprecher der Bürgerinitiative „Synagoge '88", machte deutlich, daß der jüdischen Gemeinde mit diesem Neubau etwas zurückgegeben werde, was andere ihr unter schlimmen Umständen genommen haben. Die Synagoge sei eine „überfällige Selbstverständlichkeit", und er hoffe, daß sich daraus wie in früheren Zeiten ein bedeutsames jüdisches Zentrum in Südhessen entwickeln werde.

Der Neubau kostet rund 10 Millionen Mark. Die Stadt wird ihn der jüdischen Gemeinde übereignen und erhält von ihr im Gegenzug das auf 1,5 Millionen Mark geschätzte Grundstück mit Gemeindehaus in der Osannstraße. Der Landesverband der jüdischen Gemeinden in Hessen hat kürzlich beschlossen, die darauf lastende Grundschuld (wegen Instandsetzungsarbeiten) in Höhe von

110 000 Mark zugunsten der Gemeinde zu tilgen, damit das Objekt schuldenfrei in den Besitz der Stadt gelangt.
In jüngster Zeit konnten jüdische Gemeinde und Bürgerinitiative „Synagoge '88" weitere Spenden für die Innenausstattung der Synagoge in Empfang nehmen: Die Heag stellte einen großen Teppich im Wert von 20 000 Mark zur Verfügung; der Darmstädter Instrumentalverein überwies 2000 Mark Einnahmen von einem Konzert im Staatstheater.

Darmstädter Echo, 25. 4. 1987

Baubeginn für das jüdische Gemeindezentrum

Rohbauarbeiten sollen im Herbst abgeschlossen sein
Eröffnung für November 1988 geplant

DARMSTADT. Auf einem 3200 Quadratmeter großen Grundstück in der Wilhelm-Glässing-Straße in Darmstadt wurde jetzt mit dem Bau einer Synagoge und eines jüdischen Gemeindezentrums begonnen. Der gesamte Komplex wird 10,5 Millionen Mark kosten. Er soll am 9. November nächsten Jahres, dem 50. Jahrestag der sogenannten „Reichskristallnacht" (damals wurden drei Darmstädter Synagogen vernichtet), seiner Bestimmung übergeben werden. Aufgrund eines vor zwei Jahren einstimmig gefaßten Stadtverordnetenbeschlusses tritt die Stadt als Bauherr auf und trägt den überwiegenden Teil der Ausgaben. Die Rohbauarbeiten sollen bereits im Herbst abgeschlossen sein.

Anläßlich der ersten Bauarbeiten bezeichnete der Vorsitzende der örtlichen jüdischen Gemeinde, Josef Fränkel, das Projekt als „etwas Einzigartiges". Sein Stellvertreter Moritz Neumann hob hervor, daß es nach dem Einzug für die jüdische Gemeinde leichter sein werde, sich nach außen zu öffnen. Darmstadt sei — soweit bekannt — die einzige Stadt, die zur 50. Wiederkehr der Pogromnacht der Nationalsozialisten eine Synagoge an die jüdischen Bürger übergebe.

Ein Sprecher der Bürgeraktion „Synagoge 88" — sie sammelt Geld für die Ausgestaltung des künftigen Gotteshauses — wies darauf hin, daß der jüdischen Gemeinde lediglich etwas zurückgegeben werde, was „andere ihr unter schlimmen Umständen weggenommen haben". Die Synagoge sei eine „längst überfällige Selbstverständlichkeit". Es bleibe zu hoffen, daß das entstehende Gemeindezentrum wieder zu einem religiös-kulturellen Mittelpunkt für alle Juden in Südhessen werde. Von der Stadt war übrigens kein offizieller Vertreter zu einer ersten gemeinsamen Baustellenbegehung erschienen. Die Kommunalpolitiker wollen die Grundsteinlegung abwarten, die im Sommer — nach der Fertigstellung der Keller und zwei Seitenflügeln des Baukomplexes — erfolgen soll.

Wenn die Stadt Grundstück und Gebäude an die jüdische Gemeinde übergibt, erhält sie von dieser ein auf 1,5 Millionen Mark geschätztes Anwesen im Paulusviertel. Dort sind seit Jahren die verschiedenen Einrichtungen der etwa 130 Mitglieder zählenden Gemeinde provisorisch untergebracht. Eine eingetragene Grundschuld in Höhe von 110 000 Mark wird vom Landesverband jüdischer Gemeinden in Hessen getilgt werden, um „der Stadt ein schuldenfreies Anwesen übergeben und damit einen Eigenbeitrag zum Neubauvorhaben leisten zu können".

RÜDIGER BREUER

Frankfurter Rundschau, 25. 4. 1987

Glasfenster für die Synagoge

Merck macht den Anfang mit Spenden aus der Industrie

(KS). Die Glasfenster waren das erste, was an den Darmstädter Synagogen in der Reichskristallnacht 1938 zerstört wurde. Der randalierende Nazipöbel warf die Fenster mit Steinen ein, ehe die Gebäude in Flammen auf-

gingen. Neue Glasfenster werden deshalb der Beitrag der Bürgeraktion „Synagoge '88" zum neuen Gotteshaus der jüdischen Gemeinde in Darmstadt sein.

Der Bau der Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße geht zurück auf einen Beschluß der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung aus dem Jahr 1984. Am 9. November 1938 waren die drei Synagogen in Darmstadt (Bleichstraße, Friedrichstraße und Heidelberger Landstraße) zerstört worden. Die neue Synagoge soll der jüdischen Gemeinde 50 Jahre nach diesem Tag übergeben werden. Einen Wettbewerb hatte der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby gewonnen. Die Bauarbeiten haben vor wenigen Wochen begonnen. Die Baukosten, die die Stadt Darmstadt übernimmt, werden etwa zehn Millionen Mark betragen.

Die Bürgeraktion „Synagoge '88" um Rüdiger Breuer und Ernst Schneider hat sich zur Aufgabe gesetzt, durch Spenden die Inneneinrichtung zu finanzieren und der jüdischen Gemeinde künstlerisch gestaltete Glasfenster zu übergeben.

Zu diesem teuren Projekt hat jetzt das Darmstädter Chemieunternehmen Merck einen großen Beitrag geleistet. Gestern übergaben Peter Merck und Pressesprecher Hans-Joachim Schmitt der Bürgeraktion eine Spende von 30 000 Mark, die größte Einzelspende nach den Einnahmen aus dem Benefizkonzert des Geigenvirtuosen Yehudi Menuhin. Breuer rechnet damit, daß andere Darmstädter Unternehmen sich anschließen.

Darmstädter Echo, 27. 6. 1987

Eine dauerhafte jüdische Gemeinschaft

In Darmstadt Grundsteinlegung für eine neue Synagoge

Darmstadt (spi). Säulen und Wände der künftigen Synagoge an der Wilhelm-Glässing-Straße ragen schon hoch in den Himmel, Würde und Schönheit des Bauwerks lassen sich am Verlauf nackter Betonmauern bereits gut erkennen. Für eine Grundsteinlegung, wie sie gestern vorgenommen wurde, ist das Zehn-Millionen-Projekt eigentlich fast ein bißchen zu weit fortgeschritten. Aber die Arbeiten durften nicht ruhen, bis die Repräsentanten des religiösen und politischen Lebens, die dem feierlichen Akt in großer Zahl beiwohnten, aus den Ferien heimgekehrt sein würden. Die Zeit eilte. Am 9. November nächsten Jahres, fünfzig Jahre nach jener schrecklichen Nacht, als mit vielen anderen jüdischen Gotteshäusern auch die drei Darmstädter Synagogen niederbrannten, soll der Neubau fertiggestellt sein.

„Unser aller Hoffnung verbindet sich mit dem 9. November 1988", heißt es in der Urkunde, die zusammen mit anderen Zeitdokumenten in den Grundstein eingemauert wurde. „Denn an diesem Tag wird das Haus, dessen Grundstein wir heute legen, geweiht werden und Zeichen einer neuen, einer besseren Zeit sein." 3500 Mitglieder hat die jüdische Gemeinde in Darmstadt einmal gezählt, heute sind es nur noch 130. In der Urkunde bringen sie ihre Zuversicht zum Ausdruck, daß sich die Synagoge zu einem religiösen Zentrum für ganz Südhessen entwickeln wird. „Mögen alle gemeinsamen Anstrengungen uns dem Ziel näherbringen, jüdisches Leben in dieser Stadt dereinst als Normalität zu begreifen."

Josef Fränkel, der Vorsitzende der kleinen Gemeinde, machte darauf aufmerksam, welchen Wandel im Bewußtsein jüdischer Mitbürger die Errichtung eines neuen Gotteshauses beweise. Jahrzehntelang sei der Aufenthalt in Deutschland nur als provisorische Zwischenstation bis zur Auswanderung nach Israel oder in die Vereinigten Staaten aufgefaßt worden. Mit der Zeit sei die Wahl zwischen Bleiben und Aufbruch vielen jüdischen Familien immer schwerer geworden. Die Idee der Auswanderung verblaßte zum „Horizont einer imaginären Zukunft". Gleichzeitig lebte die Gemeinde unverändert „in Distanz und Widersprüchen zum sie umgebenden Leben". Der Bau der Synagoge symbolisiere nun einen neuen Anfang. Sie sei „gebauter Ausdruck" des Willens, in Darmstadt eine dauerhafte jüdische Gemeinschaft zu bilden.

Fränkel wies darauf hin, daß das Gemeindezentrum, das neben der Synagoge auch Gruppenräume, Jugendräume und eine Bibliothek umfaßt, nicht nur dem Gebet und dem Studium der heiligen Schrift dienen soll. Mit Konzerten, Aus-

stellungen und anderen kulturellen Aktivitäten werde man die jüdische Tradition in Theater, Kunst und Wissenschaft lebendig erhalten. Das Zentrum solle ein „Haus der Begegnung", ein Ort gemeinsamer Erfahrung und wechselseitiger Verständigung sein.

Das Bauvorhaben beruht auf einem einstimmigen Beschluß der Darmstädter Stadtverordneten. Abgesehen von Spenden, die eine rührige Bürgerinitiative für die Ausgestaltung des Innenraumes sammelt, kommt die Stadt allein für die Kosten auf. Das Land Hessen lehnte einen Zuschuß ab.

Oberbürgermeister Günther Metzger nannte den Tag der Grundsteinlegung ein wichtiges Datum in der Stadtgeschichte. Die Vergangenheit lasse sich nicht bewältigen, sie hole die Völker immer wieder ein. Jede Generation sei aufgerufen, sich mit den Verbrechen am jüdischen Volk auseinanderzusetzen, Lehren und Konsequenzen für die Zukunft daraus zu ziehen, Haß und Feindschaft zu überwinden, Toleranz zu üben, Minderheit zu respektieren. Die Errichtung der Synagoge in Darmstadt sei kein Neubau, sondern ein „materieller und geistiger Wiederaufbau". Das Gotteshaus müsse getragen werden von der gesamten Bürgerschaft. Metzger schloß seine Ansprache mit einem Bibelwort aus dem Psalm 34: „Laß ab vom Bösen, tu Gutes, suche Frieden und jage ihm nach."

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 8. 1987

Ein Haus der Mahnung, Provokation und Verständigung

Grundsteinlegung im Synagogen-Rohbau: Stätte der Begegnung für Menschen verschiedenen Glaubens

(pep). „Wieso Grundsteinlegung? Das Haus ist ja schon fast rohbaufertig", wunderte sich gestern so mancher Gast angesichts des Baufortschritts, den die Synagoge in der Glässingstraße 26 gemacht hat. Viele waren gekommen, um Zeugen eines historischen Augenblicks zu werden: 49 Jahre nach der sogenannten „Reichskristallnacht" wächst an dieser Stelle wieder ein jüdisches Gotteshaus empor. Darmstadt ist die einzige deutsche Stadt, die ihre jüdischen Mitbürgern mit einem Neubau für die im Jahr 1933 zerstörten Synagogen entschädigt.

„Ein wichtiges Stück Geschichte im Leben der Stadt Darmstadt"

Ein Davidstern aus weiß-blauen Nelken, den Farben Israels, schmückte die Ostwand. Über sich sah die Festversammlung den langen Arm eines Baukrans, vor sich auf dem künftigen Almemor (Thora-Vorlesepult) in der Mitte des Raums die für den Grundstein reservierte Stelle. Mit dem Lied „Halleluja" eröffnete der Kinderchor der jüdischen Gemeinde die Feierstunde, der Rabbi Chaim Lipschitz das Motto „alles, was Odem hat, preise den Ewigen" voranstellte.

Oberbürgermeister Günther Metzger bezeichnete den Wiederaufbau der Synagoge als ein wichtiges Stück Geschichte im Leben des jüdischen Volkes, der jüdischen Gemeinde und im Leben der Stadt Darmstadt. Geschichte sei Vergangenheit und Zukunft zugleich. In tiefer Trauer und Scham müsse jener Zeit gedacht werden, als ein teuflisches Regime die barbarische Vernichtung jüdischer Gotteshäuser und jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger betrieben habe.

Die Vergangenheit hole die Völker immer wieder ein, und jede Generation müsse sich mit ihrem Glanz und Elend, ihren Höhepunkten, vor allem aber ihren Abgründen auseinandersetzen und daraus Lehren für die Zukunft ziehen. Dieser „Wiederaufbau" sei ein materieller und ein geistiger zugleich, betonte Metzger. Er hoffe, daß das Gotteshaus „von uns

allen getragen werde, von der gesamten Bürgerschaft, mit glühendem Herzen". Abschließend zitierte er den Psalm: „Laß ab vom Bösen und tu' Gutes. Suche Frieden und jage ihm nach".

Was dieser Neubau für die jüdische Gemeinde Darmstadt bedeutet, machte deren Vorsitzender Josef Fränkel bewußt. Bis vor einem Jahr, als die Stadt Darmstadt den Beschluß zum Bau der Synagoge gefaßt hatte, sei es das Hauptziel der Gemeinde gewesen, alle Mitglieder bei der Auswanderung nach Israel zu unterstützen. Die jüdische Gemeinde Darmstadt habe sich lange Zeit seit 1948 als eine Selbsthilfegruppe verstanden, die sich eines Tages wieder auflösen würde. Inzwischen hätten sich jedoch ihre Aufgaben und Ziele grundlegend verändert. Etliche Mitglieder seien aus beruflichen oder privaten Gründen in Darmstadt geblieben; der Gedanke an Auswanderung verblasse.

In den langen Jahrzehnten des Übergangs sei das Gemeindehaus in der Osannstraße nicht nur Ort des Gebetes, sondern auch sozialer Bezugspunkt jüdischen Lebens gewesen, erklärte Fränkel. Dieses Leben in Widersprüchen und die Distanz zu den umgebenden Normen sei jedoch nicht Hindernis, sondern Voraussetzung für eine Eigenständigkeit gewesen, aus der die nichtjüdischen Ehepartner, Freunde oder Kinder nie ausgeschlossen waren.

Die künftige Synagoge bezeichnete Fränkel als einen leicht zugänglichen Ort für gemeinsame Erfahrungen und wechselseitige Verständigung. Im Zeichen einer falsch verstandenen „Normalität" dürften Erinnerungen nicht verwischt werden. Dieser Bau solle auch eine Mahnung sein: „Eine Mahnung, die angesichts des ehemaligen Gestapokellers in der Straße ebenso wie der Tatsache, daß unweit von hier die Wohnung des berüchtigten KZ-Kommandanten von Buchenwald, Koch, stand, gerade an dieser Stelle die bequeme Bereitschaft zu vergessen stört".

Die Synagoge werde eine Provokation bleiben. Den älteren Juden solle sie das Gefühl vermitteln, daß es richtig war, hiergeblieben zu sein und der Zukunft ihrer Kinder eine neue Grundlage geschaffen zu haben. Die Räume sollten nicht nur für religiöse und familiäre Feiern genutzt werden, sondern der Verständigung über die Grenzen des Glaubens hinweg dienen: bei Konzerten, Ausstellungen und vielen Aktivitäten, in denen jüdische Traditionen in Religion, Musik und Theater, in Kunst und Wissenschaft lebendig seien.

Grüße der beiden christlichen Kirchen und der benachbarten katholischen Kirchengemeinde St. Ludwig überbrachte Dekan Heinrich Bardong. Er stellte Betrachtungen zu dem Wort „Schalom" an, das am gestrigen Vormittag immer wieder zitiert wurde. Christen und Juden sollten für all das eintreten, was „Schalom" bedeutet, nämlich Frieden, Freude, Freiheit, Gemeinschaft, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Wahrheit. „Schalom" werde Wirklichkeit, so Bardong, wenn alle Menschen sich als Brüder erkennen.

Rabbi Lipschitz dankte bewegt allen, die zur Verwirklichung des Projekts beigetragen haben und beitragen. Die Synagoge sei ein Zeichen der Mitmenschlichkeit, der Begegnung und der Verständigung, nicht nur eine Stätte des Gebets und des Studiums der Thora.

„Normalität darf die Erinnerungen nicht verwischen"

Nachdem Vorstandsmitglied Moritz Neumann den Text der Urkunde vorgelesen hatte, wurde das von Günther Metzger und Josef Fränkel unterzeichnete Dokument mit einigen deutschen Münzen, dem Buch „Juden als Darmstädter Bürger", einem „Darmstädter Echo" vom 12. August 1987 sowie einer allgemeinen jüdischen Wochenzeitung in eine Metallkassette gelegt und unter den guten Wünschen von Günther Metzger, Stadtrat Dr. Wolfgang Rösch und Josef Fränkel an der dafür vorgesehenen Stelle eingemauert.

Mit „Ose Schalom", dem Wunsch nach weltweitem Frieden, schloß die eindrucksvolle Feier im sonnendurchfluteten, noch dachlosen Rohbau. Eingeweiht wird die Synagoge am 9. November 1988: ein halbes Jahrhundert nach der sogenannten „Reichskristallnacht".

Darmstädter Echo, 13. 8. 1987

Grundsteinlegung für die neue Synagoge in Darmstadt:

Die nächste Generation steht bereit

Von Moritz Neumann

„So soll dieser Bau auch eine Mahnung sein. Eine Mahnung, die angesichts des ehemaligen Gestapokellers in dieser Straße ebenso wie die Tatsache, daß unweit von hier die Wohnung des berüchtigten KZ-Kommandanten von Buchenwald, Koch, stand, die bequeme Bereitschaft zum Vergessen stört. Denn diese Synagoge ist für uns weit mehr als nur eine sogenannte Baumaßnahme." Die Worte des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, Dipl.-Ing. Josef Fränkel, gesprochen bei der Grundsteinlegung für die neue Darmstädter Synagoge am 12. August d. J., machten den zahlreichen Gästen der eindrucksvollen Feier klar, was der neue Synagogenbau, der zum 50. Jahrestag der Pogromnacht fertiggestellt sein soll, für die jüdischen und nichtjüdischen Darmstädter bedeutet: „Dieses Gebäude wird auch eine Provokation sein in dem Sinne, in dem es Erinnerungen wachhält und uns nicht der Tagesordnung einer unbefragten Normalität überläßt."

Es war eine Feierstunde, in die sich Ernsthaftigkeit und Freude gleichermaßen mischten. Dies wurde auch in der Ansprache des Darmstädter Oberbürgermeisters Günther Metzger deutlich, der den Wiederaufbau der Synagoge als ein wichtiges Stück Geschichte im Leben des jüdischen Volkes, der Jüdischen Gemeinde und im Leben der Stadt Darmstadt und ihrer nichtjüdischen Bevölkerung bezeichnete.

Gerade der Neubau einer Synagoge sei Anlaß, einmal mehr in tiefer Trauer und Scham an jene Zeit zurückzudenken, als ein teuflisches Regime die barbarische Vernichtung jüdischer Gotteshäuser und schließlich jüdischer Menschen betrieben habe. Verdrängung, so betonte der Oberbürgermeister, helfe nicht weiter, die Vergangenheit hole die Völker immer wieder ein, und jede Generation müsse sich mit ihrem Glanz und Elend, ihren Höhepunkten, vor allem aber ihren Abgründen auseinandersetzen und daraus Lehren für die Zukunft ziehen. Mit dem Neubau einer Synagoge und eines jüdischen Gemeindehauses setze die Stadt Darmstadt ein Zeichen auch für die Zukunft. Er hoffe, so hob der Oberbürgermeister vor mehreren hundert Besuchern hervor, daß das Gotteshaus „von uns allen getragen wird, von der gesamten Bürgerschaft mit glühendem Herzen".

Tiefgang kennzeichnete die Rede des Gemeindevorsitzenden Josef Fränkel, der den Beteiligten der würdigen Feier, unter ihnen zahlreiche Politiker und Repräsentanten des öffentlichen Lebens, einen eindrucksvollen Abriß der Geschichte der Jüdischen Gemeinde Darmstadt seit ihrer Neugründung im Jahre 1945 gab. Damals, so erinnerte Fränkel, der selbst zu den Mitgründern der Jüdischen Gemeinde nach dem Krieg zählt, **sei es unvorstellbar gewesen, daß sich nach Terror und Mord eine Gemeinde aus kleinsten Anfängen wieder zu blühendem Leben würde entwickeln können. Denn das vordringliche Ziel jener Überlebenden und Versprengten von einst sei es gewesen, ihre Ausreise aus dem Land der Verfolger zu organisieren.**

Eher unerwartet hätten sich im Laufe der Zeit Aufgaben und Ziele der Gemeinde und ihres Vorstands verändert. Eine nur kleine Zahl von Gemeindemitgliedern habe die Gemeinde weiter bestehen lassen und sie mit vielen Initiativen belebt. Während all dieser langen Jahre des Übergangs und der schwierigen Wahl zwischen Bleiben und Aufbruch sei das seitherige Gemeindehaus in der Osannstraße als dauerhaftes Provisorium und provisorische Heimstatt ein glücklicher Ort gewesen, an dem sich die Gemeindemitglieder im engeren Kreis täglich über Sorgen und Nöte hätten verständigen können. Eben nicht nur ein Ort des Gebetes sei dieses Haus gewesen, sondern sozialer Bezugspunkt jüdischen Lebens, das vor allem auch Arbeit an und mit den Kindern an deren Zukunft in Deutschland bedeutete.

Diese Zukunft habe vor wenigen Jahren nun einen gänzlich neuen Aspekt erhalten. Äußerer Anlaß sei jener denkwürdige Beschluß der Darmstädter Stadtverordnetenversammlung gewesen, der im Jahre 1984 auf Antrag des damaligen SPD-Stadtverordneten Rüdiger Breuer zustandegekommen war: Der Beschluß, der Jüdischen Gemeinde Darmstadt eine neue Heimstatt zu geben.

Nicht auf Wunsch und Drängen der Jüdischen Gemeinde Darmstadt, so machte Fränkel deutlich, sei dieser Beschluß seinerzeit zustande gekommen, sondern durch die Initiative von Bürgern, Freunden und schließlich durch das Engagement der gesamten Stadtverordnetenversammlung. Ein Beschluß von besonderer Bedeutung für die Jüdische Gemeinde, denn: „Ihren Mitgliedern soll die Synagoge das Gefühl vermitteln, daß es richtig war, hier geblieben zu sein und der Zukunft Ihrer Kinder eine neue Grundlage geschaffen zu haben."

In eindrucksvoller Weise trug Rabbiner Chaim Lipschitz (Saarbrücken) zum würdigen Verlauf der Feier bei. Für eine gute Tat, so hob er hervor, sei kein Dank abzustatten, wohl aber ein Segen zu sprechen. Besondere Aufmerksamkeit wandte Rabbiner Lipschitz den Kindern der Jüdischen Gemeinde Darmstadt zu, denn sie seien die Garanten für die weitere Existenz jüdischen Lebens in dieser Stadt. Die Tatsache, daß nun eine Synagoge in Darmstadt erstehe, sei ein Zeichen der Mitmenschlichkeit. Die neue Synagoge werde sich zur Stätte der Begegnung und der Verständigung entwickeln, **nicht nur für das Gebet und das Studium der Tora, sondern zur Verständigung über die Grenzen der Religionszugehörigkeit hinweg.**

Der Kupferkassette, die anschließend in den Grundstein versenkt wurde, waren zuvor ein Buch über die Geschichte der Juden in Darmstadt mit der Liste aller aus der Stadt Deportierten beigefügt worden, ferner aktuelle Ausgaben des lokalen „Darmstädter Echo" und der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung" sowie die Grundsteinurkunde, deren Text lautet:

„Sie haben Dein Heiligtum in Brand gesteckt und

haben bis zum Grunde alle Stätten Deines Namens entweiht — und sie haben in ihrem Herzen gesprochen: wir wollen sie vernichten. Sie haben alle Stätten Gottes im Lande in Feuer aufgehen lassen" (Psalm 74, 7 und 8).

Diese Urkunde legt Zeugnis ab von der Grundsteinlegung für die neue Synagoge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt am 12. August 1987, dem 17. Aw 5747, im 42. Jahr seit der Neugründung der Jüdischen Gemeinde Darmstadt nach der großen Katastrophe, die zur Auslöschung jüdischen Lebens in Deutschland geführt hatte.

Unser aller Hoffnung verbindet sich mit dem 9. November 1988, dem fünfzigsten Jahrestag jenes tragischen Datums, an dem in ganz Deutschland die Synagogen brannten und auch in dieser Stadt die drei jüdischen Gotteshäuser zerstört wurden. Denn an diesem Tag wird das Haus, dessen Grundstein wir heute legen, geweiht werden und Zeichen einer neuen, einer besseren Zeit sein.

Die einstmals 3500 Menschen zählende Gemeinde Darmstadt hat heute nurmehr 130 Mitglieder. Ihr Wunsch und ihre Zuversicht ist es, daß die dereinst an dieser Stelle stehende Synagoge sich zum religiösen Zentrum für ganz Südhessen entwickeln möge. Dafür hat die Stadt Darmstadt, deren Stadtverordnetenversammlung den Beschluß zum Bau der Synagoge einstimmig gefaßt hat, wesentliche Grundlagen geschaffen. Mögen alle gemeinsamen Anstrengungen uns dem Ziel näherbringen, jüdisches Leben in dieser Stadt dereinst als Normalität zu begreifen. Dazu ist eine neue Synagoge das Fundament.

In jenen Tagen werde ich die Hütte Davids, die gefallen ist, aufrichten und ihre Lücke schließen und alles Zerstörte wieder herrichten und aufbauen, daß es dauere bis in alle Ewigkeit (Amos 9, 11)."

Die Feier zur Grundsteinlegung war von den Kindern der Religionsgruppe der Jüdischen Gemeinde Darmstadt umrahmt worden, die zu Beginn der Veranstaltung mit dem gesungenen „Hallelujah" und zum Abschluß mit „Ose Schalom" ebenso liebenswürdig wie eindrucksvoll deutlich machten, daß die nächste Generation bereitsteht, um die neue Synagoge mit Leben zu erfüllen.

Trotz der etwas verspätet stattgefundenen Grundsteinlegung ist das Synagogenprojekt im Rohbau bereits weit fortgeschritten. Der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby, der von einer städtischen Jury unter fünf jüdischen Architekten ausgesucht und mit den Bauarbeiten beauftragt wurde, rechnet mit der Fertigstellung des Rohbaus noch in diesem Jahr. In den verbleibenden zwölf Monaten soll der Innenausbau so plangerecht vonstatten gehen, daß auf den Tag genau am 9. November 1988, am fünfzigsten Jahrestag der Pogromnacht, die Einweihung von Synagoge und Gemeindehaus stattfinden kann.

Allgemeine Jüdische Wochenzeitung

Grundsteinlegung im Synagogen-Rohbau Darmstadt

Am 9. November 1988 soll das jüdische Gotteshaus in Darmstadt eingeweiht werden. 1938 wurde die Synagoge zerstört. 10,5 Millionen DM kostet die Synagoge in der Glässingstrasse 26. Die Stadt Darmstadt ist die einzige deutsche Stadt, die ihre jüdischen Mitbürger mit einem Neubau entschädigt.

Die Grundsteinlegung erfolgte Anfang August. Oberbürgermeister Güntner Metzger bezeichnete den Wiederaufbau der Synagoge als ein wichtiges Stück Geschichte im Leben des jüdischen Volkes, der jüdischen Gemeinde und im Leben der Stadt Darmstadt. Geschichte sei Vergangenheit und Zukunft zugleich. In tiefer Trauer und Scham gedachte er des barbarischen Naziregimes. Die Vergangenheit hole die Völker immer wieder ein, und jede Generation müsse sich mit ihrem Glanz und ihrem Elend, ihren Höhepunkten, vor allem aber ihren Abgründen auseinandersetzen und daraus Lehren für die Zukunft ziehen. Dieser „Wiederaufbau" sei ein materieller und geistiger zugleich, betonte Metzger. Er hoffe, dass das Gotteshaus von allen getragen werde.

Was dieser Neubau für die jüdische Gemeinde Darmstadt bedeutet, macht deren Vorsitzender Josef Fränkel bewusst. Die jüdische Gemeinde Darmstadt habe sich lange Zeit seit 1948 als eine Selbsthilfegruppe verstanden, die sich eines Tages wieder auflösen würde. Inzwischen hätten sich ihre Ziele grundlegend verändert. In der langen Zeit des Übergangs sei das Gemeindehaus in der Osannstrasse nicht nur Ort des Betens, sondern auch sozialer Bezugspunkt jüdischen Lebens gewesen, erklärte Fränkel.

Die künftige Synagoge bezeichnete Fränkel als einen leicht zugänglichen Ort für gemeinsame Erfahrungen und Verständigung.

Den älteren Juden solle sie das Gefühl vermitteln, dass es richtig war, hiergeblieben zu sein und der Zukunft ihrer Kinder eine neue Grundlage geschaffen zu haben. Auch Grüsse der beiden christlichen Kirchen wurden überbracht.

Nachdem Vorstandsmitglied Moritz Neumann — Direktor des Landesverbandes Hessen der Jüdischen Gemeinden — den Text der Urkunde vorgelesen hatte, wurde das von Günther Metzger und Josef Fränkel unterzeichnete Dokument mit einigen deutschen Münzen, dem Buch „Juden als Darmstädter Bürger", einem „Darmstädter Echo" vom 12. August 1987 sowie einer

„Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung" in eine Metallkassette gelegt. Rabbi Lipschitz dankte bewegt allen, die zur Verwirklichung des Projekts beigetragen haben. Der jüdische Kinderchor umrahmte die Grundsteinlegung musikalisch. Rabbi Lipschitz stellte das Motto „Alles was Odem hat, preise den Ewigen" voran.

JUDITH SCHWARZENBERG

Israel-Nachrichten, September 1987

Viele hundert Menschen gedenken schweigend der Opfer

(ari). Schweigend und mit Lichtern in den Händen zogen gestern abend etwa fünfhundert Menschen – darunter viele Jugendliche – durch die Darmstädter Innenstadt. Sie erinnerten an den Jahrestag der Pogromnacht vom 9. November 1938, als die Hetze gegen die Juden einen ersten Höhepunkt erreichte und in Deutschland die Synagogen brannten. An der Baustelle der neuen Synagoge in der Wilhelm-Glässing-Straße sang und betete die Menge gemeinsam.

Vor dem Schweigemarsch hatten sich die Darmstädter am Mahnmal in der Bleichstraße – an dem Standort der früheren orthodoxen Synagoge – zu einer Gedenkfeier versammelt. In den vergangenen Jahren waren diese Feiern immer im kleinen Kreis begangen worden: von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde, einigen Kommunalpolitikern. Zum ersten Mal wurde gestern das stille Gedenken an die Pogromnacht zu einem öffentlichen Ereignis.

Moritz Neumann, Geschäftsführer des Landesverbands jüdischer Gemeinden in Hessen und Vorstandsmitglied der Darmstädter Gemeinde, freute sich über die große Zahl junger Teilnehmer. Er erinnerte sie an ihre Verantwortung: „Sie müssen gemeinsam mit uns dafür sorgen, daß Ereignisse wie jenes, dessen wir heute gedenken, niemals mehr geschehen. Sie sind die neue Generation unserer Gesprächspartner, unserer Nachbarn, unserer Umwelt, mit der wir vielleicht in eine neue Ära jüdischen Lebens in Deutschland gehen können."

Mit Blick in die Zukunft sagte Neumann, die jüdische Gemeinde vertraue fest auf die Worte des Oberbürgermeisters Günther Metzger, die neue, von der Stadt finanzierte Synagoge werde von allen Darmstädtern „mit glühendem Herzen" getragen. „Uns erfüllen diese Worte mit der Gewißheit, daß bei den Politikern dieser Stadt die Erkenntnis darüber besteht, daß es noch lange dauern wird, bis eine jüdische Gemeinde von der Größe dieser in Darmstadt aus eigener Kraft in die Lage versetzt wird, ihre Zukunft zu meistern."

Nach Moritz Neumanns Worten ist die Synagoge in Darmstadt ein Symbol dafür, daß jüdisches Leben in Deutschland eine Zukunft hat – „damit die Zeit der Entwurzelung, auch der geistigen, zu Ende geht".

Bürgermeister Peter Benz nannte das Gedenken an die Pogromnacht einen Anlaß, das Bewußtsein gegen Gewaltherrschaft und Unfreiheit zu schärfen. Er appellierte an die Zuhörer, zur eigenen Geschichte zu stehen und die Erinnerung an das Leid der Verfolgten wachzuhalten. „Die Toten haben einen Anspruch auf die Solidarität von uns Nachgeborenen."

Die jüdische Gemeinde hat, so sagte Benz, eine Brücke des Zusammenlebens gebaut, „die wieder trägt, wenn wir sie nicht für selbstverständlich halten, sondern sie achten und hüten". Mit dem Synagogenbau wollten Stadt und Bürgerschaft sichtbar machen, daß sie bereit seien, aus der Vergangenheit zu lernen und für die Zukunft zu kämpfen. Benz dankte der Edith-Stein-Schule für die Initiative zu dem Schweigemarsch. William Usher sprach anschließend das jüdische Totengebet.

Unterbrochen wurde die Feier von einer jungen Frau, die im Namen der Vereinigung „Gemeinsam gegen Ausländerfeindlichkeit" die Judenverfolgung zur Nazizeit mit heutiger Diskriminierung verknüpfte. Moritz Neumann kommentierte ihre Rede mit den Worten: „Was sie gesagt hat, ist sicher diskutierenswert. Aber brennende Gotteshäuser sind doch noch etwas anderes."

Darmstädter Echo, 10. 11. 1987

Glasfenster, die in die Kunstgeschichte eingehen werden

Die Entwürfe des Engländers Brian Clarke für die Darmstädter Synagoge finden in der Fachwelt begeistertes Lob

(röd). Die Entscheidung ist gefallen: Die zwölf Schmuckfenster der neuen jüdischen Synagoge – sie sind jeweils sechs Meter hoch und einen Meter breit – werden von dem in Fachkreisen weltweit bekannten, britischen Glaskünstler Brian Clarke (34) gestaltet. Einem entsprechenden Wunsch des Gemeindevorstandes hat sich die Bürgeraktion „Initiative: Synagoge 88" in ihrer jüngsten Sitzung angeschlossen, von der – wie berichtet – die Finanzierung aus Spendengeldern übernommen wird.

Zuvor waren bereits dem Magistrat die Entwürfe vorgestellt worden. Bürgermeister Peter Benz: „Dieses Kunstwerk vereint jüdische Religion und moderne Kunst. Es wird darüber hinaus mit Sicherheit nationale und internationale Bedeutung erlangen."

Vor den Mitgliedern der Bürgeraktion sprach der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Josef Fränkel, von einer intensiven und sorgfältigen Meinungsbildung innerhalb des Vorstandes, Fränkel: „Die Absicht, uns Glasfenster zu schenken, weil sie von den Nazis damals als erstes zertrümmert wurden, hat uns tief bewegt. Darin drückt sich in besonderem Maße die Fähigkeit des Mitfühlens aus. Diesem emotionalen Anspruch werden die Entwürfe von Brian Clarke uneingeschränkt gerecht."

Als „Werke von hoher, innerer Bedeutung" würdigte die Kunsthistorikerin und Leiterin der Glasfensterabteilung im Hessischen Landesmuseum, Dr. Suzanne Been die Entwürfe des Londoner Künstlers. In einem Raum, der Schrift und Wort gewidmet sei, wären eruptive, gefühlsbetonte Kunstwerke nicht am Platz. Die gewählten Fenstermotive vermieden „einlullende Gefälligkeit und den schönen Schein einer rein dekorativen, ornamentalen Zutat".

Die Fenster an der dunkleren Nordseiteund sind vorwiegend in Rot – mit unterschiedlichen Gelb-Orangetönen – und an der helleren Südseite in Blau, mit unterschiedlichen Opalweiß-, Bläulichweiß – und Hellblautönen gestaltet. Durch diese Farbgestaltung, so Suzanne Beeh, wird sich in der Synagoge nie ein loderndes Farbspiel entwickeln – „das die Sinne verführt und sich beherrschend auf das Gefühl auswirkt".

Auch der Architekt und Kunstsachverständige Guntram Mätzler aus Bregenz bekundete dem jüdischen Gemeindevorstand, auf dessen Bitte hin, sein Betrachtungsfazit. Die Entwürfe hätten auf ihn „einen tiefen Eindruck" gemacht. Die in der jüdischen Religion bedeutungsvolle Zahl Sieben – beispielsweise wiederkehrend in der Schöpfungsgeschichte, der Wocheneinteilung und im Leuchter – sei das mathematisch-geometrische Ordnung jedem Fenster zugrundegelegt. In die großflächig räumliche Ordnung des farblich eindrucksvoll variierten Rasters erschienen die Individuen wie hineingestreut – Menschen, Gruppen, Schicksale. Mätzler: „Es ist zu vermuten, daß hier ein Kunstwerk entsteht, das in die Kunstgeschichte eingehen wird."

Voll des Lobes ist auch der Architekt Alfred Jacoby, in Frankfurt beheimateter Planer der Synagoge, der einen geradezu idealen Bezug zu seiner Architektur feststellt. Die Strukturen der Glasfenster nähmen die Geometrie der Synagoge als Thema auf. Sie verdeutlichen ein „geheimes Netzwerk" von Quadraten, das an Boden, Decken und Wänden unsichtbar bleibe und dafür in den Glasfenstern zum Ausdruck komme. Überdies dokumentiere der Künstler mit seiner gelbroten Serie den Aspekt des Leidens der Juden in der Geschichte und mit der blau-weißen Serie das Prinzip der Hoffnung.

Der als Kunsterzieher früher lange Jahre in Darmstadt tätige Professor Leo Leonhard faßte seine Eindrücke über die Entwürfe von Brian Clarke in einer Stellungnahme mit den Worten zusammen: „Aus der Zusammenschau der bisher ausgemachten Ausdrucksqualitäten ergibt sich ein Aussagekomplex, der teilweise kaum wortfähig ist. Vergangenheit und Zukunft sind in der Synagoge für den Besucher ebenso gegenwärtig wie Niedergang und Aufstieg, Zerstörung und Aufbau, Anarchie und Gesetz, männliche und weibliche Kraft, Verzweiflung und Hoffnung".

Darmstädter Echo, 8. 12. 1987

Leiden und Hoffnung

Die Fenster der neuen Darmstädter Synagoge

Es sind Werke von hoher, innerer Bedeutung" — diese Worte fand die Kunsthistorikerin und Leiterin der Glasfensterabteilung im Hessischen Landesmuseum, Dr. Suzanne Beeh, für die Entwürfe jener zwölf Fenster, die künftig — jeweils sechs Meter hoch und einen Meter breit — die neue jüdische Synagoge in Darmstadt zieren sollen. Sie stammen von dem in Fachkreisen weltweit bekannten, britischen Glaskünstler Brian Clarke (34) aus London und werden von einer Bürgeraktion „Initiative: Synagoge 88" aus Spendengeldern finanziert.

Josef Fränkel, Vorsitzender der Darmstädter jüdischen Gemeinde, dazu: „Die Absicht, uns Glasfenster zu schenken, weil diese von den Nazis damals als erstes zertrümmert wurden, hat uns tief bewegt. Darin drückt sich in besonderem Maße die Fähigkeit des Mitfühlens aus.

Diesem emotionalen Anspruch werden die Entwürfe von Brian Clarke uneingeschränkt gerecht."

Die Fenster an der dunkleren Nordseite der gegenwärtig im Bau befindlichen Gebetsstätte sind vorwiegend in Rot — mit unterschiedlichen Gelb-/Orangetönen — und an der helleren Südseite in Blau — mit verschiedenen Opalweiß-, Bläulichweiß- sowie Hellblautönen — gehalten. Sie dokumentieren einerseits das Leiden der Juden (rot) in der Geschichte und andererseits das Prinzip der Hoffnung (blau). Die beiden Hauptfenster an der Ostseite haben ein blau/grünes Grundmotiv. Sie veranschaulichen Bewegung, Zukunft und Feierlichkeit.

Durch die Farbgestaltung — so Dr. Suzanne Beeh — wird sich in der Synagoge nie ein „loderndes Farbenspiel" entwickeln, das „die Sinne verführt und sich beherrschend auf das Gefühl auswirkt". In einem Ort, der Schrift und Wort gewidmet sei, wären eruptive und gefühlsbetonte Kunstwerke nicht am Platz.

Auch auf den Architekten und Kunstkenner Guntram Mätzler aus Bregenz machten die Entwürfe „einen tiefen Eindruck". Die in der jüdischen Religion bedeutungsvolle Zahl sieben (sie steht beispielsweise für die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte oder für den siebenarmigen Leuchter) sei als mathematisch-geometrische Ordnung jedem Fenster zugrunde gelegt. In das „farblich eindrucksvoll variierte" Raster erscheinen die Individuen wie hineingestreut — Menschen, Gruppen, Schicksale.

Voll des Lobes ist auch Architekt Alfred Jacoby, in Frankfurt beheimateter Planer der Synagoge, der einen geradezu idealen Bezug zu seiner Architektur feststellt. Die Strukturen der Glasfenster nähmen die Geometrie der Synagoge als Thema auf. Sie verdeutlichten ein „geheimes Netzwerk" von Quadraten, das an Boden, Decken und Wänden unsichtbar bleibe und dafür in den Glasfenstern zum Ausdruck komme. Der in Mainz lehrende Kunstprofessor Leo Leonhard, einst lange Jahre in Darmstadt tätig, faßte seine Eindrücke über die Entwürfe mit den Worten zusammen: „Aus der Zusammenschau der bisher ausgemachten Ausdrucksqualitäten ergibt sich ein Aussagekomplex, der teilweise kaum wortfähig ist. Vergangenheit und Zukunft sind in der Synagoge für die Besucher ebenso gegenwärtig, wie Niedergang und Aufstieg, Zerstörung und Aufbau, Anarchie und Gesetz, männliche und weibliche Kraft, Verzweiflung und Hoffnung."

In Darmstadt waren in der sogenannten „Reichskristallnacht", am 9. November 1938, drei Synagogen von fanatisierten Bürgern angezündet worden. Im nächsten Jahr, ein halbes Jahrhundert nach den Nazi-Pogromen, wird die jüdische Gemeinde wieder eine Synagoge — mit zugehörigem Gemeindezentrum — erhalten. Das Projekt, im Stadtparlament angeregt und einmütig beschlossen, finanziert die Stadt mit 10,4 Millionen Mark.

Eine würdige Innenausgestaltung des neuen Gotteshauses wollte die „Initiative: Synagoge 88" gewährleisten, die im Sommer 1985 gegründet wurde. Ihr gehören Menschen aller Konfessionen, Mitglieder der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, interessierte Bürger und Vertreter sämtlicher ins Stadtparlament gewählten Parteien an.

Die Schmuckfensterentwürfe der Bürgeraktion wurden kürzlich dem Magistrat vorgestellt. Bürgermeister Peter Benz (SPD) zeigte sich beeindruckt: Dieses Kunstwerk vereine jüdische Religion und moderne Kunst. Es werde sicherlich nationale und internationale Bedeutung erlangen.

RÜDIGER BREUER

Frankfurter Rundschau, 21. 12. 1987

Kuppel als Wahrzeichen und Mahnmal

(KS). Baudezernent Dr. Wolfgang Rösch war gestern von dem Panorama beeindruckt: Zwei benachbarte Kuppeln sind Wahrzeichen für religiöse Toleranz in Darmstadt. Die alte, größere, gehört der Kirche St. Ludwig, mit der die Katholiken im protestantischen Darmstadt zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausdrücklich . willkommen geheißen wurden. Die kleinere, die gestern montiert wurde, gehört zur neuen Synagoge, deren Vollendung in diesem Jahr bevorsteht.

Die Wilhelm-Glässing-Straße steht nur 150 Meter von der Ludwigskuppel entfernt. Doch anders als diese zeugt sie nicht nur von Toleranz, sondern wird ein Mahnmal sein gegen Brutalität und Gleichgültigkeit. Die Bürger der Stadt bauen die Synagoge im Gedenken an die Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser am 9. November 1938.

Zum fünfzigsten Jahrestag wird die neue Synagoge eingeweiht. Sie wird ein Geschenk der Stadt Darmstadt an die jüdische Gemeinde, ein Symbol der Wiedergutmachung für den Rassenwahn der Nazizeit. Darmstädter Bürger und Firmen haben mit Spenden zu ihrer Innenausgestaltung, vor allem zur Anschaffung der Glasfenster, beigetragen. Noch ungeklärt ist die Finanzierung einer Bronze-Flügeltür für den Tora-Schrein. Ein Entwurf des israelischen Künstlers Frank Meisler liegt vor.

Die Fenster des britischen Glaskünstlers Brian Clark dagegen sind schon fast fertig. Bevor sie aus der Werkstatt nach Darmstadt kommen, unternehmen sie jedoch noch eine weite Reise. Im Sommer sollen sie in der renommierten New Yorker Galerie Leo Castelli ausgestellt werden. Zur Eröffnung der Synagoge im November gibt es eine Brian-Clark-Ausstellung im Hessischen Landesmuseum Darmstadt.

Rösch, sein Hochbauamtsleiter Heinz Dieffenbach und Bauleiter Walter Schönig besichtigten gestern im Anschluß an die Montage der Kuppel, die sich wie ein Richtkranz über das Haus gesenkt hatte, die Baustelle, gemeinsam mit den Architekten Alfred Jacoby und Martin Neugebauer. Jacoby hat die Kuppel in zwölf Segmente gegliedert, als Symbol für die zwölf Stämme des Volkes Israel. Sie hat einen Durchmesser von sieben Meter, eine Höhe von dreieinhalb Meter und ein Gewicht von vier Tonnen.

Die Leute vom Bau waren sich gestern einig: Ohne den milden Winter wäre die Fertigstellung zum 9. November 1988 fraglich geworden. So aber war das Gebäude am 20. Dezember winterfest: die Fenster drin, die Dachöffnungen für die Kuppeln abgedeckt, die Heizung in Betrieb. Damit konnte der Innenausbau zügig vorangehen. Rösch gestern: „Mir gefällt die Synagoge immer besser, je öfter ich hierher komme."

Darmstädter Echo, 26. 3. 1988

Die Nacht, als die Synagogen brannten

(ate). „Der bevorstehende Jahrestag des Novemberpogroms ist zunächst ein Anlaß, der Opfer zu gedenken", sagte Dr. Wolf-Arno Kropat am Mittwoch abend im Georg-Moller-Haus in seinem Vortrag über die Pogromnacht vom 9. November 1938. Der Vortrag war der Auftakt zur Reihe

„Aktuelles Forum„ der Volkshochschule, an der auch die evangelische Akademie, das katholische Bildungszentrum, die jüdische Gemeinde, die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und die Initiative Synagoge '88 beteiligt sind.

Kaum eine jüdische Familie in Deutschland war von dem Geschehen nicht betroffen. Rund 30 000 jüdische Männer sind in die Konzentrationslager Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau deportiert worden. Fast alle Synagogen wurden angezündet oder demoliert, viele jüdische Geschäfte zerstört, die Waren auf die Straße geworfen oder geplündert. Ähnliches geschah mit vielen Wohnungen von Juden. Die brutalen Ausschreitungen der Nazis waren ein Massenverbrechen, das in aller Öffentlichkeit stattfand – kaum jemand von der nichtjüdischen Bevölkerung konnte später sagen, er habe davon nichts gewußt.

Dr. Kropat, Archivdirektor am Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, erinnerte an den Anlaß des Pogroms, das Attentat des siebzehnjährigen Juden Herschel Grünspan auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath in Paris. Der folgende Pogrom im ganzen Reichsgebiet nahm seinen Ausgang vom Treffen hoher SA- und Parteiführer am 9. November 1938 in München.

In Darmstadt erhielt der SA-Brigadeführer Lucke am 10. November um 3 Uhr den Befehl, im Zuständigkeitsbereich dieser Brigade sämtliche jüdischen Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen. Die Aktion sei in Zivil auszuführen, bis 8.30 Uhr werde Vollzugsmeldung erwartet. Daneben organisierte Goebbels über die Propagandaämter eine zweite Welle von Gewaltaktionen. Die dritte Aktion ging von der Gestapo in Berlin aus: Mehr als 30 000 vor allem wohlhabende Juden wurden verhaftet – mit dem Ziel, daß die jüdischen Geschäfte „arisiert" würden und deutsche Juden auswanderten.

In Darmstadt versuchten 13 SA-Männer in Zivil mit einem Sack Heu und mit einer Gießkanne voll Benzin am frühen Morgen jenes 10. November, die Synagoge in der Bleichstraße anzuzünden. Dieser Versuch scheiterte zunächst. Erst nach einer weiteren Brandstiftung am frühen Vormittag brannte das jüdische Gotteshaus im Beisein von Feuerwehr, Polizei, Bürgermeister und einer großen Zahl von Schaulustigen endgültig ab. Das gleiche Schicksal erlitten die Synagogen in der Friedrichstraße und in Eberstadt. Zerstört wurden in Darmstadt, Eberstadt und Arheilgen auch jüdische Geschäfte und Wohnungen.

Von den Pogromen wurde Hessen besonders schwer betroffen. Hier war der jüdische Bevölkerungsanteil seit jeher größer als in anderen Provinzen des Reiches. „Es zeigte sich an diesem Tag, daß auch die enge Nachbarschaft, in der Juden und Christen oft seit Jahrhunderten gelebt hatten, die ortsansässigen Juden vor Gewalttaten nicht schützte", sagte Dr. Kropat.

In Reichelsheim im Odenwald ordnete ein SS-Kommando an, die ortsansässigen Juden herbeizuholen. Dann zündete man vor der Synagoge ein Feuer an, um Kult- und Einrichtungsgegenstände zu verbrennen. Die Juden mußten sich an den Händen fassen und um das Feuer tanzen. In Höchst versammelten sich 150 bis 200 Menschen vor der Synagoge, um am Abend des 10. November bei der Zerstörung zu helfen. Beteiligt war auch die Feuerwehr.

In Nordhessen begannen die Pogrome schon am 7. November – wenige Stunden, nachdem die Nachricht über das Attentat auf vom Rath vom Rundfunk gemeldet wurde. Nach jüngsten Ermittlungen ist es die Kasseler Gestapo und möglicherweise auch die Verfügungstruppe der Arolser SS gewesen, die das Pogrom in Kassel inszeniert hat. Über die Vorgänge in Nordhessen wurde bereits am 8. November in Berlin Bericht erstattet. Darauf soll auch folgende Verhaftungswelle fußen.

Darmstädter Echo, 3. 10. 1988